

Sherwa mi - Viel' Steine gab's und wenig Brot

Eine Sherpa-Tochter erzählt

von

Lhakpa Sherpani

**Bad Honnef: Deutsche Stiftung für Internationale Entwicklung
1994**

**allen Sherpa-Frauen, die bei der Geburt eines Kindes gestorben sind,
und allen Sherpa-Frauen, die kein Land erben durften
und in die Fremde gehen mußten**

Inhalt

Vorwort: Die <i>Sherwa mi</i> in Zeit und Raum	S.	6
Ereignisse in der Sherpa-Gesellschaft	S.	11
Ein Leben ohne Uhr und Kalender	S.	11
Erste Erinnerungen	S.	14
<i>Gawa</i> (der alte Mann)	S.	19
Die gelähmte Sherpa-Frau	S.	19
<i>Kiduk</i> (Schicksal)	S.	20
Das Mädchen Mukpipum	S.	21
Der verarmte <i>munmin</i> (Bürgermeister)	S.	22
Die alte Frau, der zweimal die Hütte abbrannte	S.	23
Ein Mädchen verläßt das Elternhaus	S.	24
Ehebruch	S.	25
Ein Mann heiratet zwei Frauen	S.	26
Das Mädchen Dali	S.	28
Dorfereignisse	S.	29
<i>Semgyi mendok sharsung</i> (Gedankenblüten sind aufgegangen)	S.	30
Krumme Geschäfte	S.	31
Die eifersüchtigen Arbeitgeberinnen	S.	32
Die alte Witwe	S.	34
Die Leere - der Tod als Teil des Lebens	S.	35
Die Voraussagung	S.	39
Barfuß im Schnee	S.	39
Kartoffeln gegen Süßkartoffeln	S.	40
Pockenimpfung	S.	41
Die Steuereintreiber	S.	42
Spiele	S.	43
Tiere	S.	47
Was man von Tieren wissen sollte	S.	47
Die heilige Kuh	S.	49
Der Wasserbüffel aus Kundruk	S.	49
Die Kuh aus Akang	S.	50
<i>Kha tamo</i> (Wölfe)	S.	50
<i>Zig</i> (Leopard)	S.	52
Die Bettlerin	S.	53
Der Bärenötter	S.	54
Natur	S.	56
<i>Hrere</i>	S.	56
Das große Feuer	S.	57
Das große Erdbeben	S.	57
Der Blitz	S.	58
Auf den Hochweiden	S.	59
<i>Womi Tso</i>	S.	59

Der neue Holzlöffel	S.	62
Untere Sommerweide	S.	63
Handel	S.	67
Butter nach Namche	S.	67
Tauschgeschäft	S.	68
Weggelaufen	S.	70
Unfälle	S.	81
Der Mann, der morgens Grünfutter holen ging	S.	81
Der junge Schwiegersohn	S.	81
Schlechte Nachrichten vom schwarzen Raben	S.	82
Das Kind, das keiner haben wollte	S.	83
Das Mädchen, das vor der Heirat davonlaufen wollte	S.	84
Verbrennungen und Verbrühungen	S.	84
Unfall und Justiz	S.	85
Knochenbrüche	S.	87
Die Familie	S.	88
Verwandtschaftsbeziehungen	S.	88
Vaters Familie	S.	90
Großvaters Totenfest	S.	93
<i>Gaga</i> (Großmutter)	S.	95
Chechang Che	S.	97
Charakterbestimmung	S.	100
Mutters Dauerkrankheit	S.	100
Hilfe, Mutter liegt im Sterben	S.	104
Meine armen Neffen	S.	104
Erzählungen und Mythen	S.	109
Die Erschaffung des Menschen	S.	109
Die Boten des Gottes	S.	109
Die sieben Geschwisterinnen	S.	110
Himmel und Erde	S.	110
Die Schulden der Sonne und des Mondes an Tsamatsereki	S.	110
Der Fuchs und der Bär	S.	111
Die drei Schwestern	S.	112
Die sieben Schwestern	S.	113
<i>Gawa gama</i> (Opa und Oma)	S.	113
Die geraubte Frau	S.	114
Der Lumpenkönig	S.	116
Der <i>penbu</i> und Pawa Cherenzi	S.	117
Die Schulden des armen Mannes	S.	118
Die böse Stiefmutter	S.	118
<i>Tenma</i> (weiblicher Yeti)	S.	121
<i>Tenma</i> und <i>tenba</i> (männlicher Yeti)	S.	122
Nachbarvölker	S.	124
Gurung	S.	124
Kami	S.	124

Jethi, eine Schmiedetochter	S. 126
Vertreibung	S. 128
Tamang	S. 129
Die zornigen Verwandten	S. 130
Das Mädchen Tsamji	S. 130
Rai	S. 131
Tibetische Flüchtlinge	S. 133
Lieder und Gesänge	S. 136
<i>Ai pumi ula</i>	S. 136
Sehnsucht	S. 136
Pubertät	S. 137
Mero Maya - meine Liebe	S. 137
Das Warten	S. 138
<i>Lada tonggup</i> (Ein Mädchen zieht zum Ehemann)	S. 139
Sherpa-Weisheiten	S. 141
Das Verlassen der Heimat	S. 148
Ureinwohnerin begegnet Menschen mit gelben Haaren und weißen Augen	S. 148
Aufnahme ins Expeditionsteam	S. 149
Mit dem Forschungsteam in Khumbu	S. 152
Der Weg nach Kathmandu	S. 154
Abschied von Nepal	S. 158
Wanderin zwischen den Welten	S. 161
Zwischenstop Indien	S. 161
Endlich wieder in Nepal	S. 163
Zur indischen und zur chinesischen Grenze	S. 165
Heimkehr nach sieben Jahren	S. 167
Wiedersehen mit der Familie	S. 168
Es gibt viel zu erzählen	S. 170
Ungekannte Konditionsmängel	S. 171
Im Dorf	S. 174
Erneuter Abschied	S. 176
Pokhara	S. 178

Vorwort: Die *Sherwa mi* in Zeit und Raum

Die *Sherwa* sind eine der zahlreichen Völkerschaften Nepals. Sie sind sicherlich besser bekannt unter dem Namen *Sherpa*; *Sherwa* ist lediglich die Aussprache dieses Wortes, wie sie im Heimatgebiet der Autorin gebräuchlich war, als sie dort in den fünfziger und sechziger Jahren aufwuchs. Das Wort *mi* bedeutet "Mensch(en)". Um unnötige Verwirrungen zu vermeiden, wird im folgenden Text der Begriff *Sherpa* vorgezogen. Meist bringt man mit dem Wort *Sherpa* jene Menschen in Verbindung, die bei den teilweise wahnwitzigen Hochgebirgsexpeditionen der Europäer, Amerikaner, Australier und Japaner als Führer und Lastenträger fungieren. Doch nicht alle, die in der Presse als *Sherpa* bezeichnet werden, sind auch in der Tat solche. Das Wort *Sherpa* ist heute zum Synonym für Hochgebirgsträger und -führer schlechthin geworden.

Das vorliegende Buch beschäftigt sich jedoch schwerpunktmäßig mit jenen Menschen, die aus der ethnologischen Literatur als das Volk der *Sherpa* bekannt sind. Gerade über die *Sherpa* ist von westlichen, teilweise auch nepalischen, Autoren schon recht viel geforscht und geschrieben worden. Es fehlt bis heute jedoch eine Darstellung der alltäglichen Probleme, Lebensweisen und Vorstellungen der *Sherpa* aus ihrer eigenen Sicht.

Wie alle ethnischen Kulturen Nepals ist auch die der *Sherpa* in einem erheblichen Maße vom Verfall bedroht. Die Ursachen liegen nicht nur in der Begegnung mit westlichen Werten und Lebensweisen, die seit den fünfziger Jahren zunehmend auf dem Weg über die sogenannte Entwicklungshilfe, wissenschaftliche Forschungen, den Tourismus und die Verbreitung und Inhalte der Medien über das Land und somit auch über die *Sherpa* hereingebrochen sind. Sie liegen auch in der Art des Umgangs mit und der Einstufung der ethnischen Gruppen durch die herrschende Schicht des Landes, die den hohen Hindukasten angehört. Seit der militärischen Einigung Nepals durch die Shah-Dynastie des kleinen mittelnepalischen Königiums Gorkha vor gut 200 Jahren sind die nepalischen Herrscher bemüht, ihre Kultur und Sprache auf Kosten der Kulturen und Sprachen der zahlreichen anderen Völkerschaften des Landes durchzusetzen. Diese staatliche Politik wurde zu keiner Zeit vehementer und rücksichtsloser verfolgt als in der Zeit des sogenannten Panchayat-Systems König Mahendras (1960-1990). Hinduistische Werte und Vorstellungen und das Nepali als die Sprache der herrschenden Schicht wurden zu den Grundpfeilern eines neuen nepalischen Nationalismus. Frei von parteipolitischen Querelen bemühte sich das parteilose Panchayat-System verstärkt um eine Verwirklichung dieser nationalistischen Ideale.

Aus der Sicht der ethnischen Gruppen des Landes stellt sich diese Phase der jüngsten nepalischen Geschichte jedoch ganz anders dar. Wollten sie am modernen nepalischen Staat partizipieren, dann blieb ihnen keine andere Wahl, als den staatlichen Nationalismus zu akzeptieren, die eigene Kultur und Sprache zurückzustellen und sich möglichst weitgehend der Kultur und Lebensweise der herrschenden Schicht des Landes anzupassen. Welche Folgen dies für die traditionellen Sprachen und Kulturen der ethnischen Gruppen Nepals hatte, braucht hier wohl nicht weiter ausgeführt zu werden. Die gezielte Zersetzung der ethnischen Kulturen begann bereits in der Schule. Gut geführte private Schulen, wie die von Edmund Hillary im *Sherpa*-Gebiet gegründeten, wurden in der Panchayat-Zeit verstaatlicht und verloren erheblich an Wert. Betrachtet man die staatlichen Schulbücher dieser Zeit, so fällt auf, daß sie fast

ausschließlich Themen aus der hinduistischen Kultur- und Lebenswelt ansprechen; die ethnischen Kulturen werden kaum erwähnt.

Was dies für die mittlerweile herangewachsene Jugend der Panchayat-Zeit bedeutete, läßt sich leicht feststellen, wenn man sich mit ihr über die traditionelle Kultur ihrer ethnischen Gruppen unterhält. Die Sherpa haben bis heute ihre Sprache weitgehend erhalten können; dies gilt glücklicherweise nicht nur für ihr eigentliches Siedlungsgebiet, sondern auch für die immer zahlreicher werdenden Sherpa des Kathmandutals. Es ist aber erschütternd, wie wenige Kenntnisse viele junge Frauen und Männer heute von den traditionellen Erzählungen, Liedern, Gedichten und Denkweisen der Sherpa besitzen. Als die Autorin im Sherpa-Gebiet aufwuchs, gab es weder Radios noch Zeitungen, Bücher und sonstige Medien. Die Menschen hatten viel Zeit zum Singen, Tanzen und Erzählen. Die Jugendlichen trafen sich in großen Gruppen, diskutierten ihre Probleme und versuchten, in Rollenspielen die Erwachsenen nachzuahmen. Heute müssen wir feststellen, daß der Jugend die alten Mythen und Erzählungen kaum noch bekannt sind. Sie kennen zwar noch einige Sherpa-Lieder und -Tänze, doch singen sie lieber Nepali-Lieder, mit denen sie aus allgegenwärtigen Transistorradios ausschließlich berieselt werden.

Die neue Verfassung, die 1990 nach dem erfolgreichen Sturz des Panchayat-Systems durch die Demokratiebewegung großer Teile des Volkes in Kraft trat, definiert Nepal weiterhin als einen Hindustaat, obgleich nach den Zensusergebnissen von 1991 die einzigen Nutznießer eines solchen Staates, die hohen Hindukasten, selbst nach offiziellen Angaben nicht mehr als 30% der Gesamtbevölkerung ausmachen. Dennoch bietet die neue Verfassung auch Ansatzpunkte für eine Verbesserung der Stellung der ethnischen Gruppen. So wurde das Bekenntnis in die Verfassung aufgenommen, daß Nepal ein multiethnischer und multilingualer Staat sei. In den politischen Richtlinien der neuen Verfassung (Artikel 26, Abs.2) wird die nepalische Regierung zum besonderen Schutz und zur Förderung der zahlreichen nepalischen Kulturen und Sprachen aufgefordert. Auch wenn seitens der nepalischen Staatsführung, die weiterhin mit den hohen Hindukasten identisch ist, keine Ansätze unternommen werden, um diese Vorschriften zu erfüllen, so bedeuten sie doch einen deutlichen Bruch zur Theorie des kulturellen Einheitsstaates, der noch zur Panchayat-Zeit angestrebt worden war. Es wurde damit ein Freiraum für eine größere politische Bewußtseinsbildung der verschiedenen ethnischen Gruppen geschaffen. Bereits in den achtziger Jahren war es zur Bildung einiger ethnisch begründeter Organisationen gekommen – nur ganz wenige ethnische Organisationen wurden bereits vor dem Jahr 1979 ins Leben gerufen –, doch nach der Volksbewegung vom Frühjahr 1990 schossen diese wie Pilze aus dem Boden.

Es geht eine Bewegung durch Nepal, die getragen ist von einem stetig wachsenden Selbstbewußtsein der diversen ethnischen Gruppen. Man besinnt sich wieder auf die eigenen kulturellen Werte, auch wenn diese von den heutigen Eliten zum Teil anders interpretiert werden. Mangels staatlicher Initiativen bemühen sich die ethnischen Organisationen, die Sprache, Kultur und Tradition ihrer jeweiligen Völkerschaften zu erhalten und zu pflegen. Zu den wichtigsten Aktionen gehören eine gewisse Standardisierung der eigenen, bis heute oft schriftlosen Sprache, die Gründung von Kulturzentren und Schulen und die Ausarbeitung und schriftliche Fixierung einer eigenen Geschichte, die eine Alternative zur einseitigen Sicht- und Interpretationsweise der offiziellen nepalischen Geschichte darstellen und die ethnischen Gruppen aus dem mythischen Dunstkreis der Geschichtslosigkeit herausführen soll.

Zur Erreichung eben dieses Ziels möchte das vorliegende Buch einen Beitrag leisten. Es wird bewußt auf all das verzichtet, was man über die ethnologisch gut erforschten Sherpa in zahlreichen Abhandlungen nachlesen kann. Die Schwerpunkt liegt auf der traditionellen und emotionalen Darstellung der Denk-, Verhaltens- und Interpretationsweisen der Sherpa, wie sie aus dem alltäglichen Leben und dem Erzählgut deutlich werden. Es sollen in diesem Vorwort daher lediglich einige allgemeine Anmerkungen zu Geschichte, Lebensraum und Wirtschaft der Sherpa vorangestellt werden.

Die Sherpa sind eine noch relativ junge Gruppe des nepalischen Bevölkerungsmosaiks. Mitte der sechziger Jahre von einer deutschen Expedition durchgeführte Forschungen haben ergeben, daß sie zwischen 1530 und 1600 aus der osttibetischen Provinz Kham über den hohen Himalayapaß *Nangpa La* ins nepalische *Solu-Khumbu*, südwestlich des Mount Everest, eingewandert sind. Dies erklärt auch den Volksnamen: "Leute aus dem Osten (*sher*)". Die Landschaft *Solu-Khumbu* darf nicht mit dem gleichlautenden heutigen Distrikt *Solu-Khumbu* verwechselt werden; sie reicht im Westen über die Distriktgrenzen hinweg bis fast nach Jiri, während der südöstliche Teil des Distriktes nicht von Sherpa besiedelt ist. Unter dem ursprünglichen Begriff *Solu-Khumbu* werden die Landschaften *Khumbu*, *Pharak* und *Solu* zusammengefaßt. Die Autorin ist in jenem Teil des Sherpa-Gebietes aufgewachsen, der von den Sherpa als *Shorong* (nep. *Solu*) bezeichnet wird. Es ist dies das Gebiet, in dem die größte Anzahl Sherpa beheimatet ist. Die Sherpa siedeln in Shorong in Höhen zwischen etwa 2300 und 4000 Meter Meereshöhe. Die tiefer gelegenen Hänge sind anderen Volksgruppen vorbehalten. Zu diesen gehören Tamang, Rai, Sunwar, Newar, Gurung, Magar, Jirel, Tibeter, aber auch Hindukasten wie Chetri, Brahmanen (nep. *Bahun*), Kami, Damai, Gharti und Bhujel.

Das Klima in Shorong ist im Gegensatz zu dem des höher gelegenen Khumbu recht gemäßigt. Insbesondere in den Hauptsiedlungshöhen der Sherpa zwischen 2300 und 3000 Meter fällt im Winter nur selten Schnee und bleibt meist nicht lange liegen. Allerdings ist der Boden in den höheren Siedlungen oft wochenlang gefroren. Das Leben wird wie überall in Nepal in ganz entscheidender Weise vom Sommermonsun bestimmt, der zwischen Juni und September vom Golf von Bengalen kommend über Nepal hinwegzieht und dem Land ergiebige Niederschläge beschert. Während die Khumbu-Sherpa traditionell überwiegend von Viehzucht und Handel leben – Bergsteigerei und Tourismus haben auch hier große Veränderungen bewirkt – und oft große Yakherden besitzen, ist die Wirtschaft der Shorong-Sherpa eine Mischung aus Ackerbau, Viehzucht und Handel, wobei allerdings der Ackerbau dominiert. Die Hauptprodukte sind Kartoffeln, Weizen, Gerste, Mais, Buchweizen und Yams. Daneben werden in Gemüsebeeten Bohnen, Erbsen, Rettich, Kürbis, Gurken, Chilli und Knoblauch angebaut. Den Anbau von Weizen und Gerste kannten die Sherpa vermutlich schon in ihrem ursprünglichen Siedlungsgebiet in Ostt Tibet, während die Kartoffel wohl erst vor gut 100 Jahren eingeführt wurde, der Mais gar erst vor 40 Jahren. Immer beliebter wird auch das Anpflanzen von Obstbäumen – meist handelt es sich dabei um Äpfel, Pfirsische oder Aprikosen – auf den Feldterrassen.

Frühling und Sommer sind besonders arbeitsintensive Jahreszeiten. In den Monaten Mai bis Juli werden Gerste und Weizen geerntet und gebündelt, und anschließend werden Mais und Gemüse gepflanzt. Während des Monsuns werden die einzelnen Kartoffelpflanzen gehäuft und gepflegt. Gegen Ende des Sommers werden die Kartoffelpflanzen dann einzeln geerntet, sobald sie reif sind. Im Herbst wird das im Sommer gebündelte und trocken gelagerte Getreide hervorgeholt und gedroschen. Das

Stroh wird für die Tiere für den Winter aufgehoben. Die Zeit von August bis Dezember ist dem Pflügen, Kompostieren und abermaligen Pflügen der Felder gewidmet. Anschließend werden Gerste und Weizen gesät. Gleichzeitig werden das Gemüse und schließlich auch der Mais geerntet. Dann müssen die Felder für das Pflanzen der Kartoffeln vorbereitet werden. Diese Arbeit ist bis Mitte Januar abgeschlossen. Landwirtschaftliche Ruhepausen sind eigentlich nur die Monate Januar bis März und ein Monat im Sommer zwischen Getreide- und Kartoffelernte.

Die Sherpadörfer finden sich an weniger steilen Hangabschnitten. Es handelt sich meist um Streusiedlungen, bei denen die 15-25, heute vielfach auch über 30, Häuser inmitten der Felder liegen. Es gibt aber auch Reihensiedlungen, in denen die Häuser Seite an Seite entlang der wenigen Wege oder Pfade aufgereiht sind. Weit oberhalb der Dörfer, jenseits der natürlichen Baumgrenze, finden sich die Weidegründe der Sherpa, auf denen den ganzen Sommer über die Yakherden weiden. Diese Hochweiden sind im Gegensatz zu den Feldern im Dorf nicht im Besitz einzelner Familien, sondern gehören dem ganzen Klan. Gleiches galt bis zur Verstaatlichung der Klanländereien (*kipat*-System) auch für die Waldgebiete.¹

In diesem Lebensraum ist die Autorin in den fünfziger und frühen sechziger Jahren aufgewachsen. Das Verlassen der Heimat im Jahre 1965 bedeutete nur äußerlich einen gravierenden Einschnitt in ihrem Leben; innerlich ist die Erinnerung an die Zeit davor lebendig geblieben, als habe sie ihre Heimat erst gestern verlassen. Da sie selbst den Wandel der Sherpa-Gesellschaft in den vergangenen dreißig Jahren nicht mitgemacht hat, ist sie noch immer tief verwurzelt in der Sherpa-Kultur ihrer Jugend. Der Autorin wird der stetige Verfall derselben immer wieder deutlich, wenn sie ihre Heimat besucht. Hatte sie bei ihrer ersten Heimkehr nach sieben Jahren noch das Gefühl, daß sie selbst sich von ihrer Kultur entfremdet hatte, so muß sie heute im Rückblick feststellen, daß die in ihrer Erinnerung verhaftete traditionelle Kultur ihrer Jugend der heutigen Generation in Shorong wesentlich fremder ist als ihr selbst.

Natürlich kann man das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen, und das liegt auch nicht in der Absicht der Autorin. Mit der lebendigen Schilderung ihrer Jugenderlebnisse möchte sie jedoch der heutigen Generation ein Stück der jüngeren Geschichte der Shorong-Sherpa zurückgeben. Sie möchte die jetzige Jugend an die kulturellen Werte ihres Volkes erinnern, auf die sie stolz sein können und die ihnen Identität geben; sie scheut sich aber auch nicht, auf Fehlverhaltensweisen hinzuweisen, die bei den Sherpa wie bei allen Völkerschaften vorkommen. Der Alltag der Sherpa ist stets ein harter Kampf ums Überleben in einer oft schwierigen Umwelt gewesen – der Titel des Buches, "Sherwa mi - viel' Steine gab's und wenig Brot", erinnert daran. Gerade die traditionellen Werte und die eigene Kultur haben den Sherpa immer den nötigen Rückhalt gegeben, diesen Kampf zu meistern. Das Buch wendet sich in erster Linie an die Sherpa selbst. Im Rahmen des im Aufbau befindlichen Sherpa-Kulturzentrums in Salleri (siehe hierzu die Anmerkungen in Anhang II) soll es daher in die Sherpa-Sprache übertragen oder besser neu erzählt werden. Eine Übersetzung ins Nepali ist ebenfalls vorgesehen, da einerseits die für die Sherpa-Sprache verwendete tibetische Schrift bis jetzt nur in Klosterkreisen gelesen werden kann – ein Ansatz zur Abhilfe soll das erwähnte Schulprojekt in Salleri sein, in dem auch die Sherpa-Sprache und -Kultur gelehrt werden sollen – und es andererseits wichtig ist, daß auch andere nepalische Völkerschaften die Kultur der Sherpa aus deren eigener Sicht kennenlernen.

¹ Die Angaben zu Siedlungsweise, Ackerbau und Viehzucht basieren zum Teil auf den Schilderungen von Walter Limberg. (Limberg, Walter. 1982. *Untersuchungen über Besiedlung, Landbesitz und Feldbau in Solu-Kjumbu (Mount Everest-Gebiet, Ost-Nepal)*. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner.)

Da das Buch zahlreiche wahre Begebenheiten erzählt, wurden die Namen der genannten Personen abgeändert. Das gleiche gilt auch für die Namen von Ortschaften, soweit dies notwendig erschien. Meine Frau und ich möchten an dieser Stelle allen danken, die eine Veröffentlichung dieses Buches in deutscher Sprache ermöglicht haben. Das beginnt mit Professor Dr. Friedrich W. Funke und seiner Familie, die die Autorin nach Deutschland brachten und dort den Schulbesuch ermöglichten. An dieser Stelle sei auch den Lehrern der Autorin gedankt, von denen die Eheleute Sträßler sowie Frau Rogge und Frau Ruppert namentlich genannt werden sollen. Gedankt sei auch dem gesamten Forschungsteam, das 1965 der Autorin den ersten Kontakt mit einer für sie völlig fremden Welt und Kultur erleichterte, insbesondere Dr. Marlis Schmidt-Thomé (Thingo), Sushil Lama, aber auch den Freunden aus Khumjung, Sardar Urdgyen Sherpa, Mingma Sherpa, Lhakpa Sherpa und den beiden Pasang Sherpa, sowie Gyan Bahadur Kalikote, Dr. habil. Michael Oppitz und Dr. Walter Limberg. Nicht vergessen sei auch der vor zwanzig Jahren tödlich verunglückte Ang Geli Sherpa, der sich um die Ausreiseformalitäten bemühte.

Danken möchten wir auch Ang Dandi Lama, Ang Babu Lama sowie Tshiring Dorji Sherpa und Ang Dorji Sherpa und ihrem Team vom Sherpa-Kulturzentrum in Salleri, die uns zur Herausgabe dieses Buches ermutigten und ihm mit dem Aufbau des Kulturzentrums einen ganz besonderen Sinn gaben. Dank gilt all jenen, die die Autorin mit ihren begeisterten Kommentaren immer wieder ermutigt haben, wenigstens einen Teil ihres Wissens schriftlich niederzulegen. Dies waren nicht zuletzt die vielen Teilnehmer an den landeskundlichen Unterrichtsveranstaltungen der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung, die von der Autorin in den vergangenen zehn Jahren unterrichtet wurden. Namentlich danken möchten wir insbesondere Stephanie Zingel-Avé Lallemand, Dr. Wolfgang-Peter Zingel und Michael Stöver für das Korrekturlesen und die aufbauende Kritik. Prof. Dr. Dietmar Rothermund und Dr. Hermann-J. Wald sei für ihr Bemühen bei der Verlagssuche gedankt.

Karl-Heinz Krämer

Ereignisse in der Sherpa-Gesellschaft

Ein Leben ohne Uhr und Kalender

Heute haben auch viele Sherpa Uhren, und auch der nepalische Kalender wird immer vertrauter im Alltagsleben. Das war in meiner Jugendzeit noch ganz anders. Damals kannte man weder Uhren noch Kalender. Lediglich die religiösen Feste wurden nach dem tibetisch-buddhistischen Kalender bestimmt, der jedoch nur in den Klöstern bekannt war. Dennoch liefen auch die alltäglichen Dinge das ganze Jahr über in geordneten Bahnen ab. Die Orientierung der Menschen folgte dabei den Anhaltspunkten, die die Natur der Umgebung lieferte.

So war der Tagesablauf einzig und allein durch den Stand der Sonne bestimmt. Ältere Menschen wurden oft auch schon vor Sonnenaufgang wach, da sie von Rückenschmerzen und ähnlichem geplagt wurden und daher nicht länger liegen konnten. Spätestens beim ersten Morgengrauen erhob sich dann auch der ganze Rest der Familie vom Nachtlager. Trockenholz wurde aufs Feuer gelegt, falls es über Nacht nicht ausgegangen war. Wenn noch Essensreste vom Vorabend übriggeblieben waren, wurden diese kurz aufgewärmt und gegessen. Ansonsten machte man sich hungrig an die Arbeit. Die erste Tätigkeit war dann, in die Wälder zu gehen und Futter für die Tiere zu besorgen. Dies war meist die Aufgabe der Männer und der älteren Kinder. Wenn die Sonne etwa am höchsten stand, kehrte man nach Hause zurück. Schien die Sonne einmal nicht, so machte meist das überwältigende Hungergefühl darauf aufmerksam, das es Zeit für das Mittagessen wurde.

In der Zwischenzeit hatte die Mutter die Kühe zu melken und die übrigen Tiere zu versorgen. Dann machte sie sich daran, das Essen vorzubereiten, wobei ihr die jüngeren Kinder zur Hand gingen. So mußten die Kinder z.B. das Geschirr mit kaltem Wasser und Erde spülen sowie Wasser und Brennholz holen. Im Frühjahr, wenn die Vorräte allmählich zur Neige gingen, sah der Menüplan meist so aus: Gerste oder Mais wurden von Hand mit der Steinmühle gemahlen, eine äußerst mühselige Arbeit. Das Mehl wurde anschließend auf dem offenen Feuer in Wasser gekocht, ähnlich wie Reis. Wenn das Ganze aufgeköcht war, wurde es bei kleiner Flamme ziemlich lange gekocht - jedenfalls kam uns die Zeit immer sehr lange vor. Als Soße wurde entweder eine Brennesselsuppe, eine Art Kartoffelbrei – die Kartoffeln wurden dabei samt Schalen in kleine Stücke geschnitten – ganz selten auch eine Eiersoße oder Dickmilch zubereitet. Während der ganzen Zeit waren natürlich auch noch die kleineren Kinder zu versorgen. Meist waren die Frauen genervt und daher ziemlich schlecht gelaunt, wenn die übrigen Familienmitglieder hungrig aus den Wäldern zurückkehrten.

Alle wuschen sich Gesicht und Hände mit kaltem Wasser – Seife gab es natürlich nicht – und setzten sich um die Feuerstelle. Die Mutter nahm nun Teller und verteilte das Essen. Als erster erhielt immer der Vater das Essen, danach wurde die Reihenfolge entsprechend dem Alter eingehalten, wobei die Mädchen immer zuletzt versorgt wurden. Es bedurfte schon einigen Geschickes der Hausfrau, die Portionen so zu berechnen, daß auch niemand zu kurz kam. Unsere Mutter hatte dies jedenfalls immer sehr gut im

Griff. Gegessen wurde, wie es in Nepal üblich ist, mit den Fingern der rechten Hand. Aus dem Mehlbrei wurden kleine Bällchen geformt, in deren Mitte man mit dem Daumen eine kleine Vertiefung drückte. Anschließend wurde das Bällchen in die Soße getaucht, so daß sich etwas Soße in der Vertiefung ansammelte. Wer besonders rasch aß, hatte meist auch noch die Chance auf eine zweite Portion, langsame Esser waren da immer benachteiligt. Auch wenn das Essen heiß war, war es nicht erlaubt, darüber zu pusten, da nach Sherpavorstellung die *Iha* (göttliche Wesen) kommen und den aufsteigenden Dampf zu sich nehmen. Durch das Pusten würde man sie vertreiben. Die einzige Möglichkeit, das Essen etwas schneller abzukühlen, bestand im leichten Schwenken des Tellers. Wir Kinder haben uns aber nicht immer an diese Vorschriften gehalten. Rülpsen nach dem Essen war jedoch selbstverständlich; hiermit wurde zum Ausdruck gebracht, daß das Essen gut geschmeckt hatte.

Wenn noch nicht so viel auf den Feldern zu tun war, pflegte der Vater sich für kurze Zeit zum Mittagsschlaf hinzulegen. Die Mutter setzte sich unterdessen meist etwas vor das Haus in die Sonne, lauste die Kinder oder unterhielt sich mit Nachbarinnen oder mit den Kindern. Die jüngeren Kinder erhielten etwas Popcorn, manchmal auch Erbsenbüschel, und wurden dann losgeschickt, die Tiere loszubinden und zum Fressen und Trinken in die Wälder zu treiben, wobei sie stets darauf zu achten hatten, daß die Tiere nicht auf die Felder liefen, vor allem nicht auf fremde. Außerdem bestand immer die Gefahr, daß die Tiere auf zu steile Hangstücke gingen und abstürzten oder daß sie von wilden Tieren, wie z.B. Wölfen, gerissen wurden. Die Aufgabe der kleinen Kinder war also schon sehr verantwortungsvoll. Die Langeweile während des Tierhütens vertrieben sich vor allem die Mädchen durch das Sammeln von Pilzen, wildem Rhabarber, Brennesseln, jungem Farn und Bambussprossen, die alle einer Bereicherung des Essensplanes dienten. Junge Eichentriebe, die frisch aus dem Boden sprossen, wurden sehr gerne an Ort und Stelle gegessen, da sie einen leckeren milchigen Geschmack hatten.

Doch dies war für die Kinder auch eine Zeit, in der sie sich Spielen widmen konnten. Mangels vorgefertigter Spielzeuge waren der Phantasie dabei keine Grenzen gesetzt. Besonders beliebt waren natürlich Gruppenspiele, an denen sich auch die Nachbarskinder beteiligen konnten. So haben wir besonders gerne an kleinen Gebirgsbächen Dämme gebaut, während eine andere Gruppe weiter unterhalb eine Brücke baute. Wenn diese fertig war, wurde der Damm geöffnet. Falls die Brücke weggeschwemmt wurde, hatte die Dämmemannschaft gewonnen, anderenfalls die Brückenmannschaft. Fast immer aber lernten wir Kinder bei diesen Spielen unbewußt, die Dinge und Kräfte der Natur und den Umgang mit ihnen zu beherrschen. Oft vergaßen wir über das Spielen ganz die Tiere, die wir zu hüten hatten. Diese kannten den Weg zu ihrem Stall meist alleine und waren dann vor uns wieder zu Hause, wenn wir Glück hatten. Vor allem die Kühe, die kleine Kälber zu Hause hatten, fingen irgendwann wie verrückt an zu brüllen und rannten dann nach Hause.

Einmal war uns eine Kuh durchgebrannt, ohne daß wir dies in unserem Spieleifer bemerkten. Erst als wir wie üblich die Tiere vor dem Nach-Hause-Gehen zählten, stellten wir fest, daß eines fehlte. Die Kuh war auf das Maisfeld einer alten verwitweten Frau gelaufen und hatte dort großen Schaden angerichtet. Die Frau erwischte zu allem Überfluß unsere Kuh auch noch und machte bei unserer Mutter ein Höllentheater. Sie stieß schreckliche Flüche gegen uns aus und zählte genau nach, wieviele Maishalme zerstört worden waren. Später, nach der Ernte, mußten unsere Eltern eine entsprechende Anzahl Maiskolben an die alte Frau erstatten.

Wenn die Schatten länger wurden und die Grillen besonders laut zirpten, war es für die Kinder an der Zeit, mit den Tieren nach Hause zu gehen. Die Kühe mußten wieder im Stall angebunden werden. Für die Nacht legten wir den Tieren immer noch etwas von dem Grünfutter hin, das am Morgen vom Vater und den älteren Geschwistern gesammelt worden war.

Unterdessen hatten sich Mutter, Vater und ältere Kinder im Hause oder sonstwo betätigt. Die älteren Kinder gingen beispielsweise in die Wälder, um Bambus zu schneiden, oder aber sie gingen in die Nachbardörfer, um etwas Kleinhandel zu betreiben. Oft arbeiteten sie in dieser Zeit auch für andere Leute, falls dort irgendwelche besonderen Arbeiten anstanden. Im Frühjahr, wenn noch nicht so viel auf den Feldern zu tun war, tranken die Eltern auch gerne etwas *chang* (Hefebier aus unterschiedlichen Getreidesorten), wozu sich häufig auch Gäste einstellten.

Wenn die jüngeren Kinder hungrig nach Hause kamen, erhielten sie etwas *phe* (Mehl), auf dem Ofen geröstetes Mehl, das in Buttermilch oder *chang* angerührt und kalt gegessen wurde. Manchmal warfen wir auch ein paar rohe Kartoffeln ins Feuer, um den größten Hunger zu stillen. Es dauerte nämlich meist noch sehr lange, bis das eigentliche Abendessen fertig war. Insbesondere die kleineren Kinder waren dann oft schon eingeschlafen. Zum Abendessen gab es meist Pellkartoffeln, Eintopf oder Knollenfrüchte. Die Kartoffeln wurden ungewaschen in den Topf geworfen und in Wasser gekocht. Von Zeit zu Zeit wurden die unteren Kartoffeln durch ruckartige Bewegungen des Topfes nach oben gewendet. Wir Kinder hielten es meist nicht so lange aus und aßen die obersten Kartoffeln schon halbroh. Wirklich fertig gekochtes Essen erhielten meist nur die Eltern und die älteren Geschwister.

Diese saßen dann anschließend noch einige Zeit um die Feuerstelle herum und unterhielten sich. Mangels Radio, Büchern, elektrischem Licht und ähnlichen modernen Errungenschaften hatten sich die Leute immer noch sehr viel zu erzählen. Oft dauerten die Gespräche und Diskussionen bis weit in die Nacht hinein an. Zu den Themen gehörten nicht nur die für den nächsten Tag anstehenden Tätigkeiten und der übliche Dorftratsch, sondern auch die Weitergabe traditioneller Erzählungen, Märchen und Mythen. Sehr gerne wurden auch Lieder gesungen, deren Melodien und Texte wir Kinder auf diese Art und Weise erlernten. Unterdessen wurde sehr viel Tee getrunken, hergestellt z.B. aus Eichenharz oder Ahornblättern; *chang* gab es im Frühjahr nur selten, da dann die Getreidevorräte zur Neige gingen. Wenn die Müdigkeit zu groß wurde, legten sich die Leute nieder und schliefen. Zwänge, früh zu Bett zu gehen, weil man am nächsten Tag zeitig zur Schule oder zur Arbeit mußte, waren uns völlig fremd. Es lebte sich schon gut ohne Uhr.

Erste Erinnerungen

Oft hatte mein Vater Rückenschmerzen, wenn er abends von der harten Arbeit nach Hause kam. Dann legte er sich auf den Bauch, und mein Bruder und ich – wir waren damals noch sehr klein – durften auf seinem Rücken herumlaufen und hüpfen. Er sagte immer: "Au! Au!" Das faßten wir als Aufforderung auf, besonders kräftig zu springen. Irgendwann drehte sich Vater auf den Rücken. Dann hielt er uns abwechselnd an den Händen fest, drückte seine Füße gegen unseren Bauch und stemmte uns in die Höhe. Über ihm schwebend mußten wir bis 10 zählen, ehe er uns wieder hinabließ. Ein anderes Mal nahm er unseren Kopf in beide Hände und hob uns so in die Höhe. Auch hier mußten wir wieder bis 10 zählen. Wer schneller zählte, durfte früher wieder auf den Boden. Lustig war auch, wenn Vater uns auf den Rücken nahm und mit uns huckepack hinter den Tieren herlief.

Wichtig war in unserer frühen Kindheit, daß wir bei Vater immer Geborgenheit und Schutz fanden. So erinnere ich mich beispielsweise noch sehr gut daran, daß ich eines Nachts Angst bekam, als eine Eule heulte. Da ging Vater vor die Hütte, nahm einen Stein und warf ihn hinter der Eule her. Danach herrschte Ruhe. Als er wieder in die Hütte zurückkehrte, kroch ich in seinen Arm. Dort war es weich und warm, und ich konnte in Ruhe schlafen.

Am nächsten Tag – es war irgendwann im Monsun – ging Vater einen großen Ahornbaum auf unserem Grundstück fällen. Mutter, die das erst sah, als die Arbeit erledigt war, schimpfte sehr, weil dieser Baum in ihren Augen der Sitz einer *devi* (Göttin) war. Sie kündigte an, daß Vater davon krank werden würde. Im Herbst wurde Vater dann auch tatsächlich sehr krank. Er hatte Bauchschmerzen und Schüttelfrost und litt ständig unter einem gelben, schaumigen Durchfall. Mutter setzte uns psychisch unter Druck, indem sie ständig erklärte, Vater würde sterben; dann ginge sie ins Kloster. Unseren kleinen Bruder nähme sie mit. Mein älterer Bruder und ich aber sollten zu Onkel und Tante gehen, wo wir dann noch härter arbeiten müßten. Mein Bruder, der sehr sensibel war, verkroch sich unter seiner Decke und heulte leise vor sich hin. Ich wollte ihn trösten, mir fiel aber nichts anderes ein, als zu ihm unter die Decke zu kriechen und mitzuheulen. Es war das erste Mal, an das ich mich erinnern kann, daß ich geweint habe.

Irgendwann kam ein Mönch aus Takshindu vorbei, der sich auf dem Rückweg von einer Leichenverbrennung befand. Er rollte eine Art große Zigarette, steckte sie irgendwie auf dem Bauch meines Vaters fest, etwas oberhalb des Bauchnabels, und zündete sie an. Sie glühte ganz langsam und fraß sich allmählich in die Bauchdecke meines Vaters hinein. Vater wimmerte leise, ließ die Prozedur aber über sich ergehen. Dieser Vorgang wurde noch zweimal wiederholt. Einige Zeit später wurde Vater tatsächlich wieder gesund. Es blieben nur drei Narben auf der Bauchdecke.

Einmal – Vater und Mutter waren gerade mit der Ernte der Gerste beschäftigt, und es bahnte sich ein Gewitter an – schickten mich meine Eltern mit einer kleinen Vase zur Quelle, um etwas Wasser zu holen. Als ich mich der Quelle näherte, erblickte ich eine rotgoldene Schlange mit schwarzen Tupfern, die langsam in die Quelle hineinkroch. Da lief ich, so schnell ich konnte, mit der leeren Bambusvase zu meinen Eltern zurück und berichtete ihnen von dem Erlebnis. Vater fragte spottend, was die Schlange denn gesagt habe, ob sie "guten Tag, Lhakpa" gesagt habe. Mutter meinte, die Schlange sei schon längst über alle Berge. Zögernd und ängstlich ging ich wieder zur Quelle zurück

und untersuchte sorgfältig die gesamte Umgebung. Die Schlange war tatsächlich verschwunden.

Ein anderes Mal traf ich an der Quelle einen jungen *tsak* (Schwiegersohn) – so pflegen die Sherpa Männer zu bezeichnen, die ein Mädchen aus dem Dorf heiraten – aus Ledingma. Er fragte mich, ob meine Eltern miteinander sexuell verkehrten. Ich konnte mir damals darunter nichts vorstellen. Als meine Mutter mich später fragte, was der *tsak* gesagt habe, erzählte ich wörtlich, was ich gehört hatte. Da lachte Mutter nur.

Ich kann mich auch noch daran erinnern, daß mein Vater mich in ein Rai-Dorf mitgenommen hat, wo ein *mit* (Freund) von ihm wohnte. Dort im wesentlich niedriger gelegenen Rai-Dorf war das Getreide schon reifer als bei uns. Mein Vater ließ mich mit unseren Tieren bei einer alten Rai-Frau zurück. Diese bot mir Sauermilch an, die ich jedoch ablehnte. Am nächsten Morgen bin ich dann einfach in Richtung unseres Dorfes davongelaufen. Als ich etwas oberhalb von mir ein Reh erblickte, bekam ich Angst. Ich dachte, das Reh würde mich fressen. Aber ich faßte allen Mut zusammen und ging weiter. Jenseits der Brücke über den Yawa-Khola kam ich zur Hütte meiner Tante, wo man bereits meinen Gesang, mit dem ich meine Angst vertrieb, gehört hatte. Als ich bei meinen Eltern zu Hause ankam, erzählte ich ihnen, ich sei nach Hause gekommen, weil eine Kuh heiß geworden sei; ich mußte ja schließlich irgendeinen Grund angeben, warum ich nicht im Rai-Dorf geblieben war. Vater machte sich sofort auf den Weg. Später kam er zurück und sagte, das stimme überhaupt nicht. Ob er böse war, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich wollte jedenfalls nicht länger alleine bei den fremden Leuten im Rai-Dorf bleiben. Offensichtlich war ich mit derartigen Aufgaben noch etwas überfordert.

Dies belegt auch eine andere Geschichte. Meine Eltern schickten mich einmal gemeinsam mit einer älteren Cousine und den Tieren der beiden Familien auf die Weiden von Sallung, wo die Tiere etwa drei Monate bleiben. Irgendwann sagte meine Cousine, sie müsse nach Hause gehen, um ihren Eltern etwas auszurichten. Ich wollte gerne für sie gehen, aber sie behauptete, ich könne das ihren Eltern nicht richtig erklären. Also ging sie selbst, und ich sollte alleine bei den Tieren zurückbleiben. Als sie jedoch gegangen war, schlich ich hinter ihr her und suchte immer Deckung hinter Bäumen und Büschen, damit sie mich nicht sehen konnte, falls sie sich umdrehte. Eine Tante, die dies von oben beobachtete, sagte später, sie hätte auch nicht gewußt, was das sollte; das habe so seltsam ausgesehen, als würden wir Verstecken spielen. Später trennten sich unsere Wege; meine Cousine ging zu ihrem Elternhaus in Shiteling, ich ging zum Haus meiner Eltern in Yawa. Während meine Cousine noch am gleichen Abend wieder zu den Tieren zurückging, schickten mich meine Eltern erst am nächsten Tag zurück. Meine Cousine stellte mich natürlich zur Rede, wo ich denn gewesen sei. Ich kann mich aber nicht mehr erinnern, was ich als Entschuldigung vorgebracht habe.

Einige Tage später kam meine Tante mit der kleinen Lhami vorbei, die noch nicht laufen konnte. Während die Tante in der Umgebung jene Knollen suchen ging, die so scharf sind, daß alle Darmwürmer abgetötet werden, erboten wir uns – das waren inzwischen vier bis fünf Kinder meines Alters – auf Lhami aufzupassen. Wir lehnten sie irgendwann an einen Baumstamm und vergaßen das kleine Mädchen völlig, während wir spielten. Auf einmal sahen wir sie kopfüber den Hang hinunterrollen. Meine Tante, die dies beobachtete, schrie auf. Das Kind schlug mehrfach auf und blieb am letzten Strauch vor einem Felsabhang hängen. Wie durch ein Wunder hatte Lhami fast keine Verletzungen davongetragen; ihre Mutter jedoch erlitt einen Schock.

Später vermißten wir eine unserer Kühe. Daher machte ich mich bei hereinbrechender Dunkelheit mit meiner Tante auf, um das Tier zu suchen. Wir gingen

immer am Hang entlang und riefen nach der Kuh. Es gibt eine bewährte Methode, wie man vermißte Kühe finden kann. Man reißt sich dazu eine Augenwimper aus, legt sie auf die Handfläche, spuckt darauf und schlägt mit der Kante der anderen Hand kräftig auf die Handfläche. Anschließend braucht man die Kuh nur noch in der Richtung zu suchen, in die die Wimper von der Hand gefallen ist. Leider versagte diese Methode an jenem Abend. Wir fanden das Tier erst am nächsten Morgen. Es war während der Nacht von einem Leoparden gerissen worden, nur wenig unterhalb der Stelle, wo wir gesucht hatten.

In der Nähe unserer Hütte gab es eine unter Sträuchern verborgene Stelle, an der man weiße, kalkartige Erde fand, die sehr süßlich schmeckte. Zwei meiner Cousinen, die schon etwas älter als ich waren, haben sehr viel davon gegessen. Ich war noch zu klein, um mir selbst von dieser Erde zu holen. Als ich hartnäckig bettelte, gaben sie mir ein wenig davon ab. Später bezeichneten sie mich als kleines Kind und wollten mir nichts mehr geben. Ich weiß nicht, ob es an dieser Erde lag, daß meine beiden Cousinen später gestorben sind.

Einmal war ich sehr krank, so daß ich nur noch liegen konnte. Da hörte ich, wie meine Cousinen neben mir sagten: "Die Lhakpa stirbt! Die Lhakpa stirbt!" Als ich das hörte, mußte ich sehr weinen. Ich richtete mich etwas auf, und die anderen klopfen mir auf den Rücken. Da kamen große Schleimmengen aus meiner Nase heraus. Mein Bruder Gyaltsen meinte trocken, wer solchen Schnupfen habe, der könne nicht sterben. Wie recht er doch hatte.

Es war wirklich nicht einfach, alle Verhaltensregeln richtig zu beachten. So hatten wir einmal ein Kalb an einem Pfahl festgebunden. Als wir später wieder nach dem Tier schauten, lag es tot am Boden, und eine lange Schlange schlängelte sich um den Pfahl und erhob ihren Kopf über das Pfahlende. Wieder mußte ich erfahren, daß es einmal mehr an mir gelegen hatte, daß es zu einem solchen Unfall gekommen war. Mutter erklärte nämlich, ich hätte nach unten anstatt nach oben gebetet. Desweg sei dies nun passiert. Ich empfand ein großes Schuldgefühl.

Einmal sind wir mit allen unseren Tieren von Yawa nach Shiteling umgezogen. Dabei mußten wir auch unsere Hühner transportieren, eine Aufgabe, die Gyaltsen und mir zufiel. Wir banden die Füße der Hühner mit Jutekordel zusammen. Dann packten wir sie unten in unsere Tragekörbe und legten noch jede Menge anderer Sachen darauf. Unterwegs machte ich meinen Bruder darauf aufmerksam, daß die Hühner ständig ihre Schnäbel aufrissen, möglicherweise weil sie Durst hätten. Gyaltsen, der angesichts seiner größeren Erfahrung die Regie übernommen hatte, meinte, das machten die Hühner immer. Als wir zu einer Quelle kamen, hielten wir dennoch an, um den Hühnern etwas zu trinken zu geben. Da sahen wir, daß einige der Tiere tot waren. Wir glaubten, das läge daran, daß wir ihnen die Füße zusammengebunden hatten. Wir banden sie also los. Da flogen die beiden überlebenden Hühner in die Wälder davon. Die übrigen waren unter der auf ihnen aufgestapelten Last gestorben. Leute, die in der Nähe bei der Heuernte waren, amüsierten sich köstlich. Wir packten die toten Tiere zusammen und brachten sie nach Hause. Als ein Bekannter die vielen toten Hühner sah, fragte er, ob ein Marder gekommen sei. Mutter verneinte und sagte bloß, die Kinder seien mit den Hühnern umgezogen.

Später haben meine Eltern bei der Verwandtschaft neue Hühner gekauft. Diesmal mauerte Vater sogar einen richtigen kleinen Hühnerstall mit Steinwänden und einer Schiebetür. Eines Tages sagte ich zu meinem Bruder, wir müßten die Tür des Hühnerstalls verschließen; ich hätte da oben am Hang eine Katze gesehen. Gyaltsen lachte darüber. Wir brauchten die Tür nicht zu verschließen; Katzen würden doch keine

Hühner fressen, meinte er. Am nächsten Tag war der Hühnerstall leer. Offensichtlich war die Katze, die ich gesehen hatte, ein Fuchs.

Einmal kam eine Schwägerin unserer Mutter vorbei, um Salz zu leihen. Als sie von weitem rief, sagte Mutter, wir Kinder sollten schnell Salz ins Feuer werfen, wie man es zu tun pflegt, um böse Geister abzuwehren. Wir haben den dicksten Salzklumpen, den wir greifen konnten, in die Flammen geworfen. Die Folge war ein Feuerwerk; wir bekamen die ganzen Funken ab. Der Tante mußte ich sagen, wir hätten kein Salz. Das war mir sehr unangenehm, weil die Tante immer sehr nett zu uns war und wir stets etwas zu essen bekamen, wenn wir sie besuchten.

Mutter schickte mich einmal in die Wälder, um Laub zu holen. Ich machte mich mit einem großen Tragekorb auf den Weg. Unterwegs machte ich Rast und schaute mir die Gegend an. Auf einem Felsblock neben mir wuchs graues Moos. Zwischen dem Moos krochen zahlreiche kleine Tierchen umher. Ich hatte keine große Lust, Laub zu sammeln. So träumte ich lange Zeit vor mich hin. Irgendwann merkte ich, daß es bereits dämmerte. Daher ging ich wieder in Richtung zum Haus meiner Eltern. Am Zaun der Großeltern blieb ich stehen, bis es ganz dunkel war. Das war mir dann aber auch nicht ganz geheuer; ich verspürte Angst und entschloß mich, doch ins Haus zu gehen. Mutter wartete bereits an der Scheune auf mich und schimpfte, wo denn das Laub sei. Sie war sehr böse und drohte, ich bekäme nichts zu essen. Ob ich wirklich nichts bekommen habe, daran kann ich mich heute nicht mehr erinnern.

In sehr guter Erinnerung ist mir jedoch die Geburt meiner nächstjüngeren Schwester. Mutter stand eines Morgens, es war im Monsun, mit ihrem dicken Bauch da und lachte. Danach ging ich mit den Tieren in die Wälder. Als ich gegen Abend wieder nach Hause kam, war das Baby bereits geboren. Mutter lag mit dem kleinen Bündel auf der Erde und mußte geschmolzene Butter trinken. Es ist eine alte Sherpa-Tradition, daß Frauen nach der Geburt eines Kindes viel geschmolzene Butter erhalten. Die Leute glauben, daß sich beim Geburtsvorgang die Knochen vom Fleisch und die Nägel von den Fingern und Füßen lösen. Daher bekommen die Frauen nicht nur geschmolzene Butter, sondern auch mit Kartoffelschnaps vermischte geschmolzene Butter und allerlei gute Nahrung, die nicht jeden Tag aufgetischt wird. Vater war sehr um seine Frau bemüht. Dennoch schimpfte Mutter, die Butter sei nicht richtig geschmolzen.

Als Kinder mußten wir oft mit der Steinmühle Maiskörner mahlen. Es waren immer fünf *mana* (0,568 l) zu mahlen, was sehr anstrengend war. Jedenfalls fühlte ich mich als kleines Kind kräftemäßig überfordert. Daher ließ ich stets etwas Mais unter der Strohmatten, auf der wir schliefen, verschwinden, ohne daß die Eltern das merkten. Selbstverständlich hatte ich Angst, da eine Lebensweisheit sagte, daß man verhungern würde, wenn man ein *mana* Getreide verschwende. Zumindes kannten wir diese Parole von unserer Mutter. Da der Boden recht feucht war, begannen die Körner natürlich nach einiger Zeit zu keimen. Die Eltern werden sich ihren Teil gedacht haben, sagten aber nichts.

Eines Nachts hatte es sehr stark geregnet. Am nächsten Morgen waren überall auf den Kartoffelfeldern Quellen aus dem Boden getreten. Daher mußte die gesamte Familie ausrücken, um die Kartoffeln zu ernten. Zunächst habe ich auch eifrig mitgeholfen. Irgendwann hatte ich aber dann die glorreiche Idee, daß man ja auch die Kartoffeln mit Erde zudecken könnte, so daß man sie nicht mehr sähe. Dann brauchten wir nicht mehr so viele Kartoffeln auszumachen. Also setzte ich meine Idee in die Tat um. Ich machte das so gründlich, daß hinterher die Stelle genauso aussah wie das restliche Feld. Niemand merkte etwas. Im nächsten Frühjahr wunderten sich dann alle, daß an dieser Stelle so viele Kartoffeln aus der Erde sprossen.

Einmal schickten mich meine Eltern mit einer kleinen Vase zum Wasserholen. Ich legte die Vase in einen Tragekorb und rannte, so schnell ich konnte, zur Quelle. Als ich unten Onkel und Tante beim Maispflanzen sah, rannte ich noch schneller. Dabei verlor ich an einer Wegbiegung die Kontrolle. Durch mein Hüpfen sprang die Vase oben aus meiner Kiepe heraus, überschlug sich mehrfach den Hang hinab und zersprang in hunderte Scherben. Onkel und Tante hatten den Vorgang beobachtet und amüsierten sich. Sie trösteten mich und gaben mir ihre Vase, damit ich nicht mit leeren Händen nach Hause gehen mußte. Als ich nach Hause kam, merkten die Eltern jedoch sofort, daß ich eine andere Vase mitgebracht hatte. Vater grinste und fragte, ob wir jetzt eine neue Vase hätten. Ich tat, als hätte ich die Frage nicht gehört.

Als die Eltern einmal außer Haus waren, machten Gyaltsen und ich Kartoffelpüree, aus dem wir Kartoffelnudeln herstellen wollten. Darüber gerieten wir in Streit. Gyaltsen, der älter und natürlich auch stärker als ich war, sperrte mich unter einen umgestülpten Tragekorb und setzte sich dann selbst oben darauf. Wir waren so sehr mit Zanken beschäftigt, daß wir nicht bemerkten, daß ein fremder Hund zur Tür hereinkam und unser Kartoffelpüree fraß. Als wir dies schließlich doch bemerkten, war es bereits zu spät. Gyaltsen stellte den Hund zur Rede und fragte, ob er unser Essen gefressen habe. Der Hund zog den Schwanz ein und verzog sich langsam. Wir mußten hungrig zu Bett gehen.

Mein Bruder Dawa und ich mußten einmal den ganzen Tag Unkraut jäten. Natürlich ließen wir die Zeit nicht ungenutzt und unterhielten uns intensiv über alles Mögliche. Doch wie das oft so ist, hatte wohl einer von uns etwas Falsches gesagt, und schon bekamen wir den größten Streit. Nach langer Diskussion reichten die Worte nicht mehr, und wir gingen mit den Hacken aufeinander los. Vater, der die ganze Zeit über unserem Streit grinsend zugehört hatte, während er auf dem Nachbarfeld arbeitete, sah sich zum Einschreiten genötigt und kam zu uns herüber. Er wollte uns züchtigen, weil wir den Mais platt getreten hatten. Vater hatte die Eigenart, nicht danach zu fragen, wer schuldig war und wer nicht. Bei ihm bekamen stets alle Beteiligten ihren Teil ab. Daher verbündete ich mich wieder mit Dawa und rief ihm zu, er solle schnell davonlaufen, weil Vater uns schlagen wolle. Das ließ sich Dawa natürlich nicht zweimal sagen.

Gyaltsen und Namgyal, ein Junge aus dem Dorf, wollten einmal Pflügen spielen. Da keine richtigen Ochsen zur Hand waren, mußten Namgyals schwerbehinderte Schwester Lhakyi und ich daran glauben. Wir wurden vor den Pflug gespannt und von den beiden Jungen mit lautem Rufen und Schimpfen angetrieben. Anschließend erhielten wir zur Belohnung Gras und Wasser, später auch etwas Milchsuppe.

Mit Kanchi aus Chulemo war ich einmal "verheiratet". Kanchi war meine Frau. Damals besaß unsere Familie nur eine einzige Nähnadel. Diese Nadel tauschte ich mit Kanchi gegen vier Streichhölzer; die Streichholzschachtel behielt Kanchi. Ich verstand gar nicht, warum meine Eltern hinterher so ein Theater machten. Schließlich war Kanchi doch meine Frau. Die Eltern meinten, wir seien zum Geschäftemachen noch viel zu jung. Also mußte unser Handel rückgängig gemacht werden.

Gawa (der alte Mann)

In Yawa lebte einmal ein alter Mann, der immer nur *Gawa* (alter Mann) genannt wurde. Seinen richtigen Namen kenne ich nicht. Er war der Großvater von vielen

Enkelkindern. Er war zweimal verheiratet gewesen, jetzt aber geschieden, und hatte drei Söhne und zwei Töchter. Als seine Söhne alle verheiratet und die Schwiegertöchter ins Haus gekommen waren, war dort kein Platz und kein Interesse mehr für den alten Vater. Daher zog er zu der zweiten Tochter und ihrem Mann, die wiederum drei Kinder hatten, nach Akang.

Eines Tages starb Gawa. Da kamen seine drei Söhne herbeigelaufen und schleppten den Leichnam des Vaters unter vielen Tränen zum neuen Haus des mittleren der drei Brüder in unserem Dorf. Diesem Sohn des Alten ging es wirtschaftlich sehr gut. So gab es Dickmilch am ersten Tag der Totenfeier, etwas wirklich Ungewöhnliches.

Zu seinen Lebzeiten hatten die Söhne kein Interesse für ihren Vater gehabt. Nun aber stürzten sie sich in Unkosten. Alle weinten, und es gab ein großes Fest für das ganze Dorf. Das Fest kostete viel Geld, aber das machte nichts. Es ging ja schließlich um die Ehre der Söhne. Hätten diese auch jetzt nichts für den toten Vater getan, hätten alle Leute schlecht über sie gesprochen. Und das wollten sie vermeiden. Insbesondere, wenn sie später einmal Streit mit anderen hätten, dann würden diese ihnen vorhalten, sie wären ja nicht einmal in der Lage gewesen, die Totenzeremonien für den Vater richtig durchzuführen. Das ist eine der schlimmsten Beschimpfungen, die einem Sherpa vorgehalten werden können.

Die gelähmte Sherpa-Frau

In Ringmo lebte eine verwitwete gelähmte Sherpa-Frau, die drei Töchter und einen Sohn hatte. Die älteste Tochter war in der Nähe von Ringmo verheiratet. Der Sohn war ziemlich jähzornig und schlug häufig seine beiden jüngeren Schwestern, die dann manchmal Zuflucht bei der ältesten Schwester suchten. Der junge Mann hatte quasi die Autoritätsrolle des Vaters übernommen.

Eines Tages sagte eine der beiden Töchter zu ihrer Mutter, daß sie nach Indien weggehen wolle. Natürlich hätte sie auch einfach heimlich weglaufen können, wie das meist der Fall ist. Als sie sich auf den Weg machte, versuchte die Mutter, sie zurückzuhalten, und schrie fürchterlich, so daß alle Leute es hören konnten: "Hilfe, komm zurück!" Aber die Tochter blickte sich einfach nicht mehr um und lief durch Ringmo, so schnell sie konnte. Die Mutter rief hinter ihr her: "Verlaß mich nicht, mein Kind!" Und sie schrie und weinte bitterlich, bis sie ganz heiser war. Aber es kam kein Echo mehr von den Berghängen.

Die Frau hatte es geschafft, auf allen Vieren bis vor die Haustür zu kriechen. Nun war sie erschöpft und am Boden zerstört. Sie schaute ununterbrochen auf die Wege, über die ihre Tochter davongelaufen war, offensichtlich hoffend, ihr Kind würde doch wieder zurückkehren. Es war schon ganz dunkel, als die Frau immer noch vor ihrem Haus auf der Erde saß. Auch in der Folgezeit schaute sie immer mit leeren Augen über die Hügel hinweg. Wenn sie gesunde Beine gehabt hätte, hätte sie sicherlich die Tochter zurückhalten können. Später soll ihre Tochter dann doch zurückgekehrt sein und viel Geld mitgebracht haben.

Kiduk (Schicksal)

Ein Ehepaar mit sechs Kindern wohnte in einer ärmlichen Bambushütte mitten im Dorf. Die beiden ältesten Töchter waren alt genug, bei anderen Leuten zu leben und zu arbeiten, aber das ist ja im Himalaya bereits ab dem Kindesalter üblich. Auch der älteste Sohn arbeitete bereits ein wenig bei seiner Tante nebenan. Dennoch ging es der Familie wirtschaftlich sehr schlecht. Die beiden jüngsten Söhne spielten tagsüber meist mit uns die üblichen Spiele wie z.B. Steinewerfen. Dabei ging es stets recht laut zu.

Als wir eines Tages wieder mit fröhlichem Spiel beschäftigt waren, kam die älteste Tochter der Familie, Mendok, mit Quark vorbei. Sie wußte offensichtlich, daß es den Eltern sehr schlecht ging; wir Kinder hatten dies gar nicht so wahrgenommen. Es war gerade Frühlingszeit; dann haben viele Leute nicht mehr genug zu essen, weil die Vorräte aufgebraucht sind und die neue Ernte noch sehr fern ist. So beiläufig erwähnte Mendok, daß der Vater schon gestorben sei; auch der Mutter gehe es sehr schlecht. Kurz darauf beobachteten wir dann, wie der Leichnam des Vaters zum Verbrennungsplatz getragen wurde. Das Ganze vollzog sich äußerst schlicht, da für die Abhaltung der üblichen Zeremonien nicht genügend Geld vorhanden war.

Nur zwei Tage später starb dann auch die Mutter der Kinder. Sie hatte erst kurz zuvor ein weiteres Kind zur Welt gebracht, das natürlich noch von der Muttermilch abhängig war. Nun standen die Kinder also ganz alleine da. Die in der Nachbarschaft wohnende Tante nahm das kleine Baby zu sich, doch konnte sie nicht verhindern, daß es kurz darauf ebenfalls starb. So war die Familie innerhalb weniger Tage von drei Totesfällen betroffen.

Panu, der älteste Sohn, lebte ebenfalls noch einige Jahre bei seiner Tante. Er mußte jedoch hart arbeiten und wurde von seinen Vettern sehr schlecht behandelt, insbesondere mit Worten. Etwa zehn Jahre später gab auch er den Lebenskampf auf. Der zweitälteste Sohn arbeitete weiterhin im Nachbardorf. Dennoch war er immer sehr fröhlich, wenn er vorbeikam. Er liebte es besonders, an der Tür stehen zu bleiben, eine Vogelscheuche zu spielen und allen Kindern, die vorübergingen, Tritte zu versetzen. Dabei lachte er aus vollem Halse. Einige Jahre später ist er dann nach Indien gegangen. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Der jüngste Sohn, *Dawa* (Mond), kam in der Familie unter, bei der auch seine beiden älteren Schwestern arbeiteten. Auch ihn traf das Schicksal manchmal hart. So fiel er eines Tages von einem Blütenbaum (*Mendok Puti*), als er dort oben Viehfutter schnitt. Dabei zog er sich schwere Schädelverletzungen zu. Wir konnten ihm auch nicht anders helfen als mit Trost. Bald ging es ihm zwar wieder besser, er ist aber körperlich sehr klein geblieben. Die Leute sagten immer, vom zu vielen Lastentragen bliebe man klein. Dennoch war er sehr stark und fleißig.

Seine älteste Schwester hat nach vielen Jahren doch noch einen Ehemann abbekommen. Sie war zum Zeitpunkt der Eheschließung bestimmt schon weit über dreißig. Dienstpersonal hat es nämlich immer besonders schwer, einen Ehepartner zu finden. Zunächst ging es ihr dann wirtschaftlich gar nicht so schlecht; sie hatte allerdings größere Probleme mit ihrer Schwiegermutter. Sie und ihr Mann lebten vor allem von der Zucht von *zobkyog*², die sie nach Tibet oder Khumbu verkauften. Als dann die Chinesen

2 = männliches Tier einer Kreuzung zwischen Rind und Yak

1959 nach der endgültigen Besetzung Tibets die Grenze dichtmachten, fielen die Preise für die Tiere; die Familie war ruiniert.

Ihre jüngere Schwester ist irgendwann nach Indien gegangen und hat dort auch in schon fortgeschrittenem Alter noch geheiratet. Das wenige Geld, das sie sich im Laufe der Jahre von ihrer Arbeit hatte zusammensparen können, ließ sie bei der Familie ihres alten Arbeitgebers zurück, damit es Zinsen brächte. Ob sie davon noch einmal etwas zurückbekommen hat, weiß ich nicht. Das Land ihrer Eltern bewirtschaftet heute jedenfalls der Sohn ihres ehemaligen Arbeitgebers.

Das Mädchen Mukpipum

Das Mädchen Mukpipum aus Taljangma wurde einst nach Yawa mit Mingma, dem ältesten Sohn einer Familie, verheiratet. Da es ihren Eltern wirtschaftlich recht gut ging, konnte sie noch ein paar Jahr in ihrem Elternhaus wohnen bleiben. Als sie dann endgültig in das Haus ihrer Schwiegereltern umzog, bekam sie von ihren Eltern einige Tiere, Goldschmuck und Kleidung geschenkt.

Mingmas Eltern hätten nun eigentlich eine Hütte und ein Grundstück für die jungen Leute zur Verfügung stellen müssen. Aber sie bestanden darauf, daß das junge Paar noch einige Zeit im elterlichen Haus wohnen sollte. Mingmas Mutter war sehr dominierend. Mukpipum hatte überhaupt nichts zu sagen. So konnten Spannungen zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter nicht ausbleiben. Einmal ging ein Kalb verloren, und die Familie mußte die halbe Nacht danach suchen. Während die Schwiegermutter die ganze Zeit nur geschimpft hatte, brachte der Schwiegervater Mukpipum heimlich noch etwas zu essen vorbei. Doch leider hatte der Schwiegervater auch nichts zu sagen.

Nach etwa einem Jahr bekam Mukpipum ein Kind, ein kleines Mädchen. Da Mukpipums Eltern gehört hatten, daß ihre Tochter so schlecht behandelt wurde, kamen sie und holten Mukpipum samt Enkeltochter und Mitgift wieder ab. Mukpipum war damals sehr krank. Damit endete die Zwangsehe in einer Zwangsscheidung.

Am gleichen Tag, an dem die Eltern Mukpipum abholten, wurde die junge Frau trotz ihrer schweren Erkrankung wieder einem anderen Mann aus Tongnasa versprochen. Andererseits hielten Mingmas Eltern am selben Tag in Tsangga um die Hand eines anderen Mädchens an. Die Kinder wurden als rechtlose Ware behandelt, nur damit die Eltern ihre Macht demonstrieren konnten.

Mukpipum starb ein halbes Jahr später im Haus ihres zweiten Ehemannes. Ihre Tochter aus erster Ehe wurde von ihrer älteren Schwester, deren Ehe kinderlos geblieben war, herzlich aufgenommen und wie ein Wunschkind behandelt. Als das Kind einige Jahre später starb, waren seine Adoptiveltern am Boden zerstört.

Der verarmte *munmin* (Bürgermeister)

In unserem Dorf lebte einst ein angesehener Mann, der früher einmal *munmin* gewesen war. Auch nachdem er das Amt schon längst niedergelegt und sich in der Klostersiedlung oberhalb des Dorfes niedergelassen hatte, wurde er von der Bevölkerung immer noch *munmin* genannt. Sein Ansehen beruhte nicht zuletzt auf seinem wirtschaftlichen Wohlstand. Er besaß mehr als zwanzig *zom* (weibliches Milchtier, eine Kreuzung zwischen Rind und Yak), und zwei Nichten waren ständig in seinem Haushalt als Mägde eingestellt.

Eines Tages kamen Leute, die Interesse am Kauf seiner Tiere bekundeten. Der Mann ließ sich überreden und verkaufte ihnen seine gesamte Viehherde. Den Erlös, den er in Form von Papiergeld ausgezahlt bekam, versteckte er in seinem Haus, das entgegen der Sherpapraxis aus Holz gebaut war. Solche Holzhäuser findet man übrigens in der fast 3000 Meter hoch gelegenen Klostersiedlung häufiger; Holzhäuser sind wärmer als die üblichen Steinhäuser, außerdem gibt es in der Nähe des Klosters noch heute ausgedehnte Wälder.

Wie das Schicksal es wollte, geriet das Haus einige Zeit später in Brand. Auch Brandstiftung war als Ursache nicht ganz auszuschließen, bezeichnenderweise brannte nämlich in der gleichen Nacht auch das leerstehende Haus seines reichen Schwagers am gegenüberliegenden Berghang ab. Die Personen konnten sich alle ins Freie retten. Die Geldscheine aber konnte man nicht mehr in Sicherheit bringen, so daß sie zu Asche verbrannten. Die nun verarmte Familie kehrte in unser Dorf zurück, wo sie sich am Dorfrand in einer kleinen Hütte niederließ. Zu allem Überfluß erkrankte auch noch der zweitälteste Sohn nach seiner Rückkehr von einem Indienaufenthalt an Lepra und war nicht mehr arbeitsfähig.

Der Bruder der Ehefrau war ebenfalls sehr wohlhabend; er besaß neben zwei Häusern und großen Ländereien eine Schaf- und eine *zom*-Herde. Es hätte ihm sicherlich nichts ausgemacht, die in Not geratene Familie seiner älteren Schwester etwas zu unterstützen. Stattdessen aber stritt er mit seiner Schwester und verprügelte sie – von Mitleid und Nächstenliebe keine Spur. Die Kinder der verarmten Familie, die, wie es damals so üblich war, allesamt keine Schulausbildung genossen hatten, mußten sich als Tagelöhner bei anderen Leuten verdingen, damit die Familie überleben konnte. Zwar besaß die Familie weiterhin Land, doch konnte sie darauf nicht viel anbauen; ohne Tiere war Feldarbeit nicht möglich, ohne Tiere gab es weder Dünger noch Milch.

Eine andere Familie, bei der die Leute sich zeitweise als Tagelöhner verdingten, verdoppelte aus Mitleid den sonst üblichen Tagessatz von damals 2 Rupien auf 4 Rupien, die mangels Bargeld in Getreide ausgezahlt wurden. Diese Maßnahme sorgte im Dorf für erhebliche Unruhe. Andere Leute schimpften, daß diese einseitige Handlungsweise die Preise im Dorf kaputtmachen würde. Am folgenden Tag wunderte sich die barmherzige Familie sehr darüber, daß die Mitglieder der verarmten Familie nicht mehr zur Arbeit erschienen. Es stellte sich schließlich heraus, daß andere Leute im Dorf noch eine halbe Rupie mehr geboten hatten. Dennoch war dies alles nur ein Zwischenspiel. Eines Tages verließ die Familie, die nun nicht mehr an den üblichen Festen im Dorf beteiligt wurde, im Mondschein ihre Heimat und suchte nach einer besseren Zukunft, vermutlich in Indien. Nur ihren Hund ließen sie im Dorf zurück. Er heulte entsetzlich.

Die alte Frau, der zweimal die Hütte abbrannte

Eine alte Frau hatte vier Töchter und einen Sohn. Eine Tochter war nach Pharak verheiratet worden, eine andere war mehrfach geschieden und mit einer Tochter wieder nach Hause zurückgekehrt. Eigentlich hätte die alte Frau bei ihrem Sohn bleiben sollen. Dessen erste Frau war gestorben. Dann hatte er eine zweite Frau geheiratet. Es kam offensichtlich zu Spannungen zwischen den Generationen, zumal auch noch zwei unverheiratete Töchter im Haus wohnten. Daher zog die alte Frau gemeinsam mit der oben erwähnten Enkelin in eine kleine Hütte in Gangtok, einem kleinen Ort an einem sonnigen Hang abseits von Yawa.

Die Enkelin half der Großmutter bei der täglichen Arbeit, d.h. sie holte Wasser, sammelte Brennholz und mahlte das Mehl. Hin und wieder kam auch ihre älteste Tochter aus Pharak vorbei, der es wirtschaftlich nicht sonderlich gut ging. Ich kann mich erinnern, daß sie einmal mit einem gebrochen Arm zur Mutter kam. Ihr Bruder stellte ihr neben der Hütte der Mutter ein kleines Stück Land zur Verfügung, das sie bebauen konnte.

Zu allem Überfluß wollte es das Schicksal, daß die Hütte der alten Frau zweimal abbrannte. Es geschah beide Male am helllichten Tage im Winter. Offensichtlich waren alle außerhalb der Hütte mit der Arbeit beschäftigt gewesen, und niemand hatte auf das Feuer aufgepaßt. Der Sohn der alten Frau kümmerte sich gar nicht um das Unglück seiner alten Mutter. So kam jedesmal ihr Schwiegersohn, der Ehemann der jüngsten Tochter, aus Tamsare und baute die Hütte wieder auf. Ich kann mich erinnern, daß diese Tochter weinte, weil ihr Bruder nicht mithelfen wollte.

Als dann die alte Frau nach einiger Zeit starb, kam natürlich der Sohn und holte den Leichnam seiner Mutter in sein neues Haus, um dort die Totenzeremonien abzuhalten. Auch hier wurde ein großes Fest gefeiert, damit später nur ja niemand dem Mann nachsagen konnte, er habe seine Sohnespflichten gegenüber der Mutter vernachlässigt. So wurde die Frau nicht auf dem Verbrennungsplatz unseres Dorfes eingeäschert, sondern nach Takshindu geschleppt. Weil die Töchter nicht nach Takshindu mitgehen konnten, wurde vor dem Haus der Leichensack geöffnet, damit sie noch einmal das Gesicht der Mutter sehen konnten.

Ein Mädchen verläßt das Elternhaus

Wenn ein Mädchen heiratet, verläßt es seine eigene Familie und geht in die Familie ihres Mannes über. Irgendwann ist für jede junge Frau dieser Tag X gekommen. Sie wird das Elternhaus für immer verlassen und nie wieder dorthin zurückkehren, allenfalls bei der Heirat der Geschwister, falls sie dann eingeladen wird, oder beim Tod der Eltern. Die Frau ist nun eine Fremde in ihrem Elternhaus, ist aber gleichzeitig eine Fremde in ihrer neuen Familie. Manchmal kommt es aber auch vor, daß eine Frau eines Tages, weil es ihr wirtschaftlich schlecht geht oder weil sie glaubt, sie hätte zu wenige Geschenke bekommen, doch nach Hause kommt und um etwas Geld bittet. Oft sind dann aber ihre Gastgeschenke – *chang*, *arak* (Schnaps) o.ä. – größer als das, was sie selbst wieder mitnimmt. Deshalb gehen nicht viele Frauen in ihrer Not zu den Eltern.

Anders steht es mit den Frauen, die keine Kinder bekommen haben. Wenn sie nach fünf oder sechs Jahren noch immer keinen Nachwuchs haben, werden sie nicht selten von ihren Schwiegereltern und Ehemännern verstoßen und kehren daher zu ihrem Elternhaus zurück. Sie heiraten eventuell später erneut, meist Witwer, oder aber sie

gehen ins Kloster. Auch Frauen, die körperliche Mißbildungen, z.B. einen Kropf, haben, finden nur sehr schwer einen Ehepartner.

Große Probleme entstehen insbesondere für die Frauen, die den jüngsten Sohn einer anderen Familie geheiratet haben. Normalerweise übernimmt nämlich der jüngste Sohn das Haus der Eltern, so daß das junge Ehepaar gemeinsam mit den Eltern und eventuell auch Schwestern des Mannes in einem Haushalt zusammen leben muß. Die junge Frau muß daher versuchen, die Gunst der Schwiegermutter oder ihrer Schwägerinnen zu erlangen. Die Gunst der Schwägerinnen ist besonders wichtig, weil diese dann häufig auch die Partei der hereingeheirateten jungen Frau ergreifen und ihrer Mutter widersprechen. Wenn zwei Frauen zusammenhalten, bedeutet dies einen sehr starken Rückhalt. Die Ehemänner trauen sich meist nicht, der Mutter zu widersprechen. Nicht selten kommt es vor, daß die befreundete Schwägerin später einen Bruder der jungen Frau heiratet. Eine solche Heirat steht dann von Anfang an unter einem guten Stern.

Mädchen aus armen Verhältnissen wechseln meist bereits kurz nach der Eheschließung in das Haus ihres Mannes über, da die Schwiegereltern großen Druck ausüben, weil sie die Arbeitskraft der jungen Frau benötigen. Besser behandelt werden Mädchen, die aus wohlhabenden Elternhäusern stammen. Sie bleiben gewöhnlich noch lange zu Hause wohnen, und der junge Mann muß bei seinen Schwiegereltern arbeiten kommen. Diese Frauen werden dann von ihren Schwiegereltern auch besser behandelt. Mein Vetter Ula war ein solcher Mann, der das einzige Kind einer recht wohlhabenden Familie geheiratet hatte. Ula wollte am liebsten immer bei seinen Schwiegereltern arbeiten, da er dann auch in der Nähe seiner Frau war. Als er aber nach drei Monaten immer noch nicht nach Hause zurückgekehrt war, ging seine Mutter ihn holen und machte ein höllisches Theater. Schließlich wurde das Ula zu viel, und er wollte am liebsten in Kathmandu bleiben und sich um einen Trägerjob bemühen. Dann hätte er wenigstens seine Ruhe und stünde nicht immer zwischen Schwiegermutter und eigener Mutter.

Oft haben es aber auch die Mütter nicht gerne, wenn ihr jüngster Sohn ein Mädchen aus einer wohlhabenden Familie heiratet. Sie sehen dann nämlich später ihre Autorität in Gefahr. Ein solches Mädchen kann meist nämlich nicht so herumkommandiert werden, sondern versucht stattdessen, selbst mehr mitzusprechen.

Bei der Suche nach einer Schwiegertochter spielt die Persönlichkeit des Mädchens meist gar keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle. In erster Linie geht es um den Gewinn einer zusätzlichen Arbeitskraft. Daher kommt es besonders auf die körperliche Stärke und Gesundheit sowie auf den Fleiß des Mädchens an. Der Charakter wird erst später hinterfragt. Am liebsten haben es die Leute, wenn die zukünftige Schwiegertochter für drei arbeiten kann.

Für die Auswahl eines Schwiegersohnes ist der Charakter des Vaters, aber auch der des Jungen von besonderer Wichtigkeit. Auch der Fleiß des Jungen und die wirtschaftliche Lage und die eventuellen Schulden der Familie spielen eine Rolle. Wichtig ist natürlich auch, wieviel Land die Familie des Jungen besitzt und wieviele Brüder er noch hat. Sehr gefragt sind auch Schwiegersöhne, die lesen und schreiben können. Die waren in meiner Kindheit und Jugend noch sehr rar.

Eine Heirat ist durchaus nicht immer als etwas Endgültiges zu betrachten. Vielen geht es auch nur um einen Anlaß zum Feiern. Vor diesem Hintergrund ist die hohe Scheidungsrate – fast jede zweite Ehe wird geschieden – bei den Sherpa eine logische Konsequenz.

Ehebruch

Die Sherpa-Gesellschaft wird von europäischen Forschern häufig als eine sexuell freie Gesellschaft geschildert. Dem möchte ich folgende Schilderung entgegenhalten, in der beschrieben wird, wie Ehebruch nach dem Gewohnheitsrecht der Sherpa bestraft wurde, bzw. wie die betroffenen Ehepartner sich selbst wehrten.

Wenn ein Fall von Ehebruch aufgedeckt wurde, so wurde immer nur der beteiligte Mann zur Rechenschaft gezogen. Der rechtmäßige Ehemann der am Ehebruch beteiligten Frau hatte das Recht, den ehebrecherischen Mann auszupeitschen. Bei diesem Strafvollzug durften immer nur Männer anwesend sein. Der zu bestrafende Mann wurde mit den Händen an einem Baumast festgebunden, so daß er sich nicht wehren konnte. Der gehörnte Ehemann durfte ihm bis zu vierzig Peitschenhiebe verpassen. Das Opfer hatte anschließend immer eine Zeit lang unter den mehr oder weniger starken Verletzungen zu leiden. In einem Fall traute sich das Opfer nicht mehr, in der Dorfgesellschaft in Erscheinung zu treten. Der Mann verließ seine Heimat und ging nach Indien.

Es ereignete sich ein anderer Fall, bei dem ein verheirateter Mann mit einer unverheirateten Frau Ehebruch beging. In einem solchen Fall lief der Mann natürlich keine Gefahr ausgepeitscht zu werden, doch war er diesmal der Rache seiner Ehefrau ausgesetzt. Diese lockte ihn unter einem Vorwand ins Untergeschoß des Hauses, wo sie die Tür verriegelte. Dann ließ sie ihre ganze Wut an ihrem Mann aus und trat ihn, wohin auch immer sie konnte. Laut ihrer Aussage versuchte ihr Mann gar nicht, sich zu wehren. Von draußen waren aber ständig seine Schreie zu hören: "Hilfe, Schwiegervater! Hilfe!" Auf Bitten ihres Vaters hörte die Frau dann irgendwann auf, auf ihren Ehemann einzuschlagen und öffnete wieder die Tür. Dann begab sie sich zu dem Mädchen, mit dem ihr Mann Ehebruch begangen hatte. Sie rieb den Genitalbereich der jungen Frau mit reifen Paprikaschoten ein, zerrte sie an den Haaren und schlug sie windelweich. Auch das Mädchen wehrte sich nicht, doch bot sie der Frau 15 Rupien an. Das wäre der übliche Preis gewesen, der bei einem solchen Ehebruch von Frauen zu zahlen gewesen wäre. Doch die betrogene Ehefrau wollte das Geld nicht, sondern nur ihre Rache. Andere Frauen standen dabei und klatschten Beifall. Das Mädchen stand noch nach einigen Tagen an einem Baum und fächerte sich Wind zu.

Ein Mann heiratet zwei Frauen

Im Dorf lebte ein Ehepaar, das lange Jahre kinderlos blieb. Natürlich war klar, daß dies an der Frau lag. Also heiratete der Mann zusätzlich ein junges Mädchen, eine Nichte seiner Frau. Auf solche Dinge ließen sich nur arme, dumme oder körperlich behinderte Frauen ein. In diesem Fall war das Mädchen sehr arm. Natürlich wurde die Eheschließung ohne großen Pomp vollzogen. Das Mädchen versuchte, sich der Heirat zu widersetzen, doch übte ihre Tante einen so großen Druck auf sie aus, daß sie schließlich einwilligte. Letztlich freute sie sich doch und lief ganz schnell voraus zu unserem Dorf.

Ihre Tante hatte eigentlich geplant, nach der Zweitheirat ihres Mannes ins Kloster zu gehen. Doch dann zeigte sich, daß sie psychisch mit der Situation nicht fertig wurde. Als sie eines Nachts zu einem nahen Felsabhang ging, folgte ihr die Nichte und konnte gerade noch verhindern, daß sie Selbstmord beging. Nun erkannte die junge Frau, daß die Doppelheirat doch nicht ideal war, und wurde darüber selbst sehr krank. In dieser Situation nahm mein Vater sie und trug sie zu ihrem Elternhaus im Nachbardorf. Später ist sie dann selbst ins Takshindu-Kloster gegangen, wo sie noch heute lebt. Interessant für mich war, daß die Erzählungen der Dorfleute damals die Geschichte ganz anders wiedergaben; dort hatte man sich sehr abfällig über die junge Frau geäußert und den Vorfall ins Lächerliche gezogen.

Es gab im Dorf auch noch andere Männer, die mit zwei Frauen verheiratet waren. In einem Fall hatte eine Frau bereits ein Kind in die Ehe mitgebracht, doch war dieses Kind bald darauf gestorben. Kurz nach ihrer Heirat, spielte ich einmal mit einer Freundin in der Nähe dieser Leute; wir waren damals noch Kinder. Da sagte der Mann in Gegenwart seiner Frau zu meiner Freundin, sie sei so schön, sie solle seine zweite Frau werden. Ich fand das sehr lächerlich, da wir noch klein waren und mit Rhododendronblüten spielten. Es wunderte mich aber, daß seine Frau ihm nicht widersprach.

Einige Zeit später bekam das Ehepaar einen Sohn, doch reichte dem Mann das offensichtlich nicht. Jedenfalls beschloß er bald darauf, ein anderes junges Mädchen zu heiraten; es muß eine Schwester oder Nichte seiner ersten Frau gewesen sein. Die drei lebten fortan zusammen. Schon vor der zweiten Eheschließung kam der Mann hin und wieder abends mit dem jungen Mädchen zu unserer Hütte und übernachtete bei uns.

Eines Abends kam die junge Frau zu meiner Mutter und fragte, ob ich bei ihr übernachten könne. Sie sei alleine zu Hause und habe Angst. Mutter willigte ein, und so schlief ich bei Lhami – so hieß die junge Frau – in der Hütte der Nachbarn. Früh am nächsten Morgen – wir schliefen noch – kam die ältere Frau. Da bin ich aufgestanden und nach Hause gegangen. Einige Zeit später sollte dann die Heirat zwischen dem Mann und Lhami vollzogen werden. Damals waren gerade Leute aus Pikyongma mit ihren Tieren bei uns, da hier sehr frisches und nahrhaftes Gras wuchs. Darunter war auch eine junge Frau, die mir erzählte, daß eine Heirat im Dorf stattfände, und sie forderte mich auf, mit ihr dorthin zu gehen. Mutter hatte nichts einzuwenden, und so machten wir uns auf den Weg. Als wir zu der Hütte kamen, in der die Hochzeit gefeiert werden sollte, war die Braut verschwunden. Die junge Frau aus Pikyongma hatte mit Lhami gesprochen und ihr eingeredet, wie dumm es doch sei, eine Ehe als Zweitfrau einzugehen. Lhami hatte sich dies offensichtlich zu Herzen genommen und sich versteckt. Die Leute in der Hütte hatten erfahren, daß die junge Frau aus Pikyongma an diesem Verhalten Lhamis schuld war. Wir erhielten zwar etwas zu essen, doch wurden wir die ganze Zeit über ausgeschimpft. Schließlich war ich sehr froh, als wir das Haus wieder verlassen konnten. Die Hochzeit konnte an dem Tag jedoch nicht stattfinden.

Später war unser ganzes Dorf auf einem Totenfest in Deku. Ein Mann aus dem Dorf war in Indien gestorben. Sein Bruder hatte die Nachricht aus Indien gebracht und ein zweites Totenfest in Deku arrangiert. Auf einmal sahen wir, daß in unserem Dorf am gegenüberliegenden Berghang ein Haus in hellen Flammen stand. Während die Frau, der das Haus gehörte, in Tränen ausbrach, machte sich ihr Ehemann mit einigen anderen Männern des Dorfes sofort auf den Weg dorthin, wohlwissend, daß sie viel zu spät dort ankommen würden. Die meisten Leute aber, es mögen um die 100 gewesen sein, haben die kommende Nacht auf Laub im Untergeschoß des Hauses in Deku geschlafen. Ich erinnere mich noch genau, daß sich der Mann mit den zwei Frauen wie

ein Pascha aufführte und befahl, daß die beiden Frauen zu seiner Rechten und Linken schlafen sollten.

Am nächsten Tag gingen wir alle wieder zu unserem Dorf zurück. Unterwegs wurden die üblichen Scherze getrieben. So hob einer der Männer einer jungen Frau von hinten den Rock hoch, so daß man ihr weißes Gesäß sehen konnte. Dies rief allseits schallendes Gelächter hervor, an dem sich auch die Ehefrau des Mannes beteiligte. Das Mädchen tat so, als wolle sie große Steinbrocken nach dem Mann werfen, doch warf sie absichtlich immer so, daß sie ihn nicht traf. Im Dorf angekommen, inspizierten alle das abgebrannte Haus. Die Eigentümerin weinte, und ihr Mann versuchte, sie zu trösten. Die Leute erzählten, daß dies schon das zweite Mal sei, daß ein Haus dieser Familie abgebrannt sei. An das erste Mal konnte ich mich aber nicht erinnern.

Irgendwann im Monsun kam der Mann, der zwei Frauen hatte, zu meinem Onkel, der schon zweimal geschieden war, und bot ihm die jüngere der beiden Frauen als Ehefrau an. Mein Onkel durchschaute ihn aber; er nahm an, daß er ihn hinterher nur auspeitschen lassen wollte. Also lehnte er dankend ab. Die beiden Männer wollten von mir – ich war damals mit meinem Onkel in der Hütte – die Milch haben, die ich gerade von unserer Kuh gemolken hatte. Ich sagte, das ginge nicht, da ich die Milch für das kleine Baby zu meiner Mutter bringen wolle. Die beiden Männer beschimpften mich daraufhin als "böse Stiefmutter". Dann unterhielten sich die Männer weiter über ihre sexuellen Dinge. So erzählte mein Onkel, vor einiger Zeit sei eine Cousine des anderen Mannes gekommen und habe im Dunkeln kleine Steinchen nach ihm geworfen, als er gerade mit den Tieren beschäftigt war. Er sei nachschauen gegangen, wer denn da wäre. Als er die Frau gesehen habe, habe er ihr etwas zu essen angeboten, sie habe aber nur das Eine von ihm gewollt, und er sei auch nicht abgeneigt gewesen. Kurze Zeit später sei dann der andere Mann mit seiner jüngeren Frau vorbeigekommen und habe nach einer Fackel gefragt, um den Weg zu beleuchten. Der Onkel habe sich sehr beeilt, ihnen die Fackel hinauszubringen, da er Sorge gehabt habe, die Frau könne unterdessen weggehen.

Nachdem der Mann bereits fast acht oder zehn Jahre mit den zwei Frauen zusammengelebt hatte, wurde die Heirat mit der jüngeren Frau endlich auch formell gefeiert. Hochzeitsgäste waren nur die beiden älteren Brüder des Mannes. Der Mann ritt auf einem Pferd, das er von einem seiner Brüder geliehen hatte, zum Elternhaus der jungen Frau. Er fiel jedoch mehrmals vom Pferd hinunter, weil er total betrunken war. Bei uns im Dorf fand auch gerade eine Hochzeit statt, und als der kleine Zug auf dem Rückweg dort vorbeikam, machte man halt und feierte mit. Die beiden Frauen jedoch gingen bereits voraus ins Nachbardorf. Irgendwann, mitten in der Nacht, kam jemand aus dem Nachbardorf gelaufen und sagte, der Mann solle sofort kommen; seine jüngere Frau sei sehr krank und liege im Sterben. Obgleich er kaum noch gehen konnte, machte sich der Mann sofort mit dem Pferd auf den Weg und nahm auch in Kauf, daß er erneut mehrfach stürzte. Zu Hause angekommen, stellte er fest, daß seine erste Frau ihre jüngere Konkurrentin offensichtlich hatte aus dem Weg räumen wollen. Sie hatte kleine Teigbällchen gebacken und das Bällchen, das sie dann der jungen Frau gegeben hatte, vergiftet. Die junge Frau hatte gemerkt, daß ihr Teigbällchen seltsam schmeckte und hatte daher zwei anwesende Nichten davon probieren lassen wollen. Doch die ältere Frau war blitzschnell dazwischengesprungen und hatte ihr die Reste des Teigbällchens aus der Hand geschlagen. Diese Reste fraß ein kleiner Hund, der am nächsten Tag sehr krank war, aber überlebte. Die junge Frau stürzte aus dem Haus und schrie nach ihrem Schwager: die ältere Schwester habe sie vergiftet. Der Schwager kam sofort gelaufen, ließ sich Hundekot bringen, den er verflüssigte und der Frau in den Mund

einflößte. Die Frau mußte sich anschließend derart übergeben, daß der gesamte Magen entleert wurde. So wurde ihr Leben gerettet. Die ältere Frau lag unterdessen im Bett und heulte. Der Mann hat danach noch lange Jahre mit seinen beiden Frauen zusammengelebt, ohne daß die jüngere Frau schwanger wurde. Das geschah seltsamerweise erst, nachdem die ältere Frau viele Jahre später doch fortgegangen war.

Das Mädchen Dali

Nach Deku wurde einmal ein Mädchen namens Dali verheiratet. Nach einiger Zeit hatte sie kein Interesse mehr an dem Mann, mit dem ihre Eltern sie verheiratet hatten. Sie weigerte sich fortan, die Ehe fortzusetzen. Sie erklärte sich aber selbst bereit, den Brautpreis zurückzuzahlen. Dafür nahm sie es auf sich, für zwei Jahre bei einer anderen Familie als Magd zu arbeiten und die Tiere zu hüten.

Später heiratete sie einen Sohn ihres Arbeitgebers, der wesentlich jünger als sie war. Er war damals fast noch ein Kind. Nach einiger Zeit ging auch diese Ehe in die Brüche. An Dali wird der Zwang deutlich, der auf vielen Mädchen lastet, die eigentlich gar nicht von ihrem Elternhaus weg wollen, von ihren Eltern aber zwangsweise verheiratet werden. Diese Mädchen setzen dann später meist doch ihren eigenen Kopf durch, was zur Folge hat, daß bis zu drei Scheidungen keine Seltenheit sind.

Dorfereignisse

Einmal kam ein fremder Hahn in unser Haus stolz. Das war kein großes Problem für ihn, da die Haustür den ganzen Tag über offenstand. Vater wollte den Hahn verscheuchen, damit er nichts schmutzig machte. Er nahm daher einen Maiskolben und warf damit nach dem Hahn. Der war aber zu blöde auszuweichen. Er wurde am Kopf getroffen und blieb leblos auf dem Boden liegen. Wir nahmen etwas heißes Wasser, um den Hahn zu rupfen. Der Hahn gehörte der Nachbarin, die unseren Vater immer wegen seiner angeblich zu großen Mitgift beneidete. Wir sagten ihr nicht, was geschehen war. Sie muß wohl angenommen haben, ein Fuchs habe ihren Hahn geraubt.

Ein alter Witwer erzählte einmal entsetzt, es gäbe da zwei Sherpa, einen aus unserem und einen aus dem Nachbardorf, die mit den Männern das gleiche machen wollten, was immer mit den Ziegenböcken und Bullen gemacht würde. Damit meinte er die Kastration. Bei Ziegenböcken, die geschlachtet werden und daher viel Fleisch ansetzen sollten, und bei Bullen wurden nämlich die Samendrüsen ohne Betäubung abgeschnitten, gekocht und von den Männern gegessen. Es machte den Männern offensichtlich nichts aus, daß die Tiere fürchterlich brüllten. Die Wunde wurde hinterher einfach zugenäht. Ich habe mich immer gewundert, daß die Tiere das überlebten. Es war daher nicht verwunderlich, daß alle Männer des Dorfes diese Maßnahme nicht an ihrem Körper durchführen lassen wollten.

Bei einer Frau in Setlanga war einmal ein Gurung zu Besuch. Die Familie hatte gerade Nudelsuppe gekocht. Eine Tochter forderte die Mutter auf, doch einen Aluminiumlöffel zum Ausschöpfen der Suppe zu benutzen, da es hieß, daß Gurung keine Suppe essen, die mit einem Holzlöffel geschöpft wurde. Dennoch steckte ihre Mutter absichtlich ganz schnell einen Holzlöffel in den Suppentopf. Die Tochter wurde so wütend, daß sie ihre Mutter verfluchte, sie möge an der Pest sterben. Die Mutter sagte nichts. Die Familie konnte ihre Suppe alleine auslöffeln. Der Gurung aß nichts davon. Er erhielt ein paar in der Glut gebackene Kartoffeln.

Semgyi mendok sharsung (Gedankenblüten sind aufgegangen)³

Ein junger Mann, er war sicherlich noch keine zwanzig Jahre alt, wurde von seiner Familie für ein Jahr zum Arbeiten zu einer anderen Familie weggegeben. Er war der jüngste von vier Söhnen, und seiner Familie ging es wirtschaftlich nicht gut. Eines Tages nahmen seine Arbeitgeber ihn als Träger einer Ladung Butter mit nach Namche in Khumbu. Von dort schickten sie ihn wieder nach Hause zurück, wo er jedoch nicht ankam. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Es wurde damals vermutet, daß er mit Khumbu-Leuten oder Europäern nach Kathmandu gegangen sein könnte. Natürlich war auch ein Gewaltverbrechen nicht ganz auszuschließen. Obgleich sich die Mutter des jungen Mannes große Sorgen machte, kam die Mutter seines Arbeitgebers und schimpfte sie auch noch aus.

Solche Vorfälle waren gar nicht so selten. Viele junge Leute liefen ganz einfach von zu Hause weg; sie kamen dann in den meisten Fällen nach einigen Jahren wieder zurück. In anderen Fällen aber war ein Motiv nicht erkennbar. Ein solcher Fall war auch Dawa. Er war ein recht einfältiger junger Mann. Als er eines Tages nicht mehr nach Hause kam, vermuteten die Leute daher, er habe die Orientierung verloren und den Weg nicht mehr gefunden.

Ein anderer Fall ereignete sich im Nachbardorf. Auch dort verschwand ein junger Mann spurlos. Hier vermutete man, daß er wie viele junge Sherpa nach Indien gegangen sein könnte. Ziel war dort meist das Darjeeling-Gebiet. Die Leute kamen oft nach einigen Jahren mit Kleidung und anderen Dingen in die Dörfer zurück. Dann wurden sie bewundert und waren das ganz große Gesprächsthema. Viele Männer, die fünf und mehr Jahre in Indien gewesen waren, ohne daß man je wieder etwas von ihnen gehört hatte, wunderten sich oft, daß ihre Ehefrauen sich zwischenzeitlich einen anderen Mann gesucht hatten. Dann kam es zu großen Eifersuchtsszenen, bei denen die Frauen sogar ausgepeitscht worden sind. In den meisten Fällen hielt es Leute, die in Indien gewesen waren, aber nicht lange im Dorf. Wer einmal weggegangen war, der ging meist immer wieder von neuem weg. Von Darjeeling kamen daher häufig Leute zurück in die Dörfer. Doch keiner von ihnen hatte den jungen Mann gesehen. Er blieb für immer verschwunden. Es gab daher auch Gerüchte, der junge Mann könnte ermordet worden sein.

Großmutter's Schwager und Neffe aus Chulemo waren als Steinmetze tätig. Sie wurden in der ganzen Gegend von den Leuten in Anspruch genommen, wenn *chorten* (*stupa*) oder *mani* (Gebetstafeln mit eingemeißelten Texten, entweder auf Naturfels oder in Form künstlicher Mauern) zu errichten waren. Das war meist der Fall, wenn irgendwo jemand ernsthaft erkrankt war. Eines Tages verließ auch dieser Neffe sein Heimatdorf. Man wußte, wohin er gegangen war, weil ihm einige Leute unterwegs begegnet waren. Doch dann hat man viele Jahre überhaupt nichts mehr von ihm gehört. Möglicherweise hatte sein Geld nie gereicht, um wieder nach Hause zurückzukommen. Seine Mutter war sehr traurig darüber. Später hörte ich, daß er nach vielen Jahren doch wieder heimgekehrt wäre. Seine Mutter muß sich darüber so sehr gefreut haben, daß sie kurz darauf gestorben ist.

³ Ein Sherpa-Sprichwort, das besagt, daß Menschen, die in die Fremde gegangen sind, sich an die Zurückgebliebenen erinnern.

In Yawa war ein junger Mann mit einer wesentlich älteren kränklichen Witwe verheiratet worden, die bereits eine erwachsene Tochter hatte. Aus dieser Ehe wurde eine weitere Tochter geboren. Irgenwann ging dieser Mann mit seiner Frau und der erwachsenen Stieftochter nach Indien. Die kleine Tochter, das Haus und das ganze Hab und Gut ließen sie bei seinen Eltern zurück, als sie feierlich verabschiedet wurden. Sie wurden nie wieder gesehen. Es ging das Gerücht um, die Eltern hätten ihren Sohn absichtlich nach Indien geschickt, weil sie Angst gehabt hätten, daß seine Frau sterben könne und er sich dann verschulden würde. Sie hätten insgeheim gedacht, der Sohn würde nach dem Tod seiner Frau wieder nach Hause zurückkehren.

Krumme Geschäfte

Vater kaufte einmal in Ringmo zwei Kälber. Von dort machten wir uns auf den Heimweg. Bis zum Takshindu-Paß ging auch alles ganz problemlos. Doch als es dann bergab ging, konnte das eine Kalb überhaupt nicht mehr laufen, während das andere ständig stürzte. Bereits am Takshindu-Kloster hatte mein Vater genug. Das eine Kalb hinkte nämlich, und das andere war blind. Daher hatten sie solche Schwierigkeiten beim Bergablaufen. Zunächst waren uns diese Mißbildungen der Tiere nicht aufgefallen. Wir machten kehrt und gingen nach Ringmo zurück. Der Verkäufer unternahm auch gar keinen Versuch, die Mängel zu bestreiten. Der Kauf wurde kurzerhand rückgängig gemacht und der Schuldschein zerrissen.

Einmal kam ein Mann aus Kharikhola zu uns. Er hatte sich bei anderen Leuten schöne neue Kleidung geliehen, damit er auch recht wohlhabend aussähe. Er bat Vater, ihm acht Ziegen zu verkaufen. Vater sah keinen Grund, sich ein solches Geschäft mit einem offensichtlich nicht armen Mann entgehen zu lassen. Also wurde ein Schuldschein ausgestellt, und der Mann zog mit den Ziegen davon. Später stellte sich heraus, daß der Mann nur eine kleine Hütte besaß. Seine Frau und seine Kinder hatten nicht einmal genug zu essen, wie Vater uns berichtete, als er versuchte, das Geld einzutreiben. Irgendwann hat Vater diese Versuche aufgegeben, da er einsah, daß dort eh nichts zu holen war.

Eines Abends kam ein Mann aus dem Dorf und schlug meinen Eltern vor, seine jungen Kälber gegen unsere alten *zom* (Kreuzung zwischen *yak* und Rind) zu tauschen. Meine Eltern waren natürlich nicht abgeneigt und gingen mit ihm zu seinem Haus. Dort trafen sie noch zwei ältere Brüder des Mannes an und auch jenen oben erwähnten Mann aus Kharikhola. Meine Eltern waren sehr überrascht, diese Leute alle dort anzutreffen. Auf einmal hieß es nun, der Mann aus Kharikhola, der wieder gute Kleidung trug, werde die Tiere meiner Eltern kaufen. Obwohl die Eltern etwas verwirrt waren, machten sie das Geschäft weiter mit. Dann zeigte sich aber, daß der Mann aus Kharikhola gar nicht mit unseren Tieren weggehen wollte. Meinen Eltern wurde bewußt, daß sie von den drei Brüdern übers Ohr gehauen werden sollten. Just in diesem Augenblick kam jemand aus Yawa vorbei, der mitbekam, was dort ablief. Er ging daher ins Dorf und kam mit mehreren Männern zurück. Nun sahen sich die drei Brüder unter Druck gesetzt und machten das faule Geschäft wieder rückgängig. Beinahe wären wir völlig verarmt gewesen. Die drei Brüder hatten sich alle unsere Tiere aneignen wollen, ohne auch nur eine Rupie dafür zu bezahlen.

Sie waren ohnehin sehr berüchtigt. So hatten sie einmal ihrem eigenen Vater einen Ziegenbock gestohlen und diesen geschlachtet. Als ihr alter Vater sie zur Rede stellen wollte, hatten sie ihn ausgepeitscht. Ein anderes Mal hatte mein Großvater festgestellt, daß Mais von unserem Feld – wir waren damals gerade auf den Almen – gestohlen worden war. Da die Diebe deutliche Spuren hinterlassen hatten, ging Großvater ihnen nach. Die Spur endete am Haus von einem dieser Brüder. Als mein Großvater ihn zur Rede stellen wollte, tat er zunächst so, als schäme er sich und schlug dann auf Großvater ein. Später wurde jedoch eine Art Versöhnungsfest gefeiert.

Die eifersüchtigen Arbeitgeberinnen

Einst ging ich mit meinem Bruder in die Wälder, um Laub zu sammeln. Unterwegs trafen wir ein junges Kami-Mädchen, das uns ansprach. Sie redete wie ein Wasserfall in Nepali, so daß wir Mühe hatten, ihrer Erzählung zu folgen. Unter anderem sagte sie, daß sie von ihrer Arbeitgeberin mit einem Holzscheit geschlagen worden sei. Die Arbeitgeberin hatte sie verdächtigt, mit ihrem Mann ein Verhältnis zu haben. Das Mädchen wollte nicht noch mehr geschlagen werden; daher hatte es ihre Beziehung zu dem Mann zugegeben. Sie hatte sich ihm hingegeben, als die Arbeitgeberin zum Wochenmarkt gegangen war und diese Gelegenheit dazu genutzt hatte, ein paar Tage in ihrem Elternhaus zu verbringen. Das Mädchen sagte weiter: "*Nani petma cha* (Ich habe ein Baby im Bauch)." Der Vater dieses Kindes sei ihr Arbeitgeber. Das Kami-Mädchen durfte trotz allem noch ein paar Monate für die Leute arbeiten. Natürlich wurden alle unangenehmen Tätigkeiten auf sie abgewälzt. Daher sammelte sie jetzt Holz für diese Leute. Irgendwann mußte sie dann doch wegen des Geredes der Leute weggehen. Später trafen andere Leute sie in Pharak, als sie bereits hochschwanger war. Auch diesen Leuten erzählte sie ihre Geschichte. Sie hatte in Pharak eine neue Anstellung gefunden. Es war bekannt, daß die Leute in Pharak nicht so konservativ waren wie die in Shorong.

In einem anderen Fall lebte eine großgewachsene Sherpa-Frau als Magd bei einer anderen Sherpa-Familie. Die Frau war bereits so alt, daß sie keine Kinder mehr bekommen konnte. Im Sommer wurde sie mit den Tieren auf die Almen geschickt. Alle paar Wochen brachte ihr Arbeitgeber ihr die *gyawi* (Lebensmittel) aus dem Dorf hinauf auf die Hochweiden. Seine Frau hatte den Verdacht, daß ihr Mann ein Verhältnis zu der Magd auf den Almen haben könnte. Daher ging sie eines Tages anstelle ihres Mannes mit einer anderen Bediensteten zu der Frau auf die Weiden. Dort angekommen, ließ sie sich die alte Kleidung der Magd geben, um die Tiere zu melken. Die Kühe riechen nämlich an der Kleidung der Menschen, die sie melken. So entsteht eine gewisse Beziehung zwischen Tier und Mensch. Schließlich lassen sich die Kühe nur noch von ihren Vertrauenspersonen melken. In diesem Fall ließen sich die Tiere auch von der Arbeitgeberin melken, da diese die Kleidung ihrer Bezugsperson trug. Genau das wollte die Arbeitgeberin feststellen, um die Magd zur Rede stellen zu können. Nun fragte sie die Magd frei heraus, ob sie ein Verhältnis mit ihrem Mann habe. Als die Magd nicht antwortete, schlug ihre Arbeitgeberin mit einem Stock auf sie ein und wurde dabei von der anderen Bediensteten unterstützt. Nun gab die Magd zu, daß sie eine Beziehung zu ihrem Arbeitgeber hatte, wenn dieser auf die Hochweiden kam. Alleine hätte die Arbeitgeberin sicher keine Chance gehabt, da die Magd sehr stark war. Weglaufen

konnte sie nicht. So mußte sie derart heftige Schläge einstecken, daß sie sich eine Woche lang nicht mehr rühren konnte. Natürlich hätte die Arbeitgeberin auch ihren Mann fragen können. Eigentlich hätte er die Schläge am ehesten verdient. Man hatte oft den Eindruck, daß sich die Männer wie Tiere verhielten. Viele von ihnen nahmen jede Gelegenheit zu einer außerehelichen Beziehung wahr, unabhängig vom Alter und der Schönheit der jeweiligen Partnerin.

Die Magd hatte einen einzigen Sohn namens Nyima, der einmal mit seinem Vetter spielte. Im benachbarten Haus eines Onkels fand gerade eine Hochzeit statt. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, aber ich hatte plötzlich die Idee, die Leute könnten Nyima vergiften. Warum war der Ämste nur gekommen? Das war in einer Vollmondnacht im Monat *mangsir* (November-Dezember). Tatsächlich starb Nyima im Monat *baisakh* (April-Mai), also fünf Monate später. Die Mönche, bei denen Nyima aufwuchs, schickten jemanden zu seiner Mutter, um sie zu benachrichtigen und zu den Verbrennungsriten zu holen. Sie sah ihren Sohn nur noch auf dem Scheiterhaufen.

Die Leute erzählten damals die Geschichte dieser Familie. Der Vater von Nyima war früh gestorben, als Nyima noch ein Baby war. Dann hatte die Verwandtschaft seiner Mutter nächtelang fremde junge Männer in ihr Haus geschickt, die sie nicht schlafen ließen. In der Sherpa-Sprache sagt man dazu *nyen*. Dieses Wort hat mancherlei Bedeutung wie ärgern, quälen, peinigen, randalieren, Sachen entwenden, vergewaltigen, schimpfen usw. Die junge Frau wußte nicht, wer hinter dieser Aktion stand. So wandte sie sich hilfesuchend an ihre Verwandtschaft, also an die Drahtzieher der Aktion. Diese sagten, sie solle doch zu ihnen kommen. So nahm die junge Frau ihre gesamte Habe und die Tiere und zog zur Verwandtschaft. Nur das Haus und das große Grundstück ließ sie zurück. Einer ihrer Vetter verpachtete das Land und steckte alljährlich die Pacht in seine eigene Tasche. Die Tiere teilten ihre drei Vetter untereinander auf. Die junge Frau mußte als Magd arbeiten gehen. Die Mönche erkannten das Unrecht, das hier geschah, und nahmen Nyima bei sich auf. Sie sagten, wenn er erwachsen sei, könne er sein Recht einfordern. Natürlich erfolgte die Erziehung des Jungen auf Kosten der Mönche. Eines Tages gingen mehrere Mönche mit Nyima zu seiner "lieben Verwandtschaft" und forderten 700 Rupien, was damals eine Menge Geld war. Die Männer der Verwandtschaft hatten jedoch von der Aktion der Mönche erfahren und machten sich rechtzeitig aus dem Staub. Nur die Frauen waren anwesend, als die Mönche kamen. Diese machten sich auf die Suche und fanden in den Wäldern Töpfe und Pfannen. Schließlich trafen sie auch die Männer, die sich bereit erklärten, den geforderten Betrag zu zahlen. Sie wußten nämlich genau, daß die Mönche sonst die Polizei holen würden.

Die alte Witwe

Eine alte Witwe hatte vier Söhne und eine Tochter. Die Tochter war in Taljangma mit einem Schreiner verheiratet. Meist kam sie für etwa acht Monate ins Dorf, um als Tagelöhnerin bei anderen Leuten zu arbeiten, da sie nie genug zu essen hatten. In dieser Zeit wohnte sie stets bei ihrer Mutter. Als Kind mußte ich oft diese alte Witwe lausen und ihr die grauen Haare ausziehen und auf die Handfläche legen. Mutter hatte mir eigentlich verboten, bei anderen Leuten auf dem Kopf herumzuwühlen, weil ich sonst auch solch einen schlechten Charakter bekäme wie diese. Deshalb hatte ich immer

angenommen, der schlechte Charakter müsse unter dem dicken Zopf der Frau sitzen, wo es meist übel roch, weil diese Stelle selten gereinigt und häufig mit Butter eingerieben wurde. Daher mied ich diese Stelle und suchte die Läuse hinter den Ohren und oben auf der Schädeldecke. Die alte Frau sagte immer, es jucke sehr stark. Die Läuse gab ich der Frau, die sie sofort in den Mund steckte und mit ihren letzten Zähnen zerknackte. "Ich habe dich, du Scheusal!", sagte sie dann stets und spuckte die Läuse mit ihrem Blut wieder aus. Da sie ihren alten Zähnen offensichtlich nicht so recht traute, schaute sie nach, ob die Läuse auch wirklich tot waren.

Wenn ich diese alte Frau lauste, erzählte sie mir viele Dinge, die sich früher ereignet hatten. So erfuhr ich einmal eine Geschichte, die mir später auch noch von anderen Frauen des Dorfes erzählt wurde. Vor langer, langer Zeit habe im Dorf ein Fest stattgefunden, zu dem viele Leute auch aus anderen Dörfern gekommen seien. Alle Leute hätten viel getrunken und sich unterhalten, und auf einmal sei ein Kopf zu Boden gefallen. Er gehörte einem Mann aus dem Nachbardorf, der immer an allen Dingen etwas auszusetzen hatte und den Leuten mit seiner Nörgelei ständig auf die Nerven ging. So muß es wohl auch bei jenem Fest gewesen sein. Da hatte ein andere Mann, der für seine Unbeherrschtheit bekannt war, in betrunkenem Zustand sein *kudpa* (nep. *khukuri*, das typische nepalische Rundmesser) genommen und dem Nörgler mit einem gezielten Hieb den Kopf abgehauen. Natürlich konnte man diese Sache nicht vertuschen. Die Leute aus dem Dorf fesselten ihm die Hände auf dem Rücken und schleppten ihn nach Kathmandu. Es hieß damals, der König hätte kein Interesse an dieser Dorfgeschichte gezeigt. So brachte man den Täter wieder ins Gebirge zurück und beschloß, ihn selbst zu richten. In Tamsare wohnte ein junger Kami, der von den Männern gezwungen wurde, als Henker zu fungieren. Der Junge zitterte vor Angst, konnte aber nicht davonlaufen, da die Männer ihn mit einem Seil festgebunden hatten. Der Todeskandidat habe ihm aber Mut gemacht. Er habe ganz ruhig zu ihm gesprochen und ihn aufgefordert, die Hinrichtung mit einem gezielten Schlag auszuführen, genau wie er selbst es gemacht habe. Dafür habe er dem weinenden Jungen noch zwei Rupien gegeben. Dieser warf das Geld jedoch sofort in den Fluß. An jenem Tag, als diese Hinrichtung stattfand, habe die Frau des Täters am Dorfrand gesessen und gesagt: "Heute wird ein Bock geschlachtet." Dabei habe sie unentwegt zu dem Hang hinübergeblickt, von dem sich die Gruppe dem Dorf näherte. Hin und wieder fielen ihr die Augen zu, und sie nickte kurz ein. Diese Frau hatte mit Hilfe der Dorfbevölkerung das Totenfest für ihren Mann bereits vorbereitet. Die Männer hatten gesagt, der Täter dürfe sein Dorf nicht mehr erblicken. Deshalb wurde das Urteil unterhalb des Dorfes vollstreckt. Der arme Kami-Junge mußte die Hinrichtung ausführen. Er hat diesen Schock nie wieder überwunden. Den Kopf des Hingerichteten durfte man nicht verbrennen, weil er einem Verbrecher gehörte. Er wurde daher unterhalb des Dorfes vergraben. Ansonsten wurde ein ganz normales Totenfest gefeiert. Die Familien von Opfer und Täter seien dabei erneut aufeinander losgegangen. Es hieß, wenn das Kind, das die Frau des Täters im Korb hatte, ein Junge wäre, dann wollten sie auch ihn töten. Glücklicherweise war es aber ein Mädchen.

Die Leere – der Tod als Teil des Lebens

Der Tod ist ein Ereignis, mit dem man zwar jederzeit rechnen muß, das aber dennoch meist völlig unerwartet hereinbricht. Unmittelbar nach dem Tod eines Menschen wird ein Laienlama gerufen, der dem Verstorbenen eine Art letzten Segen mit auf die Reise gibt und ihm gut zuredet, den richtigen Weg einzuschlagen. Es ist die Rede von einem schwarzen, einem weißen und einem roten Weg. Der Laienlama ermahnt den Verstorbenen, seine Seele möge weder den schwarzen noch den roten, sondern den weißen Weg gehen. Der Lama formt aus einem Papierblatt ein kleines Röhrchen, durch welches er dreimal mit der Leiche redet und ihr erklärt, daß sie unerkennbar geworden sei und nicht mehr auf dieser Welt weile. Ihre Gedanken seien nicht mehr die gleichen wie bisher. Man glaubt, daß sich der Geist des Verstorbenen in den ersten drei Tagen in einem Zustand höchsten Glückgefühls befindet. Erst dann wird ihm bewußt, daß sein Haus gestorben ist, das zerfällt, weil nun niemand mehr darin wohnt. Wenn er ruft, hört er kein Echo mehr. Und nun stellt er auch fest, daß er keinen Schatten mehr wirft, wenn die Sonne scheint, und daß er keine Fußabdrücke mehr hinterläßt. Er befindet sich in einem Zustand der Leere. Aber der Geist des Verstorbenen wird sich nun auch bewußt, daß er von Geistern verfolgt wird. Die Hinterbliebenen stellen vor dem Haus große Masten mit beschrifteten weißen Fahnen auf. Hinter diesen Fahnen kann sich der Geist des Verstorbenen verstecken, denn er ist nun nicht mehr größer als ein Reiskorn. Wir Kinder fanden es ganz toll, daß der Geist des Verstorbenen nur zu denken brauchte, er wolle zu einem bestimmten Ort, und schon war er da.⁴

Wenn der Laienlama seine Zeremonie beendet hat, wird der Leichnam gewaschen und in einen Sack eingenäht. Den genauen Ablauf kann ich leider nicht schildern, da Frauen hierbei nicht anwesend sein dürfen.⁵ Nun werden Mönche und Nonnen aus dem nahe gelegenen Kloster gerufen, die dann mit ihren Musikinstrumenten und heiligen Texten kommen und eine Totenzeremonie abhalten. Bei armen Leuten kommt oft auch nur ein Lama, der aber immer Trommel und Becken mitbringt. Die Zeremonie der Lamas zieht sich über viele Stunden hin.

Währenddessen ist die ganze Dorfbevölkerung beschäftigt, den Leichenschmaus vorzubereiten. Auch Verwandte aus anderen Dörfern werden herbeigerufen. Es ist übrigens üblich, daß man sofort alle Arbeiten auf dem Feld einstellt, wenn man von dem Tod eines Menschen im Dorf erfährt. Insbesondere Hacken werden stehenden Fußes fallengelassen, weil die Vorstellung besteht, daß auch die Erde mitstirbt. Viele Leute im Dorf weinen, obgleich der Lama immer ermahnt, dies nicht zu tun. Es heißt, die Tränen würden zu Flüssen und das Schluchzen zu Wind. Dann hätte der Geist des Verstorbenen noch mehr zu leiden.

Alle konzentrieren sich nun auf das Kochen des Totenmahls. Die hohen Kosten haben immer die Angehörigen der verstorbenen Person zu tragen. Viele Familien haben sich dabei schon völlig verschuldet. Es wird alles Eß- und Trinkbare aus dem Dorf zusammengetragen, was aber bezahlt werden muß. Besonders benötigt werden *chang* (Bier), Fleisch, *mad* (geschmolzene Butter) und geröstetes Getreide, meist Mais, Gerste oder Fingerhirse.

⁴ Ich erlebte dies erneut vor wenigen Jahren. Damals war ich in Deutschland und wachte nachts gegen vier Uhr auf, weil ich das Gefühl hatte, Mutter stände draußen vor dem Haus – sie hatte uns nur ein Jahr zuvor in Deutschland besucht – und rufe meinen Namen. Völlig verstört bin ich aus dem Haus gegangen und im Dunkeln durch den Garten geirrt. Einige Tage später erfuhr ich, daß meine Mutter in jener Nacht genau zu dieser Uhrzeit (Mitternacht nepalischer Zeit) gestorben war.

⁵ Diese Tätigkeiten werden normalerweise von Männern ausgeführt. Ich kann mich erinnern, daß sie dabei trotz allem oft noch lachen.

Dann wird das Totenmahl im Haus des Verstorbenen eingenommen. Wenn der Platz drinnen nicht ausreicht, essen einige Leute auch draußen; insbesondere wird das Essen häufig außerhalb des Hauses, meist von jungen Männern, zubereitet. Alle Anwesenden erhalten einen Teller mit Essen, auch der Verstorbene. Es besteht die Vorstellung, daß der Geist des Verstorbenen von den aufsteigenden Dämpfen des Essens zu sich nimmt und so überlebt. Die Mönche trinken im Verlauf ihrer Zeremonie keinen *chang*, bloß Buttermilch, den sie sich selber zubereiten. Oft ekeln sie sich nämlich etwas vor dem Schmutz der Bauern.

Der Leichnam ist unterdessen auf einem freien Platz vor der Schrankwand des Hauses auf der Erde aufgebahrt worden. Es wird darauf geachtet, daß keine Katze den Leichnam berührt; Katzen werden vorsichtshalber aus dem Haus gejagt. Es besteht nämlich die Vorstellung, daß durch die Berührung der Katze ein Leichnam wieder zum Leben erweckt werden und viel Unheil anrichten kann. So etwas soll jedenfalls vor langer Zeit schon vorgekommen sein. Überhaupt wird auch die Berührung der Leiche durch Menschen möglichst vermieden.

Dann kommt der Augenblick, an dem die Leiche aus dem Haus getragen wird. Einer der Lamas beginnt zu tanzen. Er tanzt drei Runden im Zimmer herum und wirft unterdessen geweihte Getreidekörner auf den Leichnam. Der Weg, den der Tote nun nimmt, muß freigehalten werden; es darf nichts und niemand ihm im Wege stehen. Sollte doch noch jemand dort stehen, so besteht die Gefahr, daß auch er bald sterben muß. Zwei bis drei Männer, je nach dem Gewicht der Leiche, fungieren als Leichenträger. Sie kommen meist aus armen Familien und können sich auf diese Weise etwas hinzuverdienen. Diesen Leichenträgern werden mit Kohle jeweils drei schwarze Streifen auf Stirn, Nase, Kinn und Wangen gemalt. Dies bewirkt eine Schutzfunktion für die Träger; sie brauchen nun keine Angst mehr vor Erkrankungen u.ä. zu haben. Die Träger nehmen die Leiche in einer Kiepe auf den Rücken, wobei sie darauf achten, daß das Gesicht des Toten von ihnen weg nach hinten blickt. Sonst könnten die Träger doch noch krank werden. Der Lama geht voraus, dahinter geht ein Mann, der eine weiße Fahne trägt, dann folgt der Träger mit der Leiche, dann eine schwarze Fahne und dahinter Fahnen in verschiedenen anderen Farben. Diese bunten Fahnen symbolisieren die in die irre führenden Wege, die der Geist des Toten einschlagen könnte. Hinter den Fahnenträgern folgen die anderen Lamas mit den Musikinstrumenten und dann die gesamte Dorfbevölkerung, sofern sie Lust dazu hat, Männer, Frauen und Kinder. Unterwegs wird nicht angehalten, lediglich wird von Zeit zu Zeit der Leichenträger gewechselt. Wir haben auch schon erlebt, daß die Leute auf dem Weg zum Verbrennungsplatz gesungen haben.

Schließlich kommt der ganze Zug auf dem Leichenverbrennungsplatz hoch oben über dem Dorf an. Dort haben junge Männer des Dorfes bereits seit Stunden Holz zusammengetragen und einen großen Scheiterhaufen errichtet. Sofort nach Ankunft des Leichenzuges ziehen der Lama, der Träger mit der Leiche, die Fahnenträger und die Musikanten dreimal um den Scheiterhaufen herum. Dann wird die Leiche oben auf den Scheiterhaufen gelegt, und einer der Träger zündet ihn an. Während die Leiche im Feuer verbrennt, sitzen die Leute um den Platz herum und essen noch etwas von dem Essen, das sie aus dem Dorf mitgebracht haben. Es wird besonders darauf geachtet, daß der Rauch vom Scheiterhaufen senkrecht zum Himmel emporsteigt. Dann wird es den Hinterbliebenen im Dorf nämlich gutgehen. Sollte der Rauch aber hinab ins Dorf ziehen, ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß dort im nächsten Jahr wieder jemand sterben wird und somit Leid über die Menschen hereinbricht.

Bevor es dunkel wird, gehen alle Leute wieder ins Dorf zurück, da die Menschen sonst Angst auf dem Verbrennungsplatz haben. Um das Feuer kümmert sich niemand mehr; dennoch kann ich mich nicht erinnern, daß es einmal zu einem Waldbrand gekommen ist. Alle Menschen gehen sofort zu ihren Häusern. Arm dran sind besonders die Mönche und Nonnen, die durch die dunkle Nacht bis zu ihren Klöstern zurückgehen müssen. Am nächsten Tag geht noch einmal jemand zum Verbrennungsplatz und vergräbt die Knochenreste in irgendeiner Felsspalte.

Drei Wochen lang kommt nun ein Laienlama ins Haus und liest heilige Texte. Auf dem Platz im Haus, wo die Leiche aufgebahrt worden war, wird nun eine Puppe hingesezt, die mit den Kleidern des Verstorbenen bekleidet ist. Vor allem bei Frauen sieht das immer sehr schön aus, wenn die Puppe mit den kostbarsten Kleidern und dem Schmuck der Verstorbenen ausstaffiert ist. Auch diese Puppe erhält bei jeder Mahlzeit ihren Anteil. Man tut so, als sei der oder die Verstorbene noch anwesend. Nach diesem symbolischen Akt wird der Teller natürlich wieder zurückgenommen und den Kindern gereicht. Nicht alle Familien können sich jedoch dieses Ritual mit dem Laienlama erlauben, da dieser nicht nur zu ernähren, sondern darüber hinaus auch noch zu bezahlen ist.

49 Tage nach dem Tode wird ein großes Totenfest gefeiert. Die ganzen Wochen zuvor laufen die Vorbereitungen für dieses Fest. Alle Familien des Dorfes spenden jeweils ein *pathi* (ein Hohlmaß, ca. 4,4 l) Getreide. Im Haus irgendeiner Familie des Dorfes, die sich dazu bereiterklärt hat, wird dieses Getreide zu *chang* verarbeitet. Darüber hinaus bringt jede Familie fünf *pathi* Getreide zum Haus der verstorbenen Person. Dies ist der Beitrag der Dorfgemeinschaft zum Totenfest. Auch die Familie des Toten hat nämlich noch jede Menge *chang* zu brauen, da bei den Sherpa kein Fest ohne *chang* läuft und die Sherpa bekanntlich große Mengen dieses Getränkes verkraften können.

Das Totenfest beginnt gegen Abend. Dann strömen die Leute aus dem Dorf, teilweise auch aus den Nachbardörfern, herbei. Viele sind extra benachrichtigt worden, andere kommen von alleine. Ein solches Fest ist immer ein ganz großes Ereignis, vor allem auch für die Dorfjugend. Nicht selten werden auf solchen Festen erste Kontakte für eine spätere Eheschließung getroffen. Natürlich dürfen auch die Mönche und Nonnen mit ihren Musikinstrumenten nicht fehlen. Oft haben die Diener der Lamas uns Kinder ermahnt, wir sollten nicht so laut sein. Die Mönche und Nonnen schimpfen aber auch über die älteren Männer, die nach einiger Zeit nicht mehr in der Lage sind zu beten, weil sie bereits zuviel *chang* getrunken haben. Letzterer wird von einem sogenannten *chang*-Mädchen, einer jüngeren Frau aus der Familie der verstorbenen Person, serviert. Als Belohnung erhält diese Frau nach dem Fest oft Kleidungsstücke der Verstorbenen, falls es sich dabei um, eine Frau handelt. Aus Vorsicht vor den Geistern der Verstorbenen spuckt man dreimal innen in das Kleidungsstück hinein und zieht es dann an; gewaschen wird es gewöhnlich nicht.

Bei den benötigten Massen ist es notwendig, bereits am Nachmittag mit dem Kochen anzufangen. Für die Mönche kochen manchmal auch die Nonnen. Das ist ein Grund, warum die Nonnen nicht so gerne mit den Mönchen zu den Totenzeremonien gehen, weil sie dann immer die Dreckarbeit machen müssen. Das Essen, das am Abend serviert wird, besteht aus Reis oder aus Getreidebällchen, über die Soße gegossen wird, allerdings nur für die Erwachsenen. Viele Leute bringen ihre kleinen Schälchen mit. Die Kinder halten meist ihre Schürzen, Hemden oder Kopftücher auf. Einige Leute verstehen es immer wieder, mehrere Rationen zu kassieren. Nach dem Essen beginnen die Mönche und Nonnen mit ihren Gebeten. Die Leute sitzen in

Gruppen auf dem Boden und schauen dabei zu. Sie unterhalten sich etwas und trinken *chang*. Irgendwann später beenden die Mönche und Nonnen ihre Zeremonie. Nach und nach gehen die Leute nach Hause, meist erst, wenn sie sich vor lauter Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten können.

Am nächsten Morgen gehen die Mönche und Nonnen wieder zu ihren Klöstern zurück, es sei denn, sie werden erneut zu Gebeten aufgefordert, die dann natürlich auch erneut bezahlt werden müssen. Es wird den Mönchen und Nonnen immer wieder nachgesagt, sie würden sich freuen, wenn jemand stirbt. Aber man muß natürlich bedenken, daß dies eine der ganz wenigen Einkommensquellen für diese Menschen ist.

Im Laufe des Vormittags wird das Mittagessen zubereitet. Hierfür ist diesmal nicht die Familie des Verstorbenen sondern die Dorfgemeinschaft zuständig. Meist gibt es einen leckeren deftigen Eintopf und natürlich *chang* oder *arak* (Branntwein) dazu. Das Abendessen wird dann wieder von der Familie des Verstorbenen gestellt. Oft sind die Leute schon so betrunken, daß sie ihre seit Monaten aufgestauten Aggressionen loslassen. Die Frauen haben dann große Probleme, ihre Männer zurückzuhalten - das ist übrigens das einzige Mal, daß die Frauen des Dorfes geschlossen zusammenhalten. Manchmal kommt es zu Prügeleien zwischen den betrunkenen Männern des Dorfes, was nicht selten schwerere Verletzungen wie Knochenbrüche und Prellungen zur Folge hat.

Damit ist das Fest beendet – fast. Drei Tage später nämlich verkleiden sich zwei junge Männer als ein altes Ehepaar und machen allerlei Scherze. So schildern sie z.B. Szenen aus dem Ehealltag. Dann werden zwei kleine Geisterfiguren gemacht, die mit großen Getöse und Gejohle davongejagt und irgendwo am Wegesrand hingestellt werden. All dies sind Aufgaben, die von Männern wahrgenommen werden, so daß ich als Frau zu den Einzelheiten wenig sagen kann. Wir Frauen waren immer nur belustigte Zuschauer.

Im Laufe des folgenden Jahres können die Familienangehörigen dann noch ein paar gute Werke zugunsten des Verstorbenen tun. So können sie z.B. im Tempel eine Butterlampe für den Verstorbenen aufstellen. Oder aber sie machen Dinge, die der Allgemeinheit zugute kommen, z.B. Restaurierung oder Neubau von Brücken oder Ausbesserung von Rastplätzen.

Die Voraussagung

Ein junger Mann aus einem nahe gelegenen Dorf war nach eigener Aussage seiner Frau davongelaufen. In der Folgezeit arbeitete er hier und da ein paar Tage, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Jedenfalls hatte er so immer genug zu essen. Nachdem er während des Monsun auch einige Wochen in unserem Dorf gearbeitet hatte, begab er sich in ein anderes Dorf jenseits des Passes.

Dort verdingte er sich wieder bei irgendeiner Familie, die unterhalb des Dorfes in der Nähe des Flußufers wohnte. Er hatte einen Blick auf eine Tochter des Hauses geworfen, doch wollte diese nichts von ihm wissen. Es kam zu einem größeren Streit, der mit dem Rausschmiß des jungen Mannes endete. Daraufhin kletterte der Mann auf einen großen Ahornbaum, der neben einer Quelle stand. Solche Bäume gelten als heilig

und dürfen nicht geschnitten werden. Die Leute liefen hinter ihm her und schimpften, er solle sofort wieder von dem Baum herabsteigen.

Oben auf dem Baum angekommen, verfiel der Mann jedoch in eine Art Trance und rüttelte an den Ästen, an denen er sich festklammerte. Dann stieß er eine Verwünschung aus, die alle Umstehenden laut und deutlich hören konnten: "In drei Tagen werdet ihr durch eine Überschwemmung vernichtet werden!" Schließlich stieg der junge Mann doch wieder vom Baum herab und ging davon. Niemand weiß, wohin er gegangen ist.

Den Leuten war nach diesem Ereignis nicht so ganz wohl zumute. Offensichtlich besaß dieser Mann schamanistische Eigenschaften, und derartige Voraussagen wurden durchaus ernst genommen. Aber so recht wollte man doch nicht daran glauben, da keinerlei Anzeichen für eine Überschwemmung erkennbar waren.

Am dritten Tag dachte kaum noch jemand an die Voraussagung des jungen Mannes. Da geschah es, daß in der Nacht eine große Flutwelle vom oberhalb gelegenen *Womi Tso* oder *Dudh Kund*, dem heiligen Milchsee, zu Tal stürzte. Diese Flutwelle riß alles mit, was sich in unmittelbarer Nähe des Flusses befand, Menschen, Tiere, Häuser und Äcker. Als die Familie am nächsten Tag wach wurde und sich zu ihrer Viehherde begab, die man in einer Höhle am Flußufer untergebracht hatte, mußte sie zu ihrem Entsetzen feststellen, daß alle Tiere weggespült worden waren. Wie ein Fluch war die Voraussagung des Mannes Wirklichkeit geworden!

Barfuß im Schnee

Einmal ging ich gemeinsam mit einem Onkel und einer Tante zum Markt, der sich damals in Dorphu befand. Wir gingen bereits tags zuvor nach Taljangma, damit wir am nächsten Tag früher in Dorphu ankamen. Die beiden Verwandten liefen aber so langsam, daß wir an einem Tag wohl nie am Markt angekommen wären.

Am Takshindu-Paß war alles mit Reif bedeckt. Zumindest rutschten wir ständig aus. Wir nahmen das aber von der lustigen Seite. In Taljangma übernachteten wir bei einer Schwester der Tante. Als die Frau des Hauses am nächsten Morgen in die Scheune ging, um Brennholz zu holen, schrie sie: "*Kha! Kha!*" (Schnee). Wir sprangen alle auf und liefen vor die Tür. Alles war weiß, wohin man nur schauen konnte. Auch die Äste und Zweige der Bäume waren dick mit Schnee bedeckt. Damals gab es dort noch sehr viel mehr Bäume als heute. Es war bestimmt fast ein Meter Schnee gefallen. Jedenfalls waren die Zäune, welche die Felder begrenzen, nicht mehr zu sehen. Die Leute aus Taljangma meinten, der Schnee würde bestimmt eine Woche liegen bleiben. Sie sagten, der Weg durch den Wald zwischen Taljangma und Tamsare wäre unmöglich zu begehen.

So gaben wir unseren Plan auf, zum Markt zu gehen, und beschlossen stattdessen, nach Hause zurückzukehren. Die Frau, bei der wir übernachtet hatten, sagte, sie würde mir ja gerne ihre alten *katsa* (selbstgemachte Sherpaschuhe) geben, da ich damals noch keine Schuhe besaß, aber sie brauche diese selber, um *riki* (Kartoffeln) zu setzen. So machten wir uns auf den Heimweg. Ein Mann, der mit seinem Sohn vorbeikam, sagte, eine Gruppe von Khumbu-Leuten sei vom Takshindu-Paß heruntergekommen. Daher müsse der Weg frei sein. Sein Sohn hatte Gummistiefel an; es war das erste

Mal, daß ich so etwas gesehen habe. Der Junge sprang mehrmals hoch, um den Schnee von den Stiefeln abzuklopfen.

So wickelte ich Jutesäcke um meine Füße. Der Onkel nahm einen Stock mit, mit dem er den Weg abtastete, damit wir nicht über die Zäune fielen. Meine Tante und ich gingen hinter ihm her. Dennoch ging das alles sehr langsam. Als wir den Paß erreichten, konnten wir sehen, daß unten im Tal bereits wieder die Sonne schien und den Schnee etwas weggetaut hatte. Leider mußten wir feststellen, daß die Khumbu-Leute natürlich den Hauptweg von Manidingma heraufgekommen waren. Wir mußten leider in Richtung Chulemo abbiegen, und dort war vor uns noch niemand hergegangen.

Als wir unten am Yawa Kholā ankamen, war dort gar kein Schnee mehr. Oben in Yawa und Shiteling aber lag noch etwas Schnee. Als wir in Shiteling ankamen, sah ich an meinen Fußstapfen, daß meine Füße bluteten; Schmerzen spürte ich aber nicht. Als ich dann an unserer Hütte ankam, hatte ich das alles wieder vergessen, tanzte ein paar Schritte und sang ganz laut. Mutter hatte gerade meinen älteren Bruder ausgeschimpft. Wie immer, wenn die Tiere vor Kälte zittern, bekamen sie heißes Wasser mit Salz zu trinken.

Kartoffeln gegen Süßkartoffeln

Einmal bin ich mit meinem Vetter Phuri nach Yapil, einem Rai-Dorf unten im Tal gegangen. Wir nahmen zwei riesige Körbe mit länglichen weißen Kartoffeln, die von den rundlichen Khumbu-Kartoffeln unterschieden werden, mit, um sie bei den Rai gegen Süßkartoffeln einzutauschen. In Yapil angekommen gingen wir zu einem weißen lehmgetünchten Haus. Im Gegensatz zu den Sherpa-Häusern haben die Rai-Häuser zwei Türen, eine nach Süden und eine nach Osten. Man betritt die Häuser grundsätzlich durch die östliche Tür. Die südliche Tür ist für Fremde nicht zugänglich; sie dient lediglich dazu, die Leichen Verstorbener aus dem Haus zu tragen, jedenfalls wurde mir das früher so von anderen Sherpa erklärt.

Als wir an dem besagten Rai-Haus ankamen, riefen wir: "*Ama* (Mutter)! Wir möchten Kartoffeln gegen *sarkanda* (Süßkartoffeln; die Rai sagen *suteni*) eintauschen. Die Frau kam zu uns heraus. Sie war mit dem Tauschgeschäft einverstanden. Wir konnten unsere Kartoffeln vor dem Haus auskippen. Dann gab die Frau uns Hacken und zeigte zu einem nahegelegenen Feld. Dort könnten wir Süßkartoffeln für uns ernten, erklärte sie in einer Mischung aus Rai-Sprache und Nepali. Wir verstanden zwar nicht alles, aber alles Wichtige. Die Frau machte sich nicht einmal die Mühe, mit uns zu ihrem Feld zu gehen.

Wir rissen das grüne Laub ab und hackten die Süßkartoffeln eifrig aus dem Boden. Die Ernte war ausgesprochen gut. So füllten wir unsere Körbe so voll es nur eben ging. Als wir fertig waren, gingen wir zum Haus der Rai-Frau, erzählten ihr, daß wir jetzt fertig wären und erbettelten auch noch für jeden von uns eine Stange *guching* (Zuckerrohr, nep. *okhu*), das in der Höhenlage unserer Dörfer nicht mehr wächst.

Als wir uns endlich auf den Heimweg machten, waren die Schatten schon ganz lang geworden. Der Tag näherte sich seinem Ende und wir hatten noch einen sehr weiten und vor allem steilen Weg vor uns. So ging es rasch über den rauschenden Bach und dann auf kürzestem Weg durch die Felsen hinauf in Richtung zu unserem Dorf. Auf einer

Felsplatte an der Sommerweide unserer Kühe machten wir eine kurze Rast. Doch bald ging es in Eile weiter. Dann wurde es dunkel, aber zum Glück kannten wir ja jeden Stein und Baum in der Umgebung. Ich glaube, wir hätten den Weg damals auch mit geschlossenen Augen gehen können. Am Wasserfall flog ein Vogel aufgeschreckt davon. Natürlich hatten wir insgeheim auch etwas Angst vor Leoparden, doch verdrängten wir diese Gefühle. Es ging uns nur noch darum, möglichst rasch nach Hause zu kommen.

Irgendwann trennten wir uns; Phuri hatte es nicht so weit wie ich, da sein Elternhaus etwas weiter unterhalb lag. Als ich dann endlich zu Hause ankam, freute sich Mutter sehr. Sie tat so, als ob ich ihre große Schwester wäre, und erklärte meinen jüngeren Geschwistern, daß ich etwas zu essen mitgebracht hätte. Sicher ist sie auch etwas stolz gewesen. Und natürlich war auch ich stolz über meine Leistung, aber vor allem war ich äußerst müde. Sofort wurden Süßkartoffeln gekocht, über die sich alle mit Begeisterung hermachten. Auch über das Zuckerrohr freute man sich. Alle kauten ein Stückchen davon.

Pockenimpfung

Irgendwann sind einmal zwei Männer in unser Dorf gekommen. Sie haben damals bei allen Kindern des Dorfes Pockenimpfungen durchgeführt. Ich war noch sehr klein und kann mich daher nicht mehr an alle Einzelheiten erinnern. Jedenfalls wurden mein Bruder Gyaltzen und ich geimpft. Einer der Männer ritzte mir mit einem Messer einen kleinen Schnitt in den Arm. Die Narbe, die sich später an dieser Stelle bildete, ist noch heute deutlich sichtbar.

Damals haben die beiden Männer den Eltern der Kinder ausdrücklich klargemacht, daß sie in den nächsten Tagen sehr sorgfältig auf ihre Kinder aufpassen sollten. So durften wir weder Milch noch *chang* trinken. Auch sollten die Speisen nicht gesalzen werden. Man kann sich vorstellen, wie scheußlich das Essen geschmeckt hat. Die Männer warnten, die Kinder könnten sterben, wenn diese Vorschriften nicht eingehalten würden.

Mit derartigen Warnungen stießen sie natürlich bei unserer Mutter auf einen sehr fruchtbaren Boden. Sie war wie ein Luchs hinter uns her und paßte auf, daß wir nur ja nichts Unerlaubtes aßen oder tranken. Diese Gelegenheit konnte ich nicht ganz ungenutzt lassen. Als sie gerade einmal zur Seite schaute, habe ich rasch mit dem Deckel des Milchtopfs geklappert, so als ob ich daraus trinken wollte. Dann lief ich ganz schnell weg und versteckte mich in einem nahen Felsenloch. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis Mutter humpelnd und keuchend an mir vorbeihastete, ohne mich jedoch zu sehen. Natürlich hatte sie angenommen, ich hätte von der Milch getrunken. Aber ich wollte ja auch nicht sterben. Selbstverständlich hatte ich nichts getrunken, sondern wollte nur die Mutter etwas ärgern.

Nach einigen Tagen kamen wieder zwei Männer ins Dorf, um die Impfreaktionen zu überprüfen. Auch ich mußte meinen Arm vorzeigen. Der Mann, der mich untersuchte, quetschte meinen Arm ein wenig. Ich schaute ihm dabei ins Gesicht. Meinen Bruder haben die Eltern nicht vorgezeigt. Er mußte sich verstecken, weil er eine besonders starke Impfreaktion hatte. Die Leute hatten nämlich erzählt, in einem solchen Fall würden

die Männer die entzündete Stelle ausquetschen, um neuen Impfstoff zu gewinnen. Das wollten meine Eltern nicht.

Man erzählte, in einem anderen Dorf hätten die Bewohner die Mediziner verjagt, weil in diesem Dorf ein paar Kinder gestorben wären, die sich nicht an die Vorschriften gehalten hätten. Ob dies zutreffend war, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es war jedenfalls damals das Gesprächsthema im Dorf.

Die Steuereintreiber

Kartoffeln waren offensichtlich in Kathmandu noch unbekannt. So wurden die Steuern, die die Familien alljährlich zu zahlen hatten, lediglich nach der Menge des Getreides berechnet, das man säte. Der Ernteertrag interessierte den Staat nicht. Im Falle von Mißernten war dies natürlich ein großer Nachteil für die Leute. Andererseits konnte aber auch niemand so richtig kontrollieren, wieviel Getreide tatsächlich gesät wurde.

Mit der Steuereintreibung wurde jemand aus dem Dorf beauftragt, der sich damit ein paar Rupien verdienen konnte. Ich erinnere mich, daß dieser Steuereintreiber, es war ein junger Mann aus der Nachbarschaft, im Monat *pūs* (Dezember-Januar) vorbeikam, um die fällige Steuer abzuholen. Damals mußte pro *mana* (0,568 l) Saatgut eine Rupie gezahlt werden. Eigentlich hätten wir mindestens zehn Rupien zahlen müssen, aber wie alle Familien im Dorf setzten wir die angegebene Saatmenge auf vier *mana* herab. Es mußten folglich vier Rupien Steuer bezahlt werden, zuzüglich einer Rupie für den Steuereintreiber.

Geld war für uns ein Fremdwort. Wir Kinder besaßen allenfalls Steingeld, mit dem wir spielten, aber das interessierte den Staat ja nicht. So hatten wir die fünf Rupien ganz einfach nicht. Daher vertrösteten wir den jungen Mann immer wieder, wenn er kam, um das Geld abzuholen. Jedesmal wurde er dann aber zum Essen eingeladen. Dies wiederholte sich in den kommenden Monaten mindestens zwanzigmal. Irgendwann kam der Steuereintreiber nicht mehr, und wir selbst vergaßen die Angelegenheit.

Eines Tages, wir waren gerade dabei, das Unkraut in den Feldern zu jäten, d.h. es muß schon im Monat *jeth* (Mai-Juni) gewesen sein, kamen zwei junge Männer und riefen von weitem, ob Vater da wäre. Als wir dies verneinten, fragten sie nach unserer Mutter. Sie sagten, diese solle wegen unserer Steuern nach Yawa kommen. Mutter band sich also das kleine Baby, das sie gerade wieder hatte, auf den Rücken und machte sich hinkend und keuchend auf den Weg. Als sie gegen Abend zurückkehrte, fragten wir sie, was denn los sei. Da sahen wir auch schon von weitem einen Mann herannahen. Diesmal war es nicht der Steuereintreiber aus dem Dorf, sondern ein richtiger Beamter. Mutter sagte, dieser Beamte habe uns als "*kunako mancheharu*" (Leute aus dem Loch) bezeichnet. Die beiden jungen Männer, die mit der Steuereintreibung im Dorf beauftragt worden waren, mußten rüde Beschimpfungen über sich ergehen lassen; anscheinend hatten sie bei den anderen Dorfleuten ähnlichen Erfolg gehabt wie bei uns. Offensichtlich wollte der Beamte sich selbst überzeugen, daß es bei uns wirklich nichts zu holen gab. Er kam aber nicht ganz bis zu unserem Haus; er hatte wohl genügend Erkenntnisse gewonnen. Erstaunlicherweise sind wir später nicht mehr wegen

Steuerzahlungen belästigt worden. Jedenfalls haben wir Kinder das nicht mehr mitbekommen.

Ein anderes Mal erzählten die Leute, der *munmin* (Bürgermeister) nehme auch Getreide als Steuerabgabe an. Den Betrag würde er dann an die Steuerbehörde weiterleiten. Die Leute waren jedoch sehr skeptisch und fragten sich, woher er denn das Geld nehme. Es stellte sich heraus, daß er mit seinen drei Söhnen im Spätherbst zum Womi Tso hinaufging und dort aus dem eisigkalten Wasser des Sees das Geld einsammelte, das die zahlreichen Pilger – der See ist im Monsum ein vielbesuchtes Zentrum hinduistischer und buddhistischer Pilger – dort als Opfergabe hineingeworfen hatten. Die Leute betrachteten dieses Verhalten des *munmin* als Frevel, der auch bestraft werden sollte. Zwei seiner Kinder starben an den Bissen der Blutegel, die sich in ihrer Nase festgesetzt hatten. Später starb auch sein dritter Sohn, der immer von einer alten Witwe aus Taljangma als Begleiter mitgenommen worden war, wenn sie nach Okhaldhunga ging, um die Pension ihres verstorbenen Mannes abzuholen. Auf einer dieser Reisen wurde er so krank, daß er seinen älteren Bruder nicht mehr erkannte, der ihn nach Hause trug. Er starb wenige Tage später. Wegen des pompösen Totenfestes verschuldete sich die Bürgermeisterfamilie so sehr, daß sie völlig verarmte. Sie wanderte später nach Indien aus, da sie die Schulden nicht mehr bezahlen konnte. Die Leute betrachteten dies als Strafe für das frevelhafte Verhalten der Familie.

Spiele

Spezielle Spielzeuge waren bei uns unbekannt. Wir Kinder benutzten ganz einfach das zum Spielen, was greifbar war, und das waren vor allem Steine. Es gab eine ganze Reihe beliebter Steinspiele, die man alleine oder zu mehreren spielen konnte, und deren Regeln von Generation zu Generation weitergegeben wurden.

Bei dem *damang* genannten Spiel benötigte man beispielsweise drei kleine Steine. Das Spiel wurde mit nur einer Hand gespielt. Zunächst warf man die Steine wie beim Würfeln auf den Boden. Sie durften anschließend einander nicht berühren. Dann nahm man zwei dieser Steine in die geschlossene Hand. Nun warf man einen dieser beiden Steine in die Luft, tauschte blitzschnell den anderen Stein gegen den dritten, auf der Erde liegenden Stein aus und fing den in die Luft geworfenen Stein wieder auf. Wenn dieser Vorgang mißlang und der Stein nicht mehr aufgefangen werden konnte, war das nächste Kind an der Reihe.

Damang konnte aber auch mit fünf Steinen gespielt werden. Auch diese fünf Steine wurden zunächst ausgewürfelt. Dann wurde einer der Steine in die Hand genommen. Während man ihn hochwarf, ergriff man mit der Hand blitzschnell einen zweiten Stein und fing den ersten wieder auf. Anschließend wurde wieder ein Stein in die Höhe geworfen, ein dritter Stein von der Erde aufgehoben und der erste Stein wieder aufgefangen. So ging das Spiel weiter, bis vier Steine in der Hand waren und nur noch einer auf dem Boden lag. Während nun die vier Steine zu Boden geworfen wurden, ergriff man rasch den letzten Stein. Anschließend wurde dieser Stein wieder in die Luft geworfen, die übrigen vier Steine blitzschnell ergriffen und der in die Luft geworfene Stein wieder aufgefangen. Dieser letzte Vorgang mußte dreimal wiederholt werden. Wer dies alles schaffte, hatte gewonnen; doch das gelang nur sehr selten.

Auch das Spiel *kopi* wurde mit Steinen gespielt. Wir scharften ein kleines Loch in den Erdboden. Dann suchten sich alle beteiligten Kinder Geldmünzen, die natürlich aus Steinen bestanden, und stellten sich in einiger Entfernung von dem kleinen Loch hinter einer Linie auf. Nacheinander versuchten nun die Kinder, ihre "Steinmünzen" in das Loch zu werfen. Der letzte Stein wurde *deka* genannt. Er war etwas größer als die anderen Steine. Sieger dieses Spiels war, wer als erster alle Steine in das Loch geworfen hatte. Nachdem alle geworfen hatten, begann das Spiel von neuem.

Ein anderes überall vorhandenes Material waren Stöcke. Ein beliebtes Stockspiel der Jungen war *tiu dang riu*. Zunächst wurde ein kleines rechteckiges Loch von etwa einer Elle Länge und 10 cm Breite ausgehoben. Quer darüber legte man einen kleinen Stock, der *tiu* genannt wurde. Anschließend setzte man einen etwas längeren Stock, *riu* genannt, hebelartig unter dem *tiu* an und schleuderte diesen so weit wie möglich weg. Dann wurde mit dem *riu* die Entfernung abgemessen, die man den *tiu* geschleudert hatte. Entscheidend für den Sieg war natürlich die größte Weite.

Beliebt waren auch Spiele mit der Steinschleuder. Wir Kinder konnten mit wenigen Handgriffen aus einer Kordel eine Schleuder schnüren. An einem der beiden Kordelenden machten wir eine kleine Schlaufe, in die wir den Zeigefinger steckten. Dann legten wir einen kleinen Stein in die Schleuder ein, drehten sie dreimal über unserem Kopf und ließen im richtigen Augenblick das mit dem Daumen festgehaltene offene Ende der Kordel los. Meist haben wir auf diese Weise Vögel, manchmal aber auch Affen, gejagt.

Es gab auch Ratespiele. Ein Kind, meist ein Mädchen, hielt mehrere kleine Stöckchen unterschiedlicher Länge zwischen den Handflächen. Alle anderen Kinder mußten eines dieser Stöckchen ziehen. Wer das kürzeste Stöckchen gezogen hatte, mußte sich vor einem Mädchen hinknien, den Kopf auf dessen Oberschenkel legen und die Hände vors Gesicht halten. Das machten die Jungen besonders gerne. Die übrigen Kinder stimmten sich mit Zeichensprache darüber ab, wer als nächster das knieende Kind zupfen oder berühren oder aber auch kräftig in den Rücken boxen durfte. Vor allem die Mädchen pflegten besonders kräftig zuzuschlagen, wenn das knieende Kind ein Junge war. "*Su yin*" (wer ist da), riefen alle Kinder. Das knieende Kind mußte den Namen des jeweiligen Kindes erraten. Die anderen sagten fast grundsätzlich *manda manda* (nicht geraten), auch wenn richtig geraten worden war, um den Rater zu verunsichern. Der Rater antwortete dann immer: "*da da*" (geraten). Eigentlich war dies ein richtiges Betrugsspiel. Die Folge war, daß es häufig zum Streit kam, wenn der Rater zu viele Schläge abbekam.

Beim Wildgänsespiel (*chelung*) spielten ein kräftiger Junge und ein Mädchen Wildgänse. Der Junge war die Wildgansmutter, das Mädchen ihr Junges. Die beiden stellten sich Rücken an Rücken und hakten die Arme ineinander ein. Dann nahm der Junge das Mädchen auf den Rücken, indem er sich nach vorne beugte, und tanzte so ein wenig durch die Gegend. Dabei sang das Mädchen: "*Nga tang ama cho la do*" (Ich gehe mit meiner Mutter ins Kloster). Ein anderer kräftiger Junge spielte den Habicht. Während die beiden tanzten, versuchte er, von der Seite schnell zuzustoßen und das Mädchen seiner Mutter zu rauben. Der Habicht ahmte dabei die Laute der Wildgänse nach. Das Mädchen fragte immer: "*Ama toktok srubti kang yin*" (Mutter, was ist das für ein Geräusch)? Die Mutter wurde wütend und schimpfte: "Das ist dein Kopf!" Nach einiger Zeit fragte das Mädchen wieder, und diesmal antwortete die Mutter: "Das ist deine Leiche!" Irgendwann wurden die beiden dann müde, und der Habicht konnte seine Beute holen.

Ein anderes Spiel nannten wir *setkyi goljag* (das goldene Schloß). Hierbei setzte sich eine Reihe von Jungen und Mädchen an einem etwas steileren Hang hintereinander, wobei die größten und kräftigsten Kinder vorne saßen und die schwächeren hinten. Dabei hielt man jeweils den Vordermann fest umklammert. Normalerweise saßen Mädchen und Jungen abwechselnd. Ganz vorne saß immer ein Mädchen. Der dahinter sitzende Junge war der "Vater". Dann kamen zwei andere Kinder und hielten um die Hand der "Tochter" an, die der "Vater" fest umklammerte. Der "Vater" sagte: "Nur über meine Leiche! Ihr bekommt meine Tochter nur, wenn ihr das goldene Schloß aufbekommt." Dann versuchten die beiden "Brautwerber" mit aller Gewalt, das Mädchen wegzuzerren oder die umklammernden Hände des "Vaters" zu öffnen. Dabei rutschte die Kinderschlinge allmählich den Hang hinab. Irgendwann aber gab der "Vater" dann doch nach und rief seiner "Tochter" zu: "Geh' hin und brate Popcorn im Lendenschurz deines Mannes." Darüber kicherten alle Kinder.

Manchmal des Nachts, meist bei irgendwelchen Festangelegenheiten, spielten wir auch Schäfer. Ein Junge spielte dabei den Schafhirten, ein anderer den Schäferhund und ein dritter den Bergleoparden. Alle anderen Kinder waren die Schafe. Während alle "Schafe" aus vollem Halse blökten, piff der Hirte und schrie: "Der Bergleopard ist gekommen! Wo sind meine Schafe hin?" Gleichzeitig bellte der Hund, und der Bergleopard kreischte und fauchte. Alle waren in Bewegung. Der Bergleopard riß dann ein Lämmchen, dargestellt von einem Mädchen, und schleppte es davon. Der Hund versuchte währenddessen, den Leopard daran zu hindern. Richtige Leoparden trauten sich an solchen Abenden bestimmt nicht in die Nähe des Dorfes.

Beliebt waren auch Spiele, die eigentlich eine Nachahmung lebensnotwendiger Fertigkeiten waren. Auf diese Weise lernten wir Kinder gleichsam spielerisch Dinge, die wir später beherrschen mußten. Solche Spiele waren beispielsweise der Bau von Hütten, das Errichten von Feuerstellen, das Kochen, der Kauf von Tieren, das Handeln und Feilschen, oder das Spielen der Vater- oder Mutterrolle. Seltsamerweise wollten die Jungen lieber die Mutter spielen. Die Begründung war, daß sie dann immer das Beste zu essen bekämen. Ich selbst mußte meist Männerrollen spielen und viele Schimpfe einstecken.

Tiere

Was man von Tieren wissen sollte

Wenn man ein Tier, z.B. eine Kuh, verkauft und dieses Tier will absolut nicht bei seinem neuen Herrn bleiben, so bedeutet dies, daß man den Verkauf unbedingt rückgängig machen muß. In dem Tier steckt nämlich *yang*. *Yang* ist ein immaterielles Gut, das dem Besitzer des Tieres Glück bringt und alles Leiden von ihm fernhält.

Beim Verkauf eines Tieres ist es unbedingt erforderlich, von drei Stellen des Körpers (dem Kopf, dem Rücken und dem Schwanz) ein paar Haare abzureißen und zurückzubehalten. Auf diese Weise wird sichergestellt, daß das Gute, wie es zum Beispiel durch das *yang* verkörpert wird, zurückbleibt. Auf diese Weise kann man bedenkenlos ein Tier verkaufen, ohne Angst haben zu müssen, daß ein Leid über die Familie hereinbricht.

Wenn ein fremder *kyi* (Hund) zu uns kommt und vor der Tür stehen bleibt, nicht weggeht und um Essen bittet, dann ist dies ein gutes Zeichen. Es bringt uns viele Reichtümer und Überfluß. Auf keinen Fall darf er weggejagt oder geschlagen werden. Vielmehr freut man sich darüber, wenn der Hund jeden Tag wieder vorbeikommt.

Hunde dürfen niemals geschlagen werden, da die Leute glauben, daß sie selbst eines Tages als Hund wiedergeboren werden können. Dann nämlich könnte es ihnen selbst ebenso schlecht ergehen wie nun diesem Hund hier.

Es gibt andererseits ein Sprichwort, das lautet: *Kyila kyeara shog* (Du wirst einmal als Hund wiedergeboren werden). Dieses Sprichwort gilt als eine Art Segensspruch ohne jeden negativen Beigeschmack.

Hundeschädel werden von den Menschen zu diversen Zeremonien benötigt, insbesondere wenn in der Familie jemand erkrankt ist. Dann wird ein Schamane herbeigerufen. Dieser verhext die Geister, die die Krankheit verursacht haben, in den Hundeschädel. Anschließend wird dieser an einer Wegkreuzung vergraben und mit Steinen zugedeckt, damit die Geister nicht mehr entweichen können. Damit ist sichergestellt, daß diese Geister nicht mehr zurückkehren. Wenn ein Hund des Nachts von einem Bergleoparden oder einem anderen wilden Tier gerissen worden ist, dann gehen die Menschen am nächsten Tag und holen sich den Kopf des Hundes zurück, um den Schädel später für Zeremonien zu verwenden.

Hundehaare von der Schwanzspitze werden auch zur Herstellung von Amuletten zur Krankheitsheilung und -abwehr benötigt. Wenn ich ein Hundeamulett trage, bin ich nämlich für die Geister nicht mehr ich selbst, sondern ich werde von diesen mit dem Hund identifiziert. Für Hunde aber interessieren sich die Geister nicht. Auf diese Weise schützt mich der Hund vor den Geistern.

Gibt man einem Hund eine Handvoll Brei, so wünscht er den Menschen, ihre Reichtümer möchten sich tausendfach vermehren. Daher geben die Menschen gerne, wenn sie von einem Hund angeschaut werden, da sie glauben, daß sie dann den Segen des Hundes erhalten.

Wenn ein *kalag* (Rabe) schreit, bedeutet dies eine schlechte Nachricht. Selbst wenn dir diese Nachricht im Augenblick noch nicht bekannt ist, wird sie dich mit Sicherheit schon bald erreichen.

Wenn im Dorf eine *ungal* (Eule) schreit, ist es von großer Bedeutung, in welche Richtung der Schwanz des Vogels zeigt. In dem Haus, in dessen Richtung der Schwanz der Eule zeigt, wird nämlich im Verlaufe des nächsten Jahres eine Person sterben.

Die Frauen glauben, daß die Haare besonders schön lang wachsen, wenn sie sich mit den Flügeln der *pham togtog* (Fledermaus) kämmen.

Fledermäuse zahlen keine Steuern. Wenn sie zum König kommen, sagen sie, sie hätten schon beim Minister gezahlt, kommen sie dann zum Minister, behaupten sie, sie hätten ihre Steuern schon beim König gezahlt.

Katze und Maus waren einstmals gute Freunde, lebten glücklich und zufrieden und spielten miteinander. Eines Tages tötete die Katze während des Spiels versehentlich die Maus. Obwohl sie ihr auch sehr gut geschmeckt hatte, bereute sie doch schon sehr bald ihre böse Tat zutiefst. Hatte sie doch nunmehr gar keine Freunde mehr auf dieser Welt.

Wenn man einen Hund auf die Fuchsjagd schickt, weil die Füchse (*chipchang*) sich immer über die Hühner hermachen, dann geht dieser nur so lange mit, wie auch die Menschen mitgehen. Sobald der Fuchs sich umwendet und dem Hund ins Gesicht schaut, stößt dieser sofort einen Schrei aus, wendet sich um und weigert sich, den Fuchs weiterhin zu jagen. Er erkennt nämlich in diesem Augenblick, daß der Fuchs sein Onkel ist.

Wenn Füchse heulen, dann stirbt jemand im Dorf. Man glaubt nämlich, daß im Fuchs die *la* (Lebensseele) eines Menschen Platz nimmt, der bald sterben wird. Wenn z.B. jemand sehr stark erschrickt und einen Schock bekommt, verläßt *la* sein Haus, den menschlichen Körper, und findet dann nicht mehr zurück.

Chechang sangye putih, ein kleiner schwarzer Vogel, badet jeden Morgen und jeden Abend in Flüssen oder Quellen. Dabei singt er immerzu sein Liedchen: "Beinahe bin ich die Frau des Königs geworden, beinahe die des Ministers, und ich habe ein Stückchen Salz verschluckt und bin beinahe daran gestorben." Dies ist der Grund, warum dieser Vogel so dünne Beine hat und sich eifrig immer badet und schön macht.

Ein Huhn (*cha*) sagt: "Hoffentlich stirbt die Frau des Hauses, damit ich um den Ofen herum scharren kann!" Es ist nämlich nicht gut, wenn Hühner um die Feuerstelle herumlaufen, da dieser Bereich als besonders heilig erachtet wird. Daher tragen insbesondere die Frauen Sorge, daß die Hühner sich dort nicht aufhalten.

Hühner sind sehr ängstliche Tiere. Man soll daher kein Hühnerherz essen, da man sonst Angst bekommt. Wenn jemand besonders ängstlich ist, so wird dies der Tatsache zugesprochen, daß er zu viele Hühnerherzen gegessen hat. Zu solchen Leuten pflegt man zu sagen: "Du hast Mut wie ein Huhn!"

Kröten (*balwa*) sind so platt, weil sie in 58 Jahren Unterricht nicht den Buchstaben *ka*⁶ gelernt haben. Da wurde ihr Lehrmeister zornig und schlug ihnen einen schweren Gegenstand auf den Kopf.

Als *zom lhakye* bezeichnet man bei uns die weißen Languren-Affen. Es gibt eine Geschichte, warum diese Affen ein schwarzes Gesicht haben. Vorfahren dieser Affen sollen einmal bei einer Familie einen Mörser gestohlen haben, weil sie gerne Salz leckten. Die Leute wurden sehr böse und schlugen mit einer brennenden Fackel nach

6 d.h. den ersten Buchstaben des Alphabets

den Affen. Dabei haben sie ihnen das Gesicht verbrannt. Daher haben die *zom lhakye* heute ein schwarzes Gesicht.

Die heilige Kuh

Die Sherpa sind bekanntlich Buddhisten. Doch sie leben in einem Staat, dessen Gesetze von einer hinduistischen Bevölkerung bestimmt werden. Daher müssen sich auch die Sherpa, genau wie alle anderen buddhistischen Ethnien Nepals, an die Hinduvorschriften halten. Zu den grundlegenden Hinduvorschriften gehört die Heilighaltung der Kuh. Niemals darf einer Kuh ein Leid zugefügt werden.

Ein Sherpa ärgerte sich einmal sehr darüber, daß eine Kuh seines Nachbarn dauernd in sein Feld lief und dort das Getreide wegfraß. Als er diese Kuh eines Tages wieder einmal auf frischer Tat erappte, nahm er einen Knüppel und schlug damit so fest auf das Tier ein, daß es sich ein Bein brach. Als sich dieser Zwischenfall herumsprach, gingen die Männer aus diesem und dem Nachbardorf hin, banden den Mann eine Woche lang an einen Pfahl fest und hielten Wache bei ihm. Derweil schienten die Männer das gebrochene Bein der Kuh. Außerdem gaben sie der Kuh viele Misteln zu fressen, denen eine heilende Wirkung zugesprochen wird. Wenn die Kuh sterben würde, so drohten sie dem Mann, würden sie ihn an die Polizei ausliefern. Der Mann hatte jedoch Glück; die Kuh überlebte. Wie man sieht, wird die Einhaltung der Hinduvorschriften auch von den Sherpa für wichtig erachtet.

Der Wasserbüffel aus Kundruk

Opas Pächter aus Kundruk, ein Tamang, besaß einmal einen einzigen Wasserbüffel, den er zuvor einer Rai-Familie abgekauft hatte. Eines Tages mußte Vater unbedingt diesen Büffel kaufen und brachte ihn nach Hause. Mutter schimpfte sehr, was sie übrigens gut konnte. Sie sagte, Sherpas dürften keine Schweine halten und auch keine Büffel. Büffel wären so etwas ähnliches wie Schweine. Wenn ein Büffel im Haus wäre, dann könnte das Schaden anrichten. Es könnte jemand krank werden.

Weil Mutter keine Ruhe gab, lenkte Vater ein, und die beiden brachten den Büffel gemeinsam zurück nach Kundruk. Als sie dort ankamen, fanden sie sowohl die Frau des Tamang als auch seine sechs Kinder heulend vor. Auch sie waren alle dagegen gewesen, daß der Mann seinen einzigen milchgebenden Büffel verkauft hatte. Ich glaube, alle Beteiligten waren sehr erleichtert, daß der leichtfertige Handel rückgängig gemacht wurde.

Diese Tamang-Familie aus Kundruk war nämlich sehr arm. Sie hatten nicht genug zu essen, obgleich Großvater den Pachtpreis von zwei *muri* (ein Hohlmaß, ca. 87 l) nie erhöht hatte. Ihre Kinder waren so unterernährt, daß sie ständig nur im Sonnenschein auf den Steinplatten lagen und schliefen, wenn wir unternehmungslustig durch die Wälder streiften.

Die Kuh aus Akang

Vater hatte einmal in Akang, einem nahegelegenen Rai-Dorf, eine Kuh gekauft, die gerade ein Kalb zur Welt gebracht hatte. Diese Kuh galt aber als unheimlich wild. Niemand konnte sie melken, und daher waren die Rai an ihrem Verkauf interessiert. Vater mußte unbedingt beweisen, daß er kein Problem mit dem Tier haben würde. So brachten sie zu vier Männern die arme Kuh mit einer Leine in unser Dorf.

Es war zweifelsohne ein besonders schönes Tier. Aber sie wollte niemanden an sich heranlassen. Sie stieß immer mit den Hörnern und trat nach hinten aus. Vater versuchte dennoch die Kuh zu melken, schaffte es aber nicht. Er trug nur einige blaue Flecken davon. So gab mein Vater auf und verkaufte die Kuh weiter an einen der anwesenden Männer aus Chulemo. Wir haben zu unserem Erstaunen später gehört, daß dieser Mann gar keine Probleme mehr mit der Kuh gehabt haben soll.

Kha tamo (Wölfe)

Es war im Monat *jeth* (Mai/Juni). Mein jüngerer Bruder und ich mußten auf die *zom*-Herde, die aus etwa 20 Tieren bestand, aufpassen. Mutter hatte uns in der Nähe der sogenannten *lingdung gu* (Neun-Wasser-Quelle) mit den Tieren alleine gelassen. Sie selbst ging zur Hütte zurück, um die Anpflockstellen der Tiere zu säubern. Vater und unser älterer Bruder waren in den Wäldern, um Laub zu holen. In den Wäldern gibt es eine Baumart, *ramat* genannt, die sehr eiweißhaltig ist. Diese Bäume wachsen meist in felsigem Gelände.

Es war ein wunderschönes warmes Wetter. Die Sonne schien, der Himmel war blau. Angenehm kühl war es nur im Schatten der Bäume. Der Gesang der Vögel im Dickicht wurde lauter und lauter. Wir bemerkten jedoch diesen ohrenbetörenden Lärm nicht, aber wir waren auch etwas müde vom Spielen, Singen und Steinwerfen. Mein Bruder und ich trennten uns ein wenig. Er blieb weiter unten bei einer schwarzen Kuh namens *Rongmu* (alle schwarzen Kühe heißen so), die etwas geschwächt war. Während die Kuh fraß, kletterte Dawa neben ihr auf einen Baum, um frisches Laub zu schneiden.

Ich spielte weiter oben am Hang mit einem anderen kleinen Jungen aus dem Dorf. Ich machte einen Armreif aus weichem Holundermark und schenkte ihn dem Jungen. Die Tiere hatte ich völlig vergessen. Da hörte ich auf einmal meinen Bruder laut weinen. Er rief: "Große Schwester, die Hunde beißen unsere *Rongmu*! Hilfe!" Ich dachte, "was weint der denn nur so", und rannte rasch in seiner Richtung über Stock und Stein. Da sah ich meinen zeternden Bruder auf einem Baum sitzen und unten darunter hatte sich ein Wolfsrudel über unsere Kuh hergemacht. Diese lag auf dem Rücken, und die Wölfe zogen ihr das Gedärm aus dem Leib und zankten sich gegenseitig um die besten Stücke.

Ich weiß nicht mehr, was sich in den nächsten Augenblicken genau abspielte. Ich schrie: "Mutter! Mutter! Hilfe! Hilfe! Die Wölfe haben unsere *Rongmu* getötet!" Schreiend lief ich in Panik den Hang entlang zur Hütte. Und hinter mir drein folgten neun

zom. Ich hatte das Gefühl, sie wollten mich schützen. Schließlich kam ich mit den Tieren bei der Hütte an. Mutter sagte, ich sollte mich beruhigen, die Tiere wären ja fürchterlich nervös. Erst in diesem Augenblick bin ich wieder richtig zu mir gekommen und habe mich beruhigt. Eines der *zom* wollte mich offensichtlich trösten und leckte mich am Kopf, wie die Tiere es bei ihren Kälbern tun.

Während Mutter langsam mit den Tieren folgte, schickte sie mich wieder voraus zu Dawa und den restlichen Tieren. Als ich dort ankam, waren die Wölfe zum Glück verschwunden. Anscheinend waren sie satt. Dawa saß noch immer auf dem Baum und schluchzte leise vor sich hin, stumm und mit geröteten Augen. Er stand wohl noch unter Schock. Unmittelbar neben dem Kadaver der toten *Rongmu* graste unsere bunte *Samo* (Bezeichnung für alle bunten Kühe), als ob nichts geschehen wäre. Wir stellten fest, daß die einzige junge Büffelkuh, die wir besaßen, fehlte. So machte ich mich auf die Suche. Schließlich fand ich sie weiter oberhalb, doch sie war nicht allein. Zwei Wölfe waren bei ihr und versuchten, sie anzugreifen. Ich hörte schon von weitem ihr stoßartiges Gebrüll. Die Büffelkuh wehrte sich tapfer, indem sie nach vorne mit den Hörnern zustieß und nach hinten mit den Hinterbeinen ausschlug. Ich nahm ein paar Steine und warf sie nach den Wölfen, die sich daraufhin aus dem Staub machten. Aber es fehlte auch noch eine andere braune Kuh. Ich dachte schon, auch sie wäre gerissen worden. Aber schließlich fand ich sie irgendwo im Dickicht.

Später, als sich alles wieder normalisiert hatte, sagte ein Mann, der das ganze Geschehen aus einiger Entfernung von seinem Kartoffelfeld aus beobachtet hatte, es habe sich genauso angehört, als sei ein Donnergewitter niedergegangen. Er hätte sich schon Sorge gemacht, daß die Tiere mich zertrampeln würden. Aber für Mutter war ich ja unsterblich. Der Mann half uns, das, was von *Rongmu* übriggeblieben war, zu zerlegen. Wie es so üblich war, bekam er dafür den Kopf des Tieres. Als der Mann gegangen war, kritisierte Mutter, der Mann habe den Kopf viel zu tief abgeschnitten und noch einen großen Teil des Rückens mitgenommen.

Mein Bruder und ich wollten am liebsten nie wieder auf die Tiere aufpassen. Lieber gingen wir freiwillig auf dem Feld Unkraut hacken. Das war zwar die reinste Schinderei, aber wir brauchten keine Angst vor den Wölfen zu haben. Die Sonne brannte uns dort nämlich auf den Kopf, so daß wir stets Kopftücher tragen mußten. Der Mais verschrumpelte wegen der Hitze schon auf den Halmen. Das Unkraut, das wir rupften, war am Abend wie Pulver. Einmal habe ich leckere kühle Buttermilchsuppe zu Mittag gegessen. Anschließend habe ich mich an den Feldrand gesetzt, wo ich eingeschlafen bin und erst am Abend wieder wach wurde. So fleißig waren wir gewesen.

Zig (Leopard)

Es war Frühjahr. Wir hatten bereits die Kartoffeln gepflanzt und den Mais gesät. Unsere Tiere hatten wir am Rande des Ackers in einem Unterstand angebunden, damit sie nicht durch die Felder streunten. Erschöpft von der Arbeit auf dem Terrassenfeldern hatten wir uns zu unserem etwas oberhalb gelegenen Haus zurückgezogen und schlürften eine leckere Eintopfsuppe. Unsere Stimmung war ziemlich gut, weil wir die harte Arbeit hinter uns wußten, und wir machten uns keinerlei Gedanken über die sonstigen Alltagssorgen.

Da hörten wir plötzlich unsere schwarze Kuh, die wie alle schwarzen Kühe "*Rongmu*" gerufen wurde, laut schnauben und mit den Hörnern und Hufen gegen die Tür hämmern. Wir waren alle sehr erschrocken, weil wir doch wußten, daß wir *Rongmu* unten am Unterstand festgebunden hatten. Mutter begriff als erste die Gefahr und schrie "*zig*", was Leopard bedeutet. Vater, meine beiden Brüder und ich ergriffen brennende Holzscheite aus der offenen Feuerstelle und rannten mit viel Geschrei den Hang hinab zum Unterstand der Tiere. Unterwegs hoben wir Steine auf und schleuderten sie in Richtung Tierstall.

Natürlich hatten wir alle ein ungutes Gefühl. Wir wußten ja schließlich nicht, was uns erwartete. Wenn es tatsächlich ein Leopard war, der unsere Tiere angegriffen hatte, dann mußten wir auf der Hut sein. Alte oder kranke Leoparden griffen hin und wieder auch Menschen an. Und ein derartiges Tier trieb sich in letzter Zeit in der Umgebung des Dorfes herum und hatte schon großen Schaden angerichtet. So waren bereits mehrere Hunde und Ziegen sein Opfer geworden.

Als wir zum Tierunterstand kamen, sahen wir, daß der Leopard tatsächlich dagewesen war. Er hatte unsere buntgefleckte *Samo* gerissen. Das tote Tier lag auf dem Rücken. Der Leopard hatte die ganzen Innereien herausgerissen. Sehr viel gefressen hatte er offensichtlich nicht. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Tierkadaver auszuschlachten. *Rongmu* war unmittelbar neben der gerissenen Kuh angebunden gewesen. Sie war ein unwahrscheinlich schlaues Tier. Bereits früher hatten wir sie einmal ins Nachbardorf verkauft. Aber damals hatte sie sich dort losgerissen und war wieder zu uns zurückgekehrt. Auch diesmal hatte sie den Pflock aus der Erde gerissen, als der Leopard kam, und uns gewarnt. Anschließend lief sie wieder zusammen mit uns den Hang hinab zum Stall. Die anderen Tiere kauten einfach weiter, als ob überhaupt nichts passiert wäre.

Vater hat anschließend vierzehn Nächte unten bei den Tieren Wache gehalten. Er machte ein großes Feuer, um den Leoparden abzuhalten. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit hörte er immer Geräusche im Unterholz. Dann warf er mit Steinen in diese Richtung und stieß laute Schreie aus. Ein paar Tage später riß der Leopard noch vor Einbruch der Dunkelheit bei Nachbarn eine Kuh. Kurz darauf riß er auch noch bei anderen Leuten aus dem Dorf ein *zom*. Danach haben wir nichts mehr von ihm gehört.

Meine erste Begegnung mit einem Leoparden lag damals bereits viele Jahre zurück. Ich war zu jener Zeit noch recht klein gewesen. Gemeinsam mit meiner Tante und meinem älteren Bruder war ich *nyungma*, eine bis zu etwa sechs Meter hohe Bambusart, schneiden gegangen. Dieser Bambus wuchs zwischen riesigen Kastanienbäumen und Eichen in teilweise grasigem, teilweise felsigem Gelände in der Nähe eines Baches.

Als es schon bald dämmerig wurde, drängte mein Bruder zur Eile. "Wann bist du endlich fertig? Gleich kommt der Bergleopard und frißt dich." Da fing ich furchtbar zu zetern und zu heulen an. Ich dachte nämlich, der Leopard würde wirklich kommen und mich fressen. Ich war ganz aufgeregt und hatte außerdem Probleme mit den langen Bambusstangen; ich war ja schließlich noch recht klein und unerfahren. Plötzlich erblickte ich über mir auf einer Felskante tatsächlich den Kopf eines Leoparden. Entsetzt schrie ich auf: "Der ist schon da!" Sofort machten mein Bruder und meine Tante viel Lärm, um den Leoparden zu verscheuchen. Diesem war die Sache wohl auch nicht ganz geheuer. Er machte einen riesigen Satz über mich hinweg auf einen anderen Felsen und verschwand.

Die anderen halfen mir jetzt beim Binden des Bambusses. Ich weigerte mich aber, vorne oder hinten zu gehen. Ich stand noch so unter Schock, daß ich nur mitten zwischen den beiden anderen gehen wollte. Als wir über den Fluß waren und bei Nachbarn vorbeikamen, die dort mit ihren Tieren lagerten, hatten diese ein riesiges Feuer gemacht. Sie sagten, ihre Tiere seien schon die ganze Zeit über sehr unruhig gewesen. Sie hatten wohl den Leoparden gewittert.

Die Bettlerin

Anfang September, als der Mais gerade reif wurde, ging eine *Kami*-Frau (Frau eines Schmieds), die am Rand eines kleinen Dorfes am gegenüberliegenden Berghang wohnte, in ihr Dorf, um bei den Sherpa-Familien des Dorfes ein paar Maiskolben zu erbetteln. Sie wußte natürlich genau, wo freundliche Menschen wohnten, die ihr gerne etwas für ihre hungrigen Kinder abgaben.

So kam es, daß eine Sherpa-Familie ihre Tochter auf das Feld schickte, etwas Mais zu holen. Als das Mädchen zum Feld gelangte, sah es, daß sich in der vergangenen Nacht ein Bär reichlich an dem leckeren Mais bedient hatte. Die Bären haben die Eigenschaft, bei ihren Plünderungen sehr verschwenderisch vorzugehen. Sie fressen nämlich nur immer eine Seite der Kolben ab; den Rest lassen sie liegen und wenden sich dem nächsten Kolben zu. Entsprechend verwüstet sehen hinterher die Felder aus. Besonders wenn der Mais noch sehr jung und milchig ist, ist dies einen großen Verlust für die betroffenen Leute.

Normalerweise kommen die Bären nur nachts in die Felder und verlassen diese anschließend wieder, um sich in irgendein Gestrüpp oder auf Bäume zurückzuziehen. Diesmal hatte der Bär offensichtlich soviel gefressen, daß er sich gleich im Feld zum Schlafen niedergelegt hatte. Als das Mädchen nun ins Feld ging, um einige Kolben abzupflücken, wurde der Bär wach und stürzte sich zornig brüllend auf das Kind. Er zerrte es hin und her und ließ erst davon ab, als es bewußtlos am Boden lag. Offensichtlich hatte er das Mädchen für tot gehalten.

Die Dorfbevölkerung war durch den Lärm aufmerksam geworden, doch traute sich keiner, dem Kind zu Hilfe zu eilen. Erst als der Bär sich gegen Mittag gemächlich zurückzog, näherten sich die Leute dem reglos daliegenden Körper des Mädchens. Alle gingen davon aus, daß es tot sein mußte, nach allem was geschehen war. Zur Überraschung aller war das Kind zwar schwer verletzt, jedoch nicht tot. Es hatte überall Schrammen, Kratzer und Prellungen davongetragen. Besonders markant waren die dicken Schrammen, die die Pranken des Bären quer über ihre Wange gezogen hatten. Dieses Ereignis wurde uns von den Erwachsenen immer als Warnung vorgehalten, nicht am frühen Morgen in die reifen Maisfelder zu gehen.

Die Narben sollten die Frau ein Leben lang zeichnen und machten es ihr schwer, einen Ehemann zu finden. Irgendwann hat sie dann ein Sherpa als Frau mit nach Indien genommen. Wir hörten später jedoch, daß dieser Mann in Indien bereits eine Frau hatte und das unglückliche Mädchen unterwegs wieder sitzenließ.

Der Bärentöter

In einem kleinen Dorf zwischen Ringmo und Salleri hatte man einmal wochenlang Probleme mit einem Bären. Dieser pflegte Nacht für Nacht in die Weizenfelder des Dorfes zu kommen und sich satt zu fressen. Schließlich trat das Dorfkomitee zusammen und beschloß, etwas gegen diesen Mißstand zu unternehmen.

So machte man sich am helllichten Tage auf die Suche nach dem Bären. Die Bewaffnung der Männer bestand aus *khudpa* (nep. *khukuri*), Äxten, Messern und Stöcken. Es war nicht sonderlich schwer, den Spuren des Pelztiers zu folgen. Die Männer gingen alle gemeinsam in einer Gruppe. Dennoch hatten sie große Angst vor der Begegnung mit dem Bären. Sie vermuteten, daß er irgendwo im Gebüsch liegen und schlafen würde.

Es zeigte sich, daß diese Annahme durchaus zutreffend war; die Gruppe fand den Bären schließlich schlafend in einem Gebüsch vor. Der mutigste der Jäger, der schon die ganze Zeit über vorausgegangen war, näherte sich sofort dem großen Tier. Ausgerüstet nur mit einer Axt, versuchte er, das Tier zu töten. Es lag auf der Hand, daß dies nicht mit einem einzigen Hieb zu bewerkstelligen war. Als der verletzte Bär zornig aufbrüllte, ergriffen die übrigen Männer panikartig die Flucht. So ließ sich hinterher der blutige Kampf zwischen Mann und Bär nur noch rekonstruieren. Als sich die Männer nach einiger Zeit wieder trauten, zu dieser Stelle zurückzukehren, da keine Kampfgeräusche und kein Bärengebrüll mehr zu hören waren, lagen Mann und Bär blutüberströmt auf der Erde. Beide gaben kein Lebenszeichen mehr von sich. Die Wunden beider Beteiligten zeugten von einem blutigen Kampf, bei dem jeder austeilte und einsteckte.

Den anderen Männern blieb nichts mehr übrig, als die Leichen von Mann und Bär ins Dorf zurückzutragen. Das Dorf war von einer großen Last befreit worden. Der Getötete aber hinterließ eine Frau und fünf Kinder. Nach einiger Zeit verheiratete ihr Schwiegervater sie mit einem meiner verwitweten Onkel - seine erste Frau war nach der Geburt des dritten Kindes am Kindbettfieber gestorben -, die Kinder blieben bei den Großeltern zurück.

Natur

Hrere

Einmal kam ein Mann aus Ringmo in unser Dorf. Dieser Mann trieb hin und wieder etwas Handel mit Tibet. Er forderte uns auf, Naturalien aus den Wäldern zu sammeln. Diese Waren wollte er uns dann für einen Pfennigsbetrag abkaufen. Da wir jede Rupie gebrauchen konnten, nahmen wir das Angebot an.

Mutter flocht extra kleine Körbe, in denen wir die Waldfrüchte sammeln konnten. Dann machten wir uns auf den Weg. Wir suchten in den Wäldern auf den Höhen oberhalb von Akang. Nachts haben wir in einer großen Höhle übernachtet. Wir suchten diesmal ausschließlich *hrere*. Das ist eine etwa daumengroße, längliche Knollenfrucht, die sehr gut zur Herstellung von Klebstoff geeignet ist. Die Gegend, in der wir suchten, war für diese Pflanze besonders bekannt.

Alle waren sehr eifrig mit der Suche beschäftigt, denn jeder wollte die meisten Knollen einsammeln. Ich war damals noch recht klein. Ich erinnere mich, daß meine Mutter die anderen aufgefordert hatte, nur ja gut auf mich aufpassen. So bin ich meist hinter ihnen hergetrottet und konnte natürlich nicht so viele Knollen finden wie sie.

Abends am Feuer haben die jungen Burschen, die dabei waren, noch lange gesungen. Meine Tante erzählte Märchen. Alle waren sehr fröhlich und ausgelassen. Irgendwann hörten wir das Geräusch eines Bergleoparden. Ich kann mich noch erinnern, daß wir dem Leopard in die Dunkelheit der Nacht hinein zuriefen, er solle doch zu der Tamanggruppe gehen, die auch in der Nähe nach *hrere* suchte. Wir Sherpa würden nicht so gut schmecken. Der Volksmund sagt: Wenn der Leopard auf dem Erdboden kratzt, dann ist er in Trance wie ein Schamane. Er kratzt so lange, bis seine Tatzen wund sind. Erst wenn er Blut daran sieht, wird er in dieser Nacht ein Opfer finden. Am nächsten Tag hörten wir von unseren Tamang-Freunden, daß sie ihrerseits dem Leopard den Rat gegeben hatten, zu den Sherpa zu gehen, weil die besser schmeckten.

Als unsere Körbe voll waren, kehrten wir in unser Dorf zurück. Allen fiel auf, daß mein älterer Bruder Gyaltsen einen besonders vollen Korb hatte. Zu Hause stellte sich aber heraus, daß er wieder einmal Stroh unten in den Korb gelegt hatte, damit er besonders voll wirkte.

Einige Leute sammelten auch Kletterpflanzen, aus denen rötlicher Farbstoff gewonnen werden kann. Andere wiederum sammelten die Rinde von *dal*, einer Strauchart, die zur Herstellung von Papier genutzt wird. Die Mitglieder unserer Familie durften wegen eines Schwurs meines Großvaters diese Rinde nicht einsammeln. Einmal haben Gyaltsen und ich in den Wäldern doch die Sträucher geschält. Wir wußten nichts von dem Schwur unseres Großvaters, und Vater hatte uns gesagt, wir könnten das ruhig machen. Als wir dann nach ein paar Wochen wieder nach Hause kamen, war unser kleiner Bruder Dawa krank. Mutter schimpfte sehr und machte uns dafür verantwortlich.

Das große Feuer

Hin und wieder kam es zu größeren Flächenbränden. Diese konnten durch einen Blitzschlag entzündet werden. Oft aber war die Ursache, daß die Leute das Gras abbrannten und das Feuer anschließend außer Kontrolle geriet. Immer wenn im Frühjahr der Wind kam, war die Gefahr von Feuersbrünsten besonders groß.

Einmal hatte es an den gegenüberliegenden Berghängen sehr stark gebrannt. Es hat bestimmt fast zwei Monate gedauert, bis das Feuer zum Erlöschen kam. Bereits eine Woche bevor wir die riesige Rauchwolke überhaupt sehen konnten, sprachen die Menschen davon. Alle flohen in Panik vor diesem Feuer. Irgendwann sahen wir es dann hinter Cherko. Es breitete sich weiter aus bis nach Takshindu und dann bis hinauf nach Rawuche. Der ganze Himmel war verdunkelt. Alles war in Rauchschwaden gehüllt. Sogar die Mönche und Nonnen in Takshindu zitterten aus Angst vor diesem großen Waldbrand, weil ihre Häuser auch in Gefahr waren. Als das Feuer endlich erlosch, waren die Berghänge ganz von schwarzem Ruß überzogen.

Das große Erdbeben

Der Himalaya ist ein noch recht junges Gebirge, das sich immer noch weiter auffaltet. Da sich die südasiatische Platte weiter unter den asiatischen Festlandssockel schiebt, kommt es häufig zu kleineren Erdbeben. In bestimmten Zeitabständen gibt es aber auch größere Beben, die schwere Schäden hinterlassen. Das größte Erdbeben dieses Jahrhunderts fand am 15. Januar 1934 statt. Damals wurde auch das Wohngebiet der Sherpa sehr in Mitleidenschaft gezogen. Unsere Mutter hat jenes Erdbeben miterlebt und uns oft davon erzählt.

Mutter war damals gemeinsam mit einem ihrer Brüder in den Wäldern unterhalb von Shiteling auf den Winterweiden zum Grasschneiden unterwegs. Auf einmal hörten sie vom gegenüberliegenden Berghang herüber die Schreie von Menschen und sahen aufwirbelnden Staub. Sie glaubten zunächst, es handele sich um irgendeinen Orkan. In diesem Augenblick begann unter ihren Füßen der ganze Erdboden zu wackeln und zu vibrieren. In Panik klammerten sich die beiden an einen der umstehenden Rhododendronbäume. Mutter sagte, es habe sich angefühlt, als würde auch dieser Baum davonlaufen.

Die Schäden, die dieses Erdbeben damals in Kathmandu hinterließ, sind bekannt. Aber auch bei uns im Gebirge waren sie sehr groß. Noch heute sieht man in Chulemo die Mauerreste von dem großen Haus und dem Tempel von Omas Schwester und Schwager. Sie verloren bei dem Erdbeben zwei ihrer Kinder, die im Haus geblieben waren. Dieser Schwager war ein großer Künstler, der oft *mani*-Mauern baute. Die beiden haben später ihr Haus nicht mehr aufbauen können. Sie waren nach dem Erdbeben verarmt und besaßen nur noch eine Hütte. So wie ihnen muß es damals vielen Menschen ergangen sein. Die Opfer des Bebens waren vor allem Kinder, die nicht zur Arbeit auf den Feldern oder in den Wäldern waren und sich stattdessen in den Häusern aufhielten.

Der Blitz

Zwei Brüder und ihre Familien waren einst mit ihrer Viehherde auf den Almen in Tanggaphuk. *Phuk* bedeutet "Höhle". Dort ist auch tatsächlich eine Höhle, in der die Menschen übernachten können. Von dort kann man weiter nach Pharak gehen. Dies ist ein anderer Verbindungsweg von Shorong nach Pharak und weiter nach Khumbu. Insbesondere im Monsun ist dieser Höhenweg angenehmer zu begehen. Die Gegend ist überwiegend von Azaleen bewachsen, etwas weiter unterhalb wachsen noch Rhododendronsträucher; für Bäume ist sie schon zu hoch gelegen. Die Weideflächen sind im Sommer übersät mit Butterblumen, blauem Mohn, *men* (Medizinsträuchern), Fenchel und Blaubeeren. Man findet hier auch Wurzeln, die als Medizin benutzt werden, von denen ich glaube, daß es sich um Ginseng handelt.

Die beiden Familien übernachteten nicht in der Höhle, sondern hatten ihr Lager draußen im Freien aufgeschlagen. Gegen Abend, als die Frauen und Mädchen gerade beim Melken waren, braute sich ein Gewitter zusammen. Blitze zuckten und der Donner grollte. Plötzlich schlug ein Blitz mitten in die Tier- und Menschengruppe. Sieben der Tiere waren auf der Stelle tot. Die Frauen lagen bewußtlos am Boden, sie haben jedoch überlebt

Dies ist der einzige Fall, an den ich mich erinnern kann, daß Tiere vom Blitz getötet wurden, obgleich es doch sehr viele Gewitter gibt. Meist schlagen die Blitze aber in Bäume oder Felsen. Wenn der Blitz in einen Felsen eingeschlagen hat, findet man hinterher manchmal kleine schwarze Felsbröckchen, die vom Blitz abgeschlagen wurden. Die Menschen nehmen diese Steinbrocken, wenn sie lang und schmal sind, mit, da sie als Glücksbringer gelten. Man erzählt dann, es handele sich um Meteoritensplitter.

Mir ist aber auch ein Fall bekannt, daß ein Mann vom Blitz getötet wurde. Er war erst jung verheiratet und lebte mit seiner Frau in einem kleinen Dorf oberhalb von Cherko. Seine Frau hatte bei der Hochzeit von den Hochzeitsgeschenken für ihre Schwiegereltern ein Stückchen vom *phemat* (Kegel aus geröstetem Gersten- oder Weizenmehl und viel Butter) abgebrochen und gegessen, da sie nach dem langen Anreiseweg großen Hunger hatte. Die Brauthelferin hatte sie davon abhalten wollen und ihr gesagt, das gehöre sich nicht, es handele sich schließlich um ein Geschenk für die Schwiegereltern. Doch die junge Frau ließ sich nicht abhalten. Daher sagten die Leute bereits damals, dies würde Unglück über die junge Familie bringen. Kurze Zeit später geriet der Mann in ein kräftiges Frühlingsgewitter, als er gerade in den Wäldern Gras für das Vieh holte. Möglicherweise wurde der Blitz von der großen Sichel angezogen, die er in der Hand hielt. Jedenfalls war der Mann auf der Stelle tot.

Auf den Hochweiden

Womi Tso

An einem bestimmten Tag mußten sich alle Hirten der *Salaka* (ein Sherpaklan) - Siedlungen Yawa, Deku, Chulemo und Ringmo mit ihren Tieren auf den Weg nach Tangbuk machen. Es machte nichts, wenn eine Familie es an diesem Tag nicht schaffte. Vorher aber durfte niemand auf die Hochweiden gehen. Ich möchte hier darstellen, wie ich in meiner Jugend einen solchen Sommer auf der Alm erlebt habe.

Wir hatten uns bereits einen Tag zuvor mit unseren etwa 15 weiblichen Tieren zum *kalmin* (eine den Rhododendron ähnliche Strauchart) -Wald begeben, wo wir übernachteten, damit wir am nächsten Tag nicht als letzte auf der Hochweide ankamen. Unsere Tiere waren schon relativ alt und liefen nicht mehr so gut. Die Milch vom Abend kochten unsere Eltern die ganze Nacht über, bis sie butterartig verklumpt und die ganze Flüssigkeit verdampft war. Dieses Produkt diente dann anschließend als Proviant für den Aufstieg. Vater erklärte uns, daß dies so Tradition sei.

Diejenigen, die zum ersten Mal dabei waren, hatten mit Kopfschmerzen und Erbrechen zu kämpfen. Diese Krankheit wird von den Sherpa als *lathuk*, Berggift, bezeichnet; im Deutschen spricht man von Höhenkrankheit. Immerhin lag unser Heimatdorf auf etwa 2500m Höhe, die Hochweiden aber in 4500m. Wir keuchten, als hätten wir einen Dauerlauf hinter uns. Schließlich hatten wir alle eine ganze Menge zu tragen. Der gesamte Hausrat für die Sommermonate mußte mitgenommen werden: Töpfe und Pfannen, Geschirr, Balken und Matten für die Hütte, Brennholz, Gefäße zum Melken und für die Herstellung von Butter und die überflüssigen kleinen Geschwister, die immer von der Mutter verwöhnt und verhätschelt wurden und dennoch später irgendwann gestorben sind.

Endlich kamen wir doch oben auf der Höhe an. Von dort hatte man einen herrlichen Ausblick über Berge und Täler. Man konnte einen Teil des Womi Tsangbu-Tales, das Tangbo Tsangbu-Tal und den Pike erblicken. Tief unten lagen die Dörfer an den Berghängen. Von jetzt an ging es immer geradeaus ohne Steigungen. Irgendwann mündete von links der Weg von Ringmo ein, etwas später von rechts der Fußweg aus der Pharak-Schlucht. Gegen Abend sind wir dann schließlich an der kleinen Brücke über den Tsangbu, den Abfluß des Womi Tso, angekommen. Auf der anderen Seite lag unsere Steinhütte. Hütte ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck. Das Gebäude bestand nämlich nur aus den Mauern. Dachbalken und Bambusmatten – Mutter konnte wunderbar flechten – wurden jedes Jahr neu aus dem Dorf mitgebracht. Eine Tür gab es hier oben nicht. Alle Familien hatten auf der Hochweide eine derartige fest gemauerte Hütte. Zunächst wurden die Überreste vom Vorjahr beseitigt, dann machten wir es uns gemütlich. Eigentlich hätte das Gebäude etwas größer sein dürfen. Es kamen nämlich dauernd Leute aus Khumbu auf der Durchreise oder Pilger aus der Gegend von Okhaldhunga, meist Hindus, vorbei, die fragten, ob sie bei uns übernachten könnten. Natürlich konnten sie das, und so war unsere kleine Hütte ständig überfüllt, so daß man oft nachts nicht einmal richtig liegen konnte.

Vater machte das Dach mit Hilfe meines älteren Bruders. Jeder hatte seine Aufgabe. Mutter konnte sehr gut befehlen. Der Hund bellte und die kleinen Geschwister schrien. Ich mußte ein paar Thuja holen. Damals wuchsen dort oben noch viele Thuja, *Iha shugpa*, flach auf dem Boden. Ich ging durch ein Meer von gelben Blumen, das vereinzelt von den Häuschen unterbrochen wurde. Wir benutzten die Thuja als Teppichboden im Haus. Das einzige Geräusch, das ständig in der Luft schwebte, war das angenehme Rauschen des Tsangbu. Ich ging zum Fluß, um Wasser zu holen. Weißer Schaum schwamm auf dem tiefschwarzen Wasser. Am Ufer hatten sich viele Felsbrocken und Sand abgelagert. Alles war von Feuchtigkeit überzogen und daher sehr glitschig. Ich steckte meine Hand ins Wasser und zog sie sogleich erschrocken wieder zurück, hatte ich doch nicht damit gerechnet, daß das Wasser so kalt sein würde.

Es duftete überall nach Butterblumen und dem süßen Rauch von Azaleen, *masud*, die die Leute ins Feuer geworfen hatten. Letztere gelten als heilige Pflanzen. Durch ihre Verbrennung entsteht Weihrauch, mit dem die Götter günstig gestimmt werden sollen. Die *masud* kamen dort oben in den Blütenfarben Weiß, Rot und Rosa vor. Das Gras der Hochweiden war relativ kurzwüchsig, es wurde nur etwa 20 cm hoch, aber es war sehr nahrhaft; die Tiere wurden stets satt. Besonders auffällig unter den Wiesenblumen war der blaue Mohn, eine distelartige Pflanze ohne Stacheln, die etwa einen halben Meter hoch wuchs und sehr große blaue Blüten hatte. Die Stengel dieser Pflanze haben wir Kinder mit Vorliebe gegessen. Die Frauen und Mädchen suchten auch nach Medizinpflanzen, die als *men* bezeichnet wurden, winzige Knollenfrüchte, die weiter unterhalb etwa in Höhe der Waldgrenze zwischen Dornengestrüpp wuchsen. Sie mußten bei dieser Suche sehr vorsichtig sein, da es auch eine Giftpflanze gab, die den *men* sehr ähnlich sah. Man konnte sie nur aufgrund der Blüten unterscheiden. Die Jungen beteiligten sich nicht an der Suche nach irgendwelchen Pflanzen.

Wir Kinder haben tagsüber auf die Tiere aufgepaßt, die am Womi Tso weideten. Diese Zeit nutzten wir ausgiebig, die Natur um uns herum zu beobachten. Ich erinnere mich, daß wir am Hang auf ein Vogelnest stießen. Die beiden Vögel flogen weg, als wir uns näherten. Als wir in das Nest schauten, erblickten wir drei Eier. Als wir weitergingen, kehrten die Vögel zurück. Wir sangen den ganzen Tag und sammelten Pilze und was wir sonst noch an Eßbarem finden konnten. Die Tiere waren unterdessen weitergezogen. Es war aber so neblig geworden, daß man sie nicht mehr suchen konnte. Daher gingen wir zu den Eltern zurück. Unterwegs trafen wir ein Tier, doch wußte ich nicht ob es eines von den unsrigen oder vom Nachbarn war.

Als wir wieder zu Hause ankamen, fanden wir die Erwachsenen in ziemlich ausgelassener Stimmung vor. Es wurde nämlich das *yajin* (Hirtenfest) gefeiert. Jede Familie mußte ein *dharni* (nep., ca. 2,4 kg) Butter und ein *pathi* (nep., ca. 4,4 l) Mehl stiften. Die Männer hatten den ganzen Tag über aus der Butter, dem Mehl und etwas Wasser zwei Figuren hergestellt. Die Frauen kamen erst hinzu, als die Männer mit ihrer anstrengenden Knetarbeit fertig waren. Bereits im Vorjahr hatte sich eine Familie bereit erklärt, in diesem Jahr das Abendessen vorzubereiten. Das Fest fand in einem etwas größeren Steinhaus statt, das nur zu diesem Zweck von allen Familien gemeinsam genutzt wurde. Platzmangel gab es in diesem Haus jedenfalls nicht. Es gab zum Essen auch viel Yoghurt und andere Milchprodukte sowie Breiklumpen (*sen*). Und für die Erwachsenen gab es natürlich auch reichlich *arak*. Es wurde viel getanzt in jener Nacht. Wir Kinder konnten irgendwann die Augen nicht mehr aufhalten und liefen zum Schlafen zu unserer eigenen Hütte. Die Erwachsenen aber fanden kein Ende. Die Reste der Figuren wurden gewogen und gleichmäßig auf die teilnehmenden Familien verteilt. Nun

konnten alle sicher sein, bis zum nächsten Jahr von keinem Unglück befallen zu werden. Aber die Familie, die das Abendessen gespendet hatte, hatte offensichtlich nicht gut gebetet. Eines ihrer Tiere ertrank noch in dieser Nacht im Tsangbu. Man sah seinen Kadaver unter der Brücke liegen. Aber die Leute holten das tote Tier nicht heraus, da sie alle nicht schwimmen konnten und das reißende Wasser eisig kalt war.

Unsere Hütte war immer brechend voll. Schließlich schliefen nicht nur wir darin, sondern auch die jungen Tiere, die zwischenzeitlich auf den Almen zur Welt gekommen waren. Außerdem fragten immer wieder Reisende aus Khumbu, die nach Kathmandu liefen, ob sie bei uns übernachten könnten. Natürlich gebot die Gastfreundschaft, daß man diese Menschen dann bei uns schlafen ließ. Oft konnten die Erwachsenen nur im Sitzen schlafen, so überfüllt war unsere Hütte. Es kamen aber auch sehr viele Pilger von überall her. Ständig hörten wir Trommeln und Gesang und die Rufe der *damin* (Schamanen) : "Say, Say, Say" oder "Ram, Ram, Ram". Die Schamanen trugen enge lange Hosen und darüber weite Röcke. Sie trugen mit Glöckchen besetzte Gürtel. Immer wenn sie sprangen und sich drehten, klingelten die Glöckchen und wirbelten die Röcke hoch. Auf dem Kopf hatten sie einen wunderschönen Kopfputz aus Pfauenfedern. Über der Schulter trugen sie mehrere Kernschnüre, und mit den Händen schlugen sie mit einer kleinen Trommel den rythmischen Takt ihrer Gesänge. Wir Kinder waren unwahrscheinlich fasziniert von diesen Leuten, aber selbst die Erwachsenen ließen ihre Arbeit liegen und schauten den tanzenden *damin* zu.

Einmal trafen wir eine Gruppe von fünf oder sechs Schamanen aus der Hindukaste der *Kami* (Schmiede). Vater gab ihnen etwas Buttermilch und Quark. Er kannte einen von den Männern, der ihn mit *dajyu* (nep. älterer Bruder) anredete. Jener Mann hat sich sehr geniert, die anderen aber fragten immer nach mehr, bis daß Vater den ganzen Quark weggegeben hatte. Wir haben uns auch darüber gefreut, weil wir nun nichts mehr tragen und auch kein Holz sammeln mußten, um den Quark über dem Ofen zu räuchern.

Ich bin einmal mit einer Gruppe von Mädchen zum Womi Tso gegangen. Wir haben gesungen und getanzt und waren alle völlig außer Rand und Band. "E hok, e hok, e hok!" So riefen wir immer, wie es üblich ist bei Hochzeiten oder wenn man sehr glücklich ist. Jemand, der "e hok" schreit, kann nicht traurig sein. Sogar der Nebel verzog sich ein wenig und die Sonnenstrahlen schimmerten für kurze Zeit durch das eintönige Grau. Wir umkreisten den See im Uhrzeigersinn. Oberhalb des Sees war am Wegesrand ein *trisul* (Dreizack, ein Symbol der Hindu-Gottheit Shiva) in der Erde befestigt. Dann ging der Weg steil nach unten zum Seeufer. Dort saß eine dicke braune Maus, die gar nicht scheu war. Sie fraß von den Opfern, die die Gläubigen zurückgelassen hatten. Dann kamen wir zu der Steinplatte, die von Frauen aufgesucht wird, die keine Kinder bekommen. In dieser Steinplatte war eine Vertiefung, die mit Wasser gefüllt war. Eine Frau hatte gerade hineingegriffen und einen Stein herausgeholt und ohne hinzusehen in ihre Tasche gesteckt. Sie sollte aber keinen Erfolg haben; sie blieb nämlich kinderlos und wurde später von ihrem Mann geschieden.

Nun kamen wir zu einer sandigen Uferstelle. Hier nahmen viele Frauen rituelle Bäder. Sie standen mit ihren Kleidern bis zum Bauch im kalten Wasser und wuschen sich den ganzen Körper. Immer wieder hörten wir die Ausrufe "Ram, Ram, Ram!" Vereinzelt sah man auch Männer beim rituellen Bad. Sie hatten ihre *topi* (nepalische Männerkopfbedeckung) abgenommen. Ihr heiliges Scheitelhaar hing lang herunter. Als nächstes trafen wir eine Gruppe tanzender *Damai* (hinduistische Schneiderkaste). Es kamen um diese Zeit täglich wohl um die hundert Personen zum See. Auf dem Wasser schwammen Bananen, Maiskolben, Gurken oder anderes Obst, das die Gläubigen als

Opfergaben in den Womi Tso geworfen hatten. Eine beliebte Opfergabe waren auch Geldmünzen.

Ein paar Meter neben der Badestelle der Gläubigen schöpfte eine Sherpa-Frau Wasser aus dem See, um für die Pilger für ein paar *ana* (4 *paisa*; 1 Rupie = 100 *paisa*) oder *suka* (25 *paisa*) Tee zu kochen. Zu diesem Zweck befanden sich am Ufer des Sees ein paar Teestuben. Ein Sherpa-Junge versuchte krampfhaft an die auf dem See schwimmenden Opfergaben zu gelangen. Er warf Steine ins Wasser, um einen Maiskolben ans Ufer zu treiben, was sich jedoch als sehr schwierig erwies. Ich weiß nicht, ob es ihm gelungen ist, wir sind jedenfalls weitergegangen. Eigentlich soll man solche Opfergaben auch nicht essen.

Ein krankes schwaches Rai-Mädchen war von seinen Eltern zum See gebracht worden in der Hoffnung, das Kind könne dort am heiligen See wieder genesen. Daher hatten sie sie in dem eisigkalten Wasser gebadet und anschließend in der Hütte meiner Cousine liegen lassen. Das Mädchen verweigerte jedoch jegliche Nahrung, spuckte bald darauf eine gelbe Flüssigkeit aus und verstarb. Drei Männer schleppten ihre Leiche mit viel Geschrei aus der Hütte heraus, verbrannten sie so gut es mit dem wenigen Holz ging und vergruben die Überreste. Ein Leben war zu Ende gegangen.

Als wir dort oben am See übernachteten, kam es zwischen zwei Sherpa-Jungen zum Streit. Andere packten einen der beiden, der nicht mehr ganz nüchtern war, und brachten ihn zum Seeufer. Unterdessen hatte die Wirtin den anderen Jungen mit einer Mütze verkleidet und zum Schlafen unter eine Decke gelegt. Nach einiger Zeit kam der andere auf allen Vieren wieder zur Tür hereingekrabbelt. Durch die Kühle der Nacht war er wieder etwas nüchterner geworden. Nun suchte er nach dem anderen Jungen und heulte, weil er ihn nirgends sehen konnte. Diese Maßnahme der Verkleidung ist ein Trick, der von der Sherpa bei derartigen Gelegenheiten häufig angewandt wird.

Der neue Holzlöffel

Ein Mann ging einst auf die Almen, um seine *zom*-Herde zu hüten. Er hatte zwölf Tiere zu beaufsichtigen. Aus einem Stück Holz, das er sich von zu Hause mitgenommen hatte, machte er sich daran, einen Holzlöffel zu schnitzen, um sich die Zeit etwas zu vertreiben. Dabei konzentrierte er sich jedoch so sehr auf seine Schnitzarbeit, daß er seine Viehherde völlig vergaß.

Als er sich endlich wieder an seine Tiere erinnerte, konnte er sie nirgends mehr erblicken. Also machte er sich sofort auf die Suche nach ihnen. Als er sie dann endlich fand, rührte ihn der Schlag. Von seinen zwölf Tieren lebten nur noch drei, die übrigen lagen tot am Boden. Sie waren von einem Wolfsrudel angegriffen und gerissen worden. Es muß sich schon um ein sehr großes Rudel gehandelt haben. Die Taktik der Wölfe ist meist, daß sie von oben den Hang herunterkommen und die Tiere bergab treiben. Ihre Flucht ist dabei meist sehr unsystematisch. Die Wölfe versuchen im Gegensatz zu Bergleoparden, den Tieren in den Leib zu beißen und die Gedärme herauszureißen. Entsprechend schauerlich war der Anblick, der sich dem Mann nun bot.

Daher war es nicht verwunderlich, daß er unter Schockeinwirkung stand. Anstatt nun wenigstens die drei lebenden Tiere zur Almhütte zurückzutreiben, ging er alleine dorthin zurück. Seine Frau und die Kinder, die tagsüber unten auf den Feldern gearbeitet

hatten, erwarteten ihn bereits. Zu allem Überfluß wurde es bereits dunkel, so daß es nicht mehr möglich war, zurückzugehen und die drei Tiere zu holen. Als sich die Familie dann am nächsten Tag auf die Suche machte, fanden sie auch die verbliebenen Tiere nur noch tot vor.

Der Mann hatte also zwölf kräftige Tiere gegen einen neuen Holzlöffel eingetauscht. Diese wahre Begebenheit wurde uns Kindern immer als ein Lehrbeispiel erzählt, wenn man uns dazu anhielt, gut auf die Tiere aufzupassen. Auch wenn das Tierhüten eine recht langweilige Angelegenheit sein mochte, so sollten wir uns nicht die Zeit mit Handarbeiten oder Spielen vertreiben, sondern unseren Blick stets auf das weidende Vieh richten. Mehrmals am Tag mußten wir darüber hinaus die Tiere zählen, um uns zu vergewissern, daß nicht doch eines abhanden gekommen war.

Untere Sommerweide

Auf den hohen Sommerweiden am Womi Tso bleiben die Leute meist nur für etwa einen Monat. Es ist dort oben immer sehr neblig und ungemütlich. Auch ist das Gras schnell abgeweidet. Es ist aber auch sehr lästig, daß alle Essens- und Brennmaterialvorräte dort hinaufgeschleppt werden müssen. Dann begeben sich die Menschen mit ihren Tieren in etwas tiefere Lagen.

Wir ließen uns am Beginn des Tannenwaldes nieder. Die Gegend heißt *chu serwu* (gelber Fluß), weil dort ein kleiner Bach durchfließt, der etwas gelbliches Wasser führt. Vermutlich liegt es daran, daß der Boden sehr lehmig ist. Dort war es sehr dunkel. Im Unterholz wuchs eine Pflanze, die war so groß wie Rhabarber, hatte aber tiefgrüne Blätter. Diese Pflanze wurde gerne von den Tieren gefressen. Es wuchsen da oben auch wilder Spargel, Knollenfrüchte, Hagebutten, Steinpilze, Ohrenpilze, Pfifferlinge und Schnittlauch. Etwas abseits war ein Bambuswald. Dort wuchs *tsogting*, die einzige Bambussorte, die noch in derartigen Höhenlagen vorkommt. Sämtliche kleinen Haushaltsgeräte werden aus diesem Material hergestellt, weil es sehr stabil ist.

Wir Kinder sind dort oben gemeinsam mit Nachbarskindern durch die Wälder gestreift. Auf einem dieser Streifzüge stießen wir auf eine kleine Höhle. Dort griff mich Sangbu plötzlich von hinten an, wie es bei Kindern häufig vorkommt, wenn sie gerne ein Kämpfchen machen wollen. Er schmiß mich blitzschnell mit einem Judogriff nach vorne. Das ließ ich mir aber nicht lange bieten, stand ebenso schnell auf und schmiß auch ihn zu Boden. Ich war so wütend über diesen hinterhältigen Angriff, daß ich ihn bis heute nicht vergessen habe. Ich muß so böse reagiert haben, daß mich Sangbu später nie wieder angegriffen hat.

Die Menschen sind hier oben auf der Sommerweide meist sehr ausgeglichen und finden immer wieder Zeit für Späße und Spiele. So erinnere ich mich, daß zwei Frauen, die eine war die Stiefmutter der anderen, doch waren beide altersmäßig nicht sehr weit auseinander, einen Wettlauf veranstalteten, obwohl sie beide schwere Lasten trugen. Erst machten sie eine Pause, und dann rannten sie einen kleinen Hügel hinauf, um zu testen, wer von ihnen stärker war. Der Wettlauf endete unentschieden.

Einer aus der Familie mußte immer in der kleinen Hütte bleiben, die wir zum Essen und Schlafen benutzten. So blieb auch ich einmal mit meiner kleinen Schwester in der Hütte. Irgendwann stellte ich fest, daß kein Wasser mehr da war. Daher machte ich mich

auf den recht weiten Weg, um Wasser zu holen. Meine kleine Schwester erklärte sich einverstanden, alleine in der Hütte zurückzubleiben. Als ich nach langer Zeit wieder zurückkam, war die Hütte jedoch leer; meine Schwester war verschwunden. Ich machte mich sofort auf die Suche nach ihr, konnte sie aber nirgends finden. Als Mutter abends mit den Tieren zurückkam, sagte ich ihr, daß die kleine Schwester verschwunden sei. Ein Nachbar teilte Mutter mit, er habe weiter unten zwischen den Felsen einen Ochsen schreien gehört. Mutter meinte, daß könnte auch ihre Tochter sein, die schrie immer wie ein Ochse. Mutter ging dann in der angegebenen Richtung suchen und fand meine Schwester auch tatsächlich in einer Felsspalte. Sie konnte nicht mehr herausklettern, hatte aber auch zu viel Angst, weiter nach unten zu klettern. Sie war vom lauten Schreien völlig heiser und wegen des ständigen Regens unterkühlt und zitterte am ganzen Körper.

Ein anderes Mal mußte mein jüngerer Bruder Dawa in der Hütte zurückbleiben. Vater war nach Khumbu gegangen, um dort Butter zu verkaufen oder gegen Salz einzutauschen. Unterwegs traf er in Tanggaphuk eine Gruppe Europäer, die mit einigen Leuten aus Khumbu unterwegs waren. Die Leute waren am Kauf von Dickmilch interessiert. Vater wäre ganz gerne mit ihnen zusammen zur Hütte zurückgelaufen, um ein kleines Geschäft zu machen, entschloß sich dann aber doch, weiter nach Khumbu zu gehen. Als wir gegen Abend mit den Tieren zurückkamen, erfuhren wir, daß der Nachbar ein gutes Geschäft gemacht hatte. Er hatte den Leuten Dickmilch für zwanzig Rupien verkauft, was für uns damals eine ungeheure Geldsumme war. Die Fremden waren auch zu unserer Hütte gekommen und hatten nach Dickmilch gefragt. Aber Dawa dachte, die Leute wollten ihn übers Ohr hauen und hatte daher strikt abgelehnt, Dickmilch zu verkaufen. Abends war er sehr stolz auf diese Tat. Mutter bedauerte, daß ich nicht zu Hause geblieben war. Sie wußte, daß ich mir das Geschäft nicht hätte entgehen lassen.

Unsere Hütte lag direkt am Wegesrand. Daher kamen häufig Leute vorbei, die fragten, ob sie etwas Tee kochen könnten. So geschah es auch an einem sehr heißen Tag. Wir hatten nur drei Töpfe: eine Pfanne zum Braten, einen großen Milchtopf und einen Kessel zum Kochen der Suppe. Letzterer war stark angebrannt. Er war aber das einzige Gefäß, in dem man Tee kochen konnte. Als nun wieder jemand fragte, ob er Tee kochen könne, bot ich ihm diesen angebrannten Kessel an. Der junge Mann, den wir *achu* (älterer Bruder) nannten, nahm den Kessel und fing an, ihn zu säubern. Er brauchte bestimmt eine ganze Stunde dazu, aber er machte es mit einer Seelenruhe.

Wir hätten natürlich unsere Hütte auch etwas weiter abseits des Weges aufstellen können, aber dort war es äußerst einsam und sehr still. Man hörte nur die Vögel zwitschern. Da war es uns lieber, wenn ab und zu jemand vorbeikam. Angst brauchte man damals ohnehin nicht zu haben. Dennoch war es für diejenigen, die in der Hütte zurückbleiben mußten, immer sehr einsam. Die Zeit wurde dann sehr, sehr lang. Man freute sich immer, wenn die anderen abends mit den Tieren zurückkehrten.

Wir liebten unsere Tiere sehr, wie das bei Hirten üblich ist. Die Frauen und Mädchen hingen geradezu an den Tieren und sprachen mit ihnen. Alle Tiere hatten einen Namen, mit dem sie angesprochen wurden. Wenn ein Tier starb, waren alle sehr traurig und weinten, fast als sei ein Mensch gestorben. Das Melken war überwiegend Aufgabe von Frauen und Mädchen. Sobald eine Kuh ein Kalb bekommen hatte, erhielt diese Kuh eine feste Bezugsperson, die auch für das Melken zuständig war. Diese feste Beziehung bestand für ein halbes Jahr. Wenn die Bezugsperson starb oder verhindert war, mußte die Ersatzperson, die die Aufgabe des Melkens übernahm, immer ein Kleidungsstück der eigentlichen Bezugsperson tragen. Die Kälber waren durch die zahlreichen Kreuzungen nicht mehr richtig lebensfähig. Man ließ sie daher meist

verhungern. Nach etwa einer Woche waren sie tot. Um den Tod zu beschleunigen gab man ihnen Buttermilch zu trinken. Das Fleisch wurde meist den Tieren, insbesondere den Hunden, zum Fressen gegeben. Die Leute sagten immer, Kalbfleisch schmecke nicht.

Die Männer waren nur zum Transportieren der Vorräte und der Milchprodukte zu gebrauchen. Es kam manchmal vor, daß ein Mann drei Tage oder länger vergaß, seiner Familie Getreidevorräte oder ähnliches zur Alm hochzubringen, weil er unten im Dorf an irgendeinem Fest teilnehmen mußte. Dann mußte sich die Familie oben auf der Sommerweide einige Tage lang nur von Milchprodukten und Waldfrüchten ernähren.

Einmal hatte mich der Nachbarsjunge, Kaji, zum Essen eingeladen, damit uns die Zeit nicht so lang wurde. Meine Eltern und seine Eltern führten damals wegen einer Erntesache gegeneinander einen Prozeß. Aber damit hatten wir Kinder ja nichts zu tun. Die Nachbarn hatten einen riesigen Hund, fast so groß wie ein Bär. Wir Kinder hatten immer Angst vor diesem Hund. Kaji setzte sich daher dem Hund auf den Kopf, damit er mich nicht sehen und riechen konnte. Es gab heißen Quark zu essen. Kaji war etwas jünger als ich. Er hatte zwei ältere Schwestern und mußte daher nicht so hart arbeiten wie ich. Ich kann mich erinnern, daß er einmal bei einem Ringkampf gegen mich verloren hat. Deswegen wurde er von den anderen Kindern immer ausgelacht: Er könne ja nicht einmal gegen Mädchen siegen.

Im Gegensatz zu mir bekam Kaji während der Wintermonate Unterricht von einem Privatlehrer, den sein Vater engagiert hatte. Ich schämte mich damals, mit dem Lehrer, einem Chetri, zu sprechen, weil ich selbst nicht lesen und schreiben konnte. Kaji wurde später sehr jung mit Ang Pe aus Tamsare verheiratet und später wieder gewaltsam geschieden. Aus der Ehe gingen ein Junge und ein Mädchen hervor. Das Mädchen starb später. Dann heiratete Kaji ein Mädchen aus Khumbu, das jedoch früh starb. Für zwei Jahre ging Kaji nach Amerika. Nach seiner Rückkehr bekannte er sich zur Familienplanung und ließ sich sterilisieren. Er holte sich seine erste Frau wieder zurück und lebte glücklich mit ihr. Er verunglückte später tödlich. Ang Pes Bruder Gyelbu holte sich Kajis Sohn, Rinzi, zurück, obgleich dieser nach Sherpa-Sitte in der Familie des Vaters hätte bleiben müssen. Rinzi half uns später bei einem Familienplanungsvorhaben.

Einmal kam eine große Gruppe *damin* (Schamanen). Sie machten bei unserer Hütte Rast. Einer von ihnen, ein noch sehr junger Mann, tanzte und verneigte sich anschließend in Richtung zum Numbur, dem nahegelegenen Schneegipfel, und bedankte sich bei dem höheren Wesen. Die tanzende Gruppe war ein wunderbarer Anblick für uns. Sie sagten, wir sollten für den jungen *damin* Milch stiften. Mutter sagte aber nein; die Leute sollten die Milch kaufen, wenn sie welche haben wollten. Als die Gruppe wieder weg war, war uns doch nicht so recht wohl. Wir befürchteten, die *damin* könnten einen faulen Zauber machen, weil wir ihnen keine Milch gegeben hatten. Aber es ging alles gut.

Handel und Arbeit

Butter nach Namche

Es bestand früher ein reger Handelsverkehr mit Khumbu, oft von dort auch weiter nach Tibet über den Nangpa La. Mein Vetter Zangbu war in dieser Hinsicht besonders aktiv. So stellte er eines Tages auch einmal eine Trägergruppe nach Namche Bazar zusammen. Es ging darum, Butter, die er bei diversen Leuten aufgekauft hatte, zu transportieren. Wir waren eine Gruppe von sieben Personen; neben Zangbu und seinem Schwager waren da noch mein Bruder Gyaltzen, ein weiterer Sherpa und zwei Tamang. Meine Aufgabe war es, die Küchengeräte und die Reiseverpflegung für alle zu tragen. Mein Vater pflegte mich damals immer wie einen Jungen zu kleiden und zu behandeln. So hatte ich ganz kurz geschorene Haare und trug auch während dieser Handelsreise eine Hose meines Vaters und darüber eine *chuwa* (Männerkleidung) meines Bruders. Die beiden Tamang machten sich ständig über mich lustig, indem sie beispielsweise spotteten, ich würde große Probleme bekommen, wenn ich meine Notdurft verrichten müßte. Ich habe das dann immer besonders schnell gemacht, um zu beweisen, daß ich keine Probleme hatte.

Unsere Reise fand mitten im Monsun statt. Es regnete Tag und Nacht, und es war sehr neblig. Ich hatte als einzige ein Bambuscape, das mich hervorragend gegen den strömenden Regen schützte. Als wir nachts in einer Höhle, in Tanggaphuk, übernachteten, wurden wir geradezu überschwemmt. Da forderten mich Zangbu und sein Schwager auf, sie mit unter mein Cape zu lassen, was zur Folge hatte, daß wir alle drei naß wurden. Außerdem ging das Cape dabei kaputt, weswegen ich später von meiner Mutter ausgeschimpft wurde.

Bei der nächsten Übernachtung waren alle sehr ausgelassen. Wir befanden uns jetzt in einem kleinen Dorf unterhalb von Namche Bazar, in der Womi Tsangbu-Schlucht. Es regnete ausnahmsweise nicht, die Sonne schien, und es war angenehm warm. Die jungen Männer hatten eine Mundharmonika dabei, machten Musik, übrigens alles Nepali-Liebeslieder, und tanzten dazu. Natürlich hatten sie zuvor etwas *chang* getrunken, was ihre Laune noch anhob. Sie trugen alle kurze Hosen und hatten die Haare im Stil der damals üblichen Mode hinten ganz kurz geschnitten und vorne lang, so daß sie beim Tanzen ständig ins Gesicht fielen. Das Ganze lockte natürlich Zuschauer aus dem Dorf an.

Für den weiteren Weg nach Namche ließen wir uns sehr viel Zeit. Am Dorfeingang von Namche befand sich nämlich ein Zollhäuschen. Dort stand tagsüber ein einsamer Zöllner mit einem Gewehr, das nach Aussage der Leute überhaupt nicht schießen konnte. Es hieß, wir müßten warten, bis die Dunkelheit hereingebrochen wäre. So ganz habe ich den Zusammenhang damals nicht verstanden. In der Nacht, als der Mond untergegangen war, sind wir dann langsam an dem Zollhäuschen vorbeigeschlichen und in ein Haus in Namche Bazar gegangen. Es wohnten richtig stinkreiche Leute dort. Im Gegensatz zu uns zu Hause hatten sie unheimlich viel Geschirr. Alles glitzerte nach Kupfer, Bronze, Messing und Porzellan. Über dem Ofen hingen große Mengen

getrocknetes Yakfleisch, von dem die anwesenden Kinder ständig zu essen bekamen. Mein Vetter und sein Schwager erhielten ebenfalls etwas zu essen, wir anderen Träger jedoch nicht. Wir mußten hungrig zu Bett gehen, worüber ich mich sehr geärgert habe.

Am nächsten Tag sind wir dann wieder auf schnellstem Wege nach Hause zurückgekehrt. Ich erhielt für unsere Trägerdienste für die ganze Woche vier Rupien. Wie üblich mußte ich den gesamten Lohn bei Mutter abgeben.

Nach 1959 machten die Chinesen die Grenze zwischen Nepal und Tibet dicht. Auch der Handel von Khumbu über den Nangpa La war davon betroffen. Zangbu versuchte später, auch einmal selbst eine Handelsreise nach Tibet zu unternehmen. Hierzu mußte er zunächst von Shorong aus eine Woche lang bis nach Kathmandu laufen; eine Straße, die die Entfernungen verkürzt hätte, gab es damals noch nicht. Dort erhielt er dann von der chinesischen Botschaft eine Erlaubnis für eine Handelsreise nach Tibet. Hiermit ausgestattet kehrte er nach Shorong zurück und machte sich anschließend auf den Weg nach Tibet. Man kann sich vorstellen, daß ein derartiger Aufwand jeglichen Handelsverkehr zunichte machte.

Tauschgeschäft

Eines Abends kam eine Nachbarin bei uns vorbei und fragte Mutter, ob sie etwas dagegen hätte, wenn ich gemeinsam mit ihr und ihrer Nichte nach Namche gehen würde, um Mais gegen Salz zu tauschen. Mutter hatte nichts einzuwenden, zumal ich ja nicht zum ersten Mal nach Khumbu ging.

Zu meiner großen Überraschung kamen die beiden Frauen am nächsten Tag erst gegen Mittag, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Normalerweise bricht man zu solchen Reisen bereits in der Dämmerung auf, wenn die Vögel ihre Stimmen erheben. Anstatt über Rawuche und die Wälder liefen wir diesmal durch die Womi Tsangbu-Schlucht.

Wie es nicht anders zu erwarten war, kamen wir am ersten Tag nur bis nach Kharikhola. Es war schon fast dunkel, als wir am Wegesrand ein Mädchen trafen, das Wasser aus einer Quelle schöpfte. Wir fragten sie, ob wir bei ihr zu Hause übernachten könnten. Sie antwortete zunächst nicht. Erst als ich offenbarte, daß auch ich, trotz meiner Jungenkleidung, ein Mädchen war, willigte sie ein, uns mit nach Hause zu nehmen. Ihr Haus lag etwas unterhalb des Weges. Später am Abend nahm das Mädchen eine Fackel und ging mit uns zu ihren zukünftigen Schwiegereltern. Dort bekamen wir Kartoffeln zu essen und *chang* zu trinken. Anschließend sollten wir Lieder singen und tanzen, aber wir haben uns sehr geschämt. Unsere Nachbarin hatte nämlich ausgesagt, wir kämen aus Ringmo, weil sie sich schämte, daß wir aus Yawa kamen. Und die Leute aus Ringmo waren bekannt dafür, daß sie viele Lieder kannten.

Gegen Mitternacht sind wir wieder zum Haus des Mädchens zurückgegangen. Es waren noch kleinere Geschwister des Mädchens anwesend, nicht jedoch die Eltern. Weil wir so spät ins Bett gekommen waren, standen wir am nächsten Morgen natürlich auch wieder spät auf. Die Folge war, daß wir am zweiten Tag nur bis Dungde kamen. Die beiden Frauen liefen aber auch wie die Schnecken. In Chutok, einem kleinen Ort jenseits des Khari La, hatten wir eine ältere Frau getroffen, die uns bat, ihre Tochter in Buwa, unterhalb von Luklha, zu informieren, sie möchte bei ihr vorbeikommen und

helfen, Kartoffeln zu pflanzen. Wir haben vor ihrem Haus gerufen, bekamen aber keine Antwort. So gingen wir unverrichteter Dinge weiter. Es war wieder stockfinster, als wir in Dungde ankamen.

Ich führte die beiden Frauen zu einem großen Haus, das ich bereits von einem früheren Aufenthalt her kannte. Ich rief: "Opa, Oma! Ich bin Lhakpa aus Yawa. Ich war früher schon einmal bei euch!" Es dauerte lange, bis der alte Mann vom obersten Stockwerk heruntergekommen war und die Tür öffnete. Natürlich konnten wir bei den beiden alten Leuten, die dort ganz für sich alleine wohnten, übernachten. Später versuchten wir, mit dem Mann ein Handelsgeschäft abzuschließen. Die beiden anderen Frauen waren schon sehr müde und wollten sich den weiteren Weg bis Namche ersparen. Der alte Mann war zwar brennend an unserem Mais interessiert, sagte aber, er habe kein Salz. Daher gab er uns am nächsten Morgen Geld für unseren Mais.

Wir waren schon fast eingeschlafen, als noch jemand draußen vor dem Haus rief. Es war ein Lehrer mit seinem Gehilfen. Sie wollten unbedingt zwei *mana* Reis kaufen. Das Schicksal wollte es, daß einmal mehr ich aufstehen, den beiden die Tür öffnen und ihnen den Reis verkaufen mußte. Der Opa forderte mich eindringlich auf, möglichst genau das Maß einzuhalten und nur ja nicht zuviel abzugeben. Aber die beiden da draußen taten mir leid, und so machte ich das Maß gehäuft voll.

Am nächsten Tag machten wir uns ausnahmsweise sehr früh auf den weiteren Weg nach Namche. Wir hatten jetzt nur noch unsere eigenen Vorräte und Decken zu tragen. Unterwegs wurden wir von dem Lehrer und seinem Gehilfen überholt. Die beiden Frauen lästerten den ganzen Weg über, daß ich jetzt ja auch ein Mädchen wäre und noch dazu eines mit Glatze. Vater hatte mir erst wenige Tage zuvor eine Totalrasur verpaßt, wegen der Läuse, wie er immer erklärte. Als nun die beiden Männer uns einholten, klagte ich dem Lehrer mein Schicksal, daß ich es so schwer hätte als Junge mit den beiden Frauen. Der Lehrer bedauerte mich zutiefst und legte tröstend seinen Arm über meine Schulter. Als die beiden Männer vor uns in der Ferne verschwunden waren, ging hinter mir das Geläster nun los, ich hätte mir ja jetzt einen Chetri mit einer langen Nase angelacht, obwohl ich ja weder etwas gegen lange Nasen noch gegen Chetris hatte.

Durch das Gelaber verging die Zeit rasch. In Namche angekommen, kauften wir mit dem Geld, das wir von dem alten Mann für unseren Mais bekommen hatten, Salz. Dann machten wir uns schnellstens auf den Rückweg. Unterwegs trafen wir einen alten Opa aus unserem Dorf, der mit einem speziellen *thawo* (Freund; nep. *mit*) des Mannes unserer Nachbarin unterwegs war. Letzterer wohnte dort in der Nähe und nahm uns mit zu sich nach Hause. Als wir am Haus ankamen, stellte ich zu meinem Entsetzen fest, daß ich unterwegs an einem Rastplatz wohl meinen Mehlbeutel verloren hatte. Wir gingen nochmals zu dritt dorthin zurück, fanden aber nichts mehr. Wir konnten im Haus des *thawo* übernachten und bekamen Radi-Eintopf. Unsere Nachbarin genierte sich sehr. Sie hatte die ganze Albernheit abgelegt und war äußerst höflich, wie es sich ja gegenüber dem *thawo* des Ehemannes gehörte. Dafür war ich umso ausgelassener.

Für den weiteren Rückweg wählten wir den Waldweg von der Pharak-Schlucht über Tanggaphuk. Zunächst führte der Weg durch dichten Urwald, in dem eine unheimliche Stille herrschte. Außer Vogelgesang war nichts zu hören. Auf halber Höhe trafen wir drei Mädchen, die dort wohl übernachtet hatten und nun um ihre Feuerstelle herumsaßen. Mein erster Gedanke war natürlich sofort, daß es sich um *tenma* (weibliche Schneemenschen; nep. *yetini*) handelte. Ein alter Mann aus Pharak hatte nämlich erzählt, daß er in diesem Wald einmal einer *tenma* begegnet sei und es Steine gehagelt habe.

Schließlich verließen wir mit zunehmender Höhe den Wald aus Rhododendronsträuchern und kamen in einen Azaleenwald. In der Nähe einer Höhle kamen wir zu einem Bach, den ich aus der Monsunzeit als reißenden Fluß kannte und bei dem es mir nie sonderlich geheuer war. Endlich waren wir ganz oben hoch an der Paßhöhe angekommen und sahen unser Dorf unten im Tal liegen. Wie in solchen Situationen üblich stimmten wir einige Hirtenlieder an. Zügig ging es nun bergab. Die Hochweiden wurden von Hagebutten- und blauen Beerensträuchern abgelöst. Schließlich begann der Eichenwald.

Weggelaufen

An einem Abend im Frühling kam einmal ein Nachbar bei uns vorbei und fragte, ob ich nicht für ein Jahr bei ihm im Haushalt arbeiten könne. Er wollte dafür 100 Rupien zahlen. Das war damals recht viel; normalerweise wurden nur etwa 20-40 Rupien bezahlt. Außerdem sollte ich, wie es so Sitte war, ein Kleid bekommen. Uns ging es wirtschaftlich nicht sonderlich gut. Wir hatten nicht mehr genug zu essen, und die neue Ernte war noch weit. Die Schuldenlast war auch immer größer geworden, und so war einmal pro Jahr ein neues Kleid für jeden von uns nicht bezahlbar. Daher sagten meine Eltern, sie seien mit dem Angebot des Nachbarn einverstanden. Die Dauer des Arbeitsverhältnisses wurde schließlich sogar auf zwei Jahre erhöht. Ich selbst wurde nicht gefragt; wir Kinder machten ohnehin fast alles, was die Eltern uns sagten. Mein älterer Bruder hatte zuvor auch schon ein Jahr bei diesem Nachbarn gearbeitet, er hatte aber nie darüber gesprochen.

So ging ich also zum Haus der Nachbarn, die wir als Onkel und Tante bezeichneten. Sie hatten selbst zwei Töchter und einen Sohn. Die Frau war hübsch und anfangs recht nett. Sie stammte aus Pharak und war mit ihrem Mann verheiratet worden, nachdem zuvor ein Bruder von ihr mit der Schwester ihres Mannes verheiratet worden war. Ihr Mann war bereits früher einmal mit einer Frau aus Junbesi verheiratet gewesen. Als er einmal eine Woche bei seinen Schwiegereltern in Junbesi gearbeitet hatte, war seine erste Frau nach Phaphlu zu ihrem Onkel geschickt worden, der sie ganz einfach mit einem anderen Mann verheiratete, der sie jedoch später sitzenließ. Als der Nachbar dann seine zweite Frau aus Pharak heiratete, bekam diese eine große Mitgift, u.a. 15 Kälber, Kleider und Schmuck.

Ich mußte mit der Familie sofort auf die Almen ziehen. Dort hatte ich alle Arbeiten für die Familie zu erledigen, vom ersten Morgengrauen bis tief in die Nacht hinein. Zunächst hatte ich auch in der Hütte übernachten können, mußte später aber draußen zwischen den Bäumen auf dem Erdboden schlafen. Die Kinder der Familie trugen allesamt Jungenkleidung. Die älteste Tochter hatte das gleiche vulgäre Mundwerk wie ihr Vater und schwor ständig auf die *lhangang* von Takshindu und Tengbuche.⁷

Es war meine Aufgabe, alles zu tun, was die Leute von mir verlangten: Wasser holen, Holz sammeln, Gras schneiden, Tierfutter holen, Tiere hüten, Brennesseln sammeln, das Geschirr spülen, Mehl mahlen. Der Hund und ich bekamen als letzte zu essen. Ich mußte die gesamte Küche, darunter zahlreiche Messingteller und -schüsseln,

⁷ *Lhangang* ist das Sherpa-Wort für "Tempel". Takshindu ist der Name des Kloster oberhalb unseres Dorfes, Tengbuche ist ein berühmtes Kloster in Khumbu.

in einem großen Korb auf meinem Rücken bergauf und bergab schleppen. Das war so wahnsinnig schwer, daß meine Beine zitterten und der Trageriemen so sehr auf dem Kopf drückte, daß ich dachte, dieser würden jeden Augenblick zerspringen. Zu allem Überfluß mußte ich mich dabei auch noch um den kleinen Sohn der Familie kümmern, der sehr lauffaul war. Er hatte wohl immer zu gutes Essen von seiner Mutter erhalten und war daher sehr schwer.

Einmal kauften die Leute einen Stier, dessen Aufgabe es sein sollte, die zwanzig *zom* der Familie zu decken. Der Stier war davon aber offenbar nicht sonderlich angetan und lief bei der erstbesten Gelegenheit davon. Ich wurde losgeschickt, nach dem Tier zu suchen. Es war aber ein sehr nebeliger Tag, und ich fand im Tannenwald keine Spur von dem Tier. Meine Arbeitgeberin fand ihn schließlich bei dem früheren Besitzer, der seine Herde auch in der Nähe weidete. Abends wurde ich von ihrem Mann ausgeschimpft, weil ich angeblich nicht richtig auf die Tiere aufgepaßt hätte. Die Frau aber nahm mich in Schutz. Da packte mich die Verzweiflung, und ich fragte mich, warum ich dieses Schicksal zu ertragen hätte, etwa nur, weil da ein Papier existierte, das ich nicht lesen konnte?

Als wir oben am Womi Tso ankamen, trafen wir dort auf viele Hirten. Darunter war auch eine Frau, die seit zwanzig oder mehr Jahren als Magd gearbeitet hatte. Sie wollte in diesem Jahr einen Schlußstrich ziehen und nach Darjeeling gehen. Sie sagte, es sei nicht leicht, für andere Leute zu arbeiten. Sie schlief auf einem Felsen, zusammengekauert unter ihrem *kung* (selbstgemachter Regenschirm aus Lindenrinde oder großen Blättern). Es war so neblig, daß man nicht viel sehen konnte, und lausig kalt obendrein. Die Sonne ließ sich nur sehr selten blicken. Dafür war das akustische Schauspiel umso beeindruckender. Ständig hörte man das Donnern niedergehender Lawinen und die Geräusche der zahlreichen Tiere.

Ich traf auch meine Cousine Sumi dort oben, die ebenfalls als Magd bei einer anderen Familie arbeitete. Auch sie mußte nachts oft im Matsch am Wegesrand bei den Tieren schlafen, während ihre Arbeitgeber in einer Hütte am Feuer übernachteten. Ihre Situation war noch schlechter als meine, da ihre Mutter verstorben war und ihr Vater kein eigenes Haus besaß, sondern in Rai-Dörfern Gelegenheitsarbeiten nachging. Die Familie ihres Arbeitgebers hatte nur ein verwöhntes Töchterchen, das einzige Mädchen im Dorf, das zur Schule ging. Mehrere Männer hatten um ihre Hand angehalten, darunter ein *kapa* (Maler; wörtl. Genie) Danu aus Chiwang, sie heiratete aber schließlich einen arroganten Mann aus Chunagpo. In der Hochzeitsnacht wurde ihm das gesamte Land überschrieben. Es hieß ferner, ihm gehöre das Mädchen von den Haaren bis zu den Fußnägeln, was natürlich umgekehrt nicht galt. Die Ehe ging jedoch rasch in die Brüche; der junge Mann ging als Taxifahrer nach Indien, und die junge Frau ging ständig fremd.

Das Mädchen hatte auch noch einen Bruder, der jedoch als *rimpoche* (hohe Wiedergeburt) erkannt worden und deshalb über den Nangpa La (5716 m hoher Paß von Khumbu nach Tibet) nach Tibet gegangen war. Irgendwann kam ein Brief von ihm, in dem er mitteilte, daß er sehr krank geworden sei. Er bat dringend darum, seine Schwester mit einer Wurzelmedizin, die man oben am Womi Tso fand, zu ihm nach Tibet zu schicken. Die Familie beschloß, gemeinsam nach Tibet zu gehen. Zuvor feierte man ausgelassen eine ganze Woche lang. Danach sind sie dann doch nicht gegangen. Später erzählte man, der junge Mann sei in den chinesischen Ohrensäcken gelandet.⁸

⁸ Es hieß immer, die Chinesen würden den von ihnen getöteten Tibetern die Ohren abschneiden und in Säcken sammeln, um so später zählen zu können, wieviele Tibeter sie getötet hatten.

An einem Tag half uns auch ein Tamang, der dauernd zitterte. Wir nannten ihn daher einfach den "Zitterer". Man erzählte sich, dieses Leiden rühre daher, daß er einmal eine Katze getötet habe. Als wir dort oben in Richtung Westen weitergingen, ging er nach Osten zur Pharak-Schlucht hinüber. Andere Leute erzählten, er sei ihnen unterwegs begegnet. Wir haben darüber gelacht. Spät am Abend traf er dann doch bei uns ein.

Nachts kamen viele Pilgerleute, um bei uns im Sitzen zu übernachten – mehr Platz war nämlich nicht mehr in der kleinen Hütte. Unter ihnen befand sich auch ein fröhliches junges Mädchen. Sie wurde von einem älteren Mann begleitet, der wohl auf sie aufpassen sollte. Unser Tamang hatte offensichtlich Feuer gefangen und sprang aufgeregt in der Hütte umher. Dabei schrie er ständig, er wolle mit dem Mädchen "*nani banaune*" (Baby machen). Da holte ich einen brennenden Holzsplitter aus dem Feuer und ging damit auf ihn los. Augenblicklich erschrakten alle. Erst als ich meinen Arbeitgeber fragen hörte: "Was tust du denn da, Kind?", kam ich wieder zu mir.

Eine meiner Kühe kalbte eines Tages. Sie entfernte sich danach nie sehr weit von ihrem Nachwuchs. Immer wieder bemühte sie sich, das Kalb zum Aufstehen zu bewegen. Aber das Kalb war natürlich viel zu schwach dazu. Es bekam absichtlich nichts zu fressen und zu trinken, damit es möglichst bald starb. Es war nämlich ein männliches Tier und daher nicht zur Milchproduktion geeignet. Das Kalb starb am siebten Tag. Der Schwanz wurde abgeschnitten und der Kuh zum Riechen vorgesetzt. Sie roch und leckte immer daran, während ich sie molk. Später habe ich den Schwanz weggeworfen. Von da an hat die Kuh immer an meinem Kopf geleckert. Offensichtlich war ich jetzt ihr Kind. Es war ein Betrug, wie alle Frauen und Mädchen auf den Almen das Vertrauen der Tiere auf diese Weise mißbrauchten. Jedes Jahr hatten sie den Tod vieler Kälber auf dem Gewissen wegen der Milch. Deswegen sollen später manche Frauen bei ihrem Tod so geschrien haben wie die sterbenden Kälber.

Irgendwann zogen wir in eine andere Hütte um, die in Richtung Pike (ein gut 4000 m hoher Berg in Shorong) lag. Dort weckte mich meine Arbeitgeberin mitten in der Nacht, weil sie irgendein verdächtiges Geräusch gehört hatte. Sie forderte mich auf, wie ein Hund zu bellen. Dies tat ich und kratzte dabei mit der Suppenkelle an den Herdsteinen. Da hörten wir ein lautes Geräusch; Steine purzelten den Hang hinunter. Offensichtlich befand sich tatsächlich ein Lebewesen außerhalb der Hütte. Ich hätte das für Schafe gehalten. In der Gegend weideten nämlich viel Schafherden der Gurung. An einem anderen Tag fand ich beispielsweise einmal zwischen Felsengeröll ein totes Schaf. Es war dort offensichtlich zu Tode gestürzt. Da niemand kam, um den Tierkörper zu holen, habe ich das Tier kurzerhand in unsere Hütte geholt, wo wir es zerlegten und aßen. Wir sahen nicht ein, das Fleisch den Geiern zu überlassen.

Meine Arbeitgeberin erzählte, daß ihre Schwiegereltern auf einem Hirtenfest einmal einen Streit mit einem Mann aus Pikyongma hatten. Einige Tage später seien acht Männer gekommen und hätten nach ihrem Schwiegervater gefragt. Da die Schwiegermutter befürchtete, die Männer würden ihren Mann verprügeln, half sie ihm rasch, unter der Rückwand der Bambushütte hindurch ins Freie zu entfliehen. Die Männer hätten dann die gesamten Buttevorräte mitgenommen. Diese Erfahrung sei der Grund, warum meine Arbeitgeberin nun immer so ängstlich sei, wenn sie nachts draußen Geräusche höre.

Oft hatte ich Heimweh nach meiner Mutter und nach meinem Dorf. Besonders bedrückte mich hier oben auf den Almen auch der ständige Nebel und die Dunkelheit. Tagelang war oft nicht die Sonne zu sehen. Unten in unserem Dorf war es viel heller.

Daher fragte ich meinen Arbeitgeber, als er einmal mit einem Lasttier zu unserem Dorf ging, ob ich nicht mitgehen könnte. Er lehnte dies grundsätzlich ab.

Einmal hatte ich mich mit einem Nachbarskind sehr intensiv unterhalten. Währenddessen geriet eines der von mir zu hütenden Tiere mit einem Tier der Nachbarn in Streit. Die beiden gingen mit den Hörnern aufeinander los. Als wir das bemerkten, war es bereits zu spät zum Eingreifen. Da stürzte unser Tier kopfüber den Hang hinab. Es überschlug sich zweimal. Ich war jedoch erleichtert, als es dann wieder aufstand.

Irgendwann, als die Weidefläche abgegrast war, wechselten wir wieder unseren Aufenthaltsort. Diesmal zogen wir weiter nach Osten. Unterwegs mußten wir einmal in einer Höhle übernachten. Dort vermißten wir im Dunkeln eines meiner Tiere. Am nächsten Tag fanden wir die Kuh mit einem gebrochenen Bein. Wir konnten leider nichts mehr für sie tun, obgleich sie noch lebte und mir nachmuhte. Wir überließen sie daher ihrem Schicksal und zogen ohne sie weiter. Unterwegs hörten wir einen kleinen Hund bellen. Wir schlichen uns langsam näher und machten erst wenige Meter entfernt großen Lärm. Offensichtlich hatten wir ein unverheiratetes junges Paar beim Liebesspiel überrascht und ihm einen mächtigen Schreck eingejagt. Wir sahen jedenfalls, wie ein halbbekleideter junger Mann Hals über Kopf den Hang hinauf lief. Das Mädchen wechselte noch ein paar Worte mit uns und ging dann weiter. Später hörten wir, daß sie ein uneheliches Kind tot zur Welt gebracht hatte.

Nach ein paar Tagen mußte ich zurückgehen, um nachzuschauen, ob die Kuh mit dem gebrochenen Bein zwischenzeitlich gestorben war. Auf dem Weg dorthin traf ich einen Mann, der ein männliches Tier hütete. Er schenkte mir zwei geröstete Maiskolben, die ich dankbar annahm. Natürlich wußten die Leute, daß Dienstmädchen oft nicht genug zu essen bekamen. Daher boten mir andere Leute in jener Zeit häufig Essen an. Der Mann fragte ich, wo ich hinginge, aber das durfte ich auf Anweisung meiner Arbeitgeber niemandem sagen. Ich sagte daher nur, in welche Richtung ich ginge. Als ich endlich zu meinem Ziel kam, hörte ich schon von weitem einen großen Lärm. Ich sah eine riesige Schar von Geiern, die über den Kadaver des verstorbenen Tieres hergefallen waren. Da ich Angst vor den sich zankenden großen Vögeln hatte, ging ich nicht mehr weiter, sondern lief wieder in Richtung unserer Hütte. Da sah ich unterwegs einen Mann mit einem Korb auf dem Rücken. Ich lief weiter und tat so, als hätte ich ihn nicht gesehen. Ich hatte etwas Angst, weil ich dachte, es könnte vielleicht der junge Mann sein, den wir ein paar Tage zuvor so erschreckt hatten. Dann kam ich in den Wald, wo die Grillen zirpten und den bevorstehenden Sonnenuntergang besangen. Ich lief so schnell, als ob der Tod vor meinen Augen stünde. Mir fiel nämlich ein, daß meine Cousine einmal erzählt hatte, sie sei im Alter von nur sieben oder acht Jahren von zwei Brüdern vergewaltigt worden. Es war bereits stockfinster, als ich an unserer Hütte ankam. Meine Füße bluteten trotz der dicken Hornhaut, mit der die Sohlen überzogen waren. Mein Arbeitgeber machte sich am folgenden Tag mit einem Tragtier auf und holte den Rest des Fleisches, den die Geier noch übriggelassen hatten. Ich schnitt es in Streifen und räucherte es über dem Feuer, bekam aber selbst nichts davon ab. Sie aßen es offensichtlich immer, wenn ich draußen bei den Tieren war. Ich bekam ständig nur heißen Quark. Einmal erhielt ich auch ein altes Kleid meiner Arbeitgeberin. Ich konnte wählen, ob ich sofort ein altes Wollkleid von ihr haben wollte oder später im *mangsir* (November/Dezember) ein Stoffkleid ohne Futter. Da mir sehr kalt war, entschied ich mich, sofort das alte, aber warme Kleid zu nehmen.

Im September ließ der Regen allmählich nach. Der Himmel wurde klarer, und man konnte den Blick bis hinab in die Täler und Dörfer schweifen lassen. Ich hörte, meine

Eltern hätten das Heu anderen Leuten gegeben, damit deren Tiere eine Woche bei ihnen weideten. Der Grund war, daß sie dringend Dünger für die Felder benötigten. Einmal traf ich meinen kleinen Bruder Dawa, der für ein paar Tage anderen Leuten bei der Arbeit half. Ich hatte ihn schon ein halbes Jahr nicht mehr gesehen. Daher war ich sehr glücklich über unsere Begegnung. Ich hätte ihn gerne zu uns in die Hütte eingeladen, aber dazu hatte ich ja kein Recht. Wir unterhielten uns kurze Zeit und lachten miteinander. Ich hatte den Eindruck, daß er gewachsen und noch selbstsicherer geworden war.

Es gehörte auch zu meinen Aufgaben, darauf zu achten, daß die Tiere nicht aus heißen Quellen tranken. Es hieß nämlich, dann würden sie ihre Kälber verlieren oder aber so krank werden, daß ihnen der Schaum aus dem Mund trat. Man sagte dann, die Tiere bekämen *tseta* (Malaria).

Einmal ging ich zu einem Maisfeld der Rai, um Brennesseln zu pflücken, was erlaubt war. Dort traf ich zwei Rai-Jungen, die aufpaßten, daß sich keine Affen, Bären oder andere Tiere an ihrem Mais vergriffen. Ich ging zu der winzigen Hütte, die sie dort hatten und fragte sie, ob sie mir einen Maiskolben schenken könnten. Sie lehnten das jedoch ab, alberten herum und aßen vor meinen Augen von den reichlich vorhandenen Kolben. Ich habe damals nicht verstanden, warum sie mir nicht einmal einen Kolben geben wollten. Ich hätte ihn ja auch stehlen können, was ich jedoch nicht tat. So ging ich mit meinen Brennesseln weg.

Ein anderes Mal hörte ich, daß ein Nachbar, der ansonsten immer sehr freundlich und höflich war, seine Frau geschlagen hatte. Die Frau war weggelaufen, aber am Abend kehrte sie nach Hause zurück. Dieser Nachbar hatte auch Streit mit meinen Arbeitgebern über die Grenzen des jeweiligen Weidelandes. Meine Arbeitgeberin zettelte in meiner Gegenwart diesen Streit an, indem sie hinging und den Nachbarn anpöbelte und schubste. Hinterher behauptete sie unrichtigerweise, der Nachbar habe ihr den Schmuck vom Hals gerissen. Der Nachbar forderte mich auf zu bestätigen, daß er nichts getan hatte; meine Arbeitgeberin jedoch bestand darauf, daß ich ihre Falschaussage bezeugte. Ich befand mich in einer großen Zwickmühle und war froh, daß der Streit schließlich doch ohne meine Aussage beigelegt werden konnte.

Viele Leute hatten in dieser Zeit von Sonnenaufgang bis spät in die Nacht hinein nur noch ihr Heu im Kopf. Es herrschte dann stets ein großer Mangel an Arbeitskräften. Oft kamen Leute aus Ringmo oder anderen Ortschaften oder arme Familien, die sich etwas Buttermilch oder Getreide verdienen wollten. Einmal hörten wir auch, daß eine junge Frau während der Heuernte von ihrem Schwager geschwängert worden war. Ein anderes Mal hieß es, ein junges Mädchen habe während der Heuernte ihre erste Blutung bekommen. Es war jedenfalls auch eine Zeit, in der viel erzählt wurde und auch viele Gerüchte in die Welt gesetzt wurden.

Am 15. des Monats *mangsir* war es so weit, daß die Salaka-Sherpa ihre Tiere auf die abgeernteten Heufelder treiben durften. Das war endlich der Augenblick, wo wir alle wieder zusammentrafen, sowohl diejenigen, die auf die Hochweiden gegangen waren, als auch jene, die unten in den Dörfern geblieben waren. Es war dies aber auch der Monat, in dem alle Zinsen fällig wurden, die gewöhnlich in Form von Getreide zurückgezahlt wurden. Schließlich war es aber auch der Monat mit den meisten Hochzeiten bzw. der Anknüpfung neuer Beziehungen. Erwähnt werden muß aber auch, daß in diesem Monat viele Kinder oder Bedienstete wegliefen. Ziel war meist Darjeeling.

In jenem Jahr ging meine Cousine Maya endgültig zu ihrem Mann, dem Bruder ihrer Schwägerin. Damit das junge Paar genug Getreide für das Fest zusammenhatte, hatten ihre Adoptiveltern ihre Ernte geteilt. Der junge Mann hatte dafür gearbeitet. Maya bekam jedoch kein Land, obwohl genügend vorhanden gewesen wäre. Das Land ging alles an ihren Bruder. Sie bekam nur etwas Schmuck, Kleider, ein paar Kessel und zwei Kühe.

Bei dem Fest traf ich erstmals seit acht Monaten wieder meine Mutter und meine beiden kleinen Schwestern. Spät in der Nacht ging ich mit ihnen nach Hause. Mutter und ich haben uns dann noch sehr lange unterhalten, bis es fast dämmerte. Ich sagte ihr, daß mir meine Arbeit bei den fremden Leuten nicht gefiele, und machte ihr klar, daß ich weglaufen würde, wenn das erste Jahr vorüber wäre. Ein zweites Jahr, wie von meinen Eltern vereinbart, würde ich nicht durchhalten. Natürlich würden meine Eltern das Geld zurückzahlen müssen. Das war aber leider schon weg. Meine Eltern hatten eine tragende Kuh davon gekauft. Die Kuh war gestorben, und das männliche Kalb wurde für wenig Geld verkauft. Mutter hatte jedoch Verständnis für mich. Sie sagte, ich solle zu der gegebenen Zeit zu einer befreundeten Familie nach Ringmo gehen; sie würde diese über meine Ankunft informieren.

Früh am Morgen ging ich zu meinen Arbeitgebern zurück, wo ich dann im Heu schlief. Zu dieser Zeit hatte ich immer sehr viel Tierdung zu schleppen, eine äußerst anstrengende Arbeit. Darüber hinaus wurde ich oft nachts geweckt, wenn sich die Tiere losgerissen hatten. Manchmal tat ich so, als hätte ich nichts gehört, wenn man meinen Namen rief. Schließlich war es Nacht, und ich wollte schlafen. Wenn ich morgens geweckt wurde, mußte ich als erstes Gras für die Tiere schneiden gehen. Ich ging auf die andere Seite des Baches und kauerte mich dort unter einen großen Baum, wo ich wartete, bis die Sonne aufging. Von dort konnte ich die Hütte beobachten. Ich hörte das Knacken des Popcorns, das zubereitet wurde, und das Geplapper der Kinder. Mir war kalt, und ich hatte auch etwas Angst vor den wilden Tieren. Eigentlich sollte man so früh noch nicht in den Wäldern herumlaufen.

Eines Abends kam der Vater meiner Arbeitgeberin mit einem kleinen Sohn und einem schwer gepackten Pferd. Ich sollte die beiden als Trägerin nach Pharak begleiten. Es wurde von mir erwartet, daß ich genauso viel tragen würde wie die stärksten Männer, nämlich zwei *thing* (schätzungsweise 60 kg). Weil mir das zu viel war, schickte mein Arbeitgeber mich zu einer benachbarten Hütte, wo meine Cousine Sumi arbeitete. Dieser sollte ich sagen, ihre große Schwester Kinzi aus Pharak sei gekommen, was überhaupt nicht der Wahrheit entsprach. Sumi solle mitkommen, um sie zu treffen. Natürlich kam meine Cousine mit. Obgleich sie feststellen mußte, daß ihre Schwester gar nicht da war, erklärte sie sich bereit, die Last auf dem Weg nach Pharak mit mir zu teilen. Als ihr Vater später zu ihren Arbeitgebern kam, um den Lohn abzuholen, den er regelmäßig versoff, hieß es, Lhakpa habe seine Tochter weggeholt; es gebe keinen Lohn mehr. Ihr Vater muß sehr böse gewesen sein und herumgebrüllt haben.

So machten wir uns auf den Weg nach Pharak. Der alte Mann betete ständig sein "*om mani padme hum*" und der kleine Junge sang Lieder, deren Echo von den Bergwänden zurückgeworfen wurde, und blickte dabei zu den Dörfern hinüber. Das Pferd keuchte und atmete schwer. Wir gingen über Wege, die eigentlich für Pferde überhaupt nicht geeignet waren. Aber der alte Mann zeigte keine Furcht und beruhigte auch das Tier, das zeitweise sehr unruhig wurde. Meine Cousine hatte viel zu erzählen, so daß der Weg für uns gar nicht so lang war. Wir sprachen über schlechte Erntejahre und Hunger (sh. u. nep. *anika!*), doch sie sagte, ihre Arbeitgeber hätten immer genug zu essen; sie würden keinen Hunger kennen.

Wir überquerten den Dudh Koshi und übernachteten in einem Rai-Dorf beim *mit* (Freund) des älteren Sohnes unseres alten Mannes. Der Rai hatte zwei Frauen. Die erste hatte keine Kinder bekommen; die zweite war fast blind. Der kleine Sohn dieser Frau hatte sein Geschäft verrichtet, während wir gerade aßen. Darüber habe ich mich sehr geekelt. Diese Rai-Familie wurde später beraubt. Sie hatte immer große Mengen Mais geerntet, den sie dann verkauft hatten. Das Papiergeld, das sie dafür erhalten hatten, lagerten sie in einem Korb auf dem Speicher; Banken gab es damals ja nicht. Man sagte, sie hätten einen ganzen Korb voll davon gehabt. Eines Nachts kamen Diebe und nahmen das gesamte Geld mit. Man vermutete, daß es sich um ein wohlgeplantes Verbrechen handelte. Beschuldigt wurden zwei arme Tamang, die jedoch offensichtlich nur Helfershelfer von Sherpa gewesen waren.

Das Dorf des alten Mannes bestand aus nur vier Häusern. Sein Haus war das mit Abstand wohlhabendste und größte. Seine Frau berichtete, daß ein Kalb vermißt wurde. Ihr Mann schimpfte sie und die Kinder daher aus, bis sie sagte, daß sie sich seinetwegen viele Sorgen gemacht habe, weil er so lange weggewesen sei. Da war der Mann ruhig. Beide waren bereits verwitwet gewesen, ehe sie einander heirateten. Während ich die Frau lauste, erzählte sie mir, sie wolle auch in mein Dorf kommen, um Schwiegertöchter zu suchen. Offensichtlich war dies auf mich bezogen. Ich schwieg dazu. Meine Mutter hatte sich bereits früher gegen eine derartige Verbindung ausgesprochen. Sie sagte immer, die Leute hätten zwar ein zweistöckiges Haus, aber das könne man ja nicht essen. Von ihrem einstigen Wohlstand war wohl nicht mehr viel übriggeblieben.

Ich blieb etwa eine Woche bei dieser Familie. Das war eine recht angenehme Zeit für mich. Tagsüber hütete ich gemeinsam mit einer etwa sechzehnjährigen Tochter der Leute die Tiere. Das Mädchen erzählte mir, daß meine Cousine Kinzi, die bei ihrer Schwägerin arbeitete, von dieser schlecht behandelt würde. Sie werde ständig ausgeschimpft. Wenn sie beispielsweise nicht pünktlich mit dem Grünfutter nach Hause käme, würde ihre Schwägerin sie anschreien: "Schaust du die Leiche deiner Mutter oder deines Vaters oder deine eigene?" Solche Worte fassen wir als eine große Beleidigung auf.

Eines Abends lud mich diese Frau auch in ihr Haus zum Essen ein. Meine beiden Cousinen und ich erhielten Maissuppe mit Buttermilch. Wir unterhielten uns noch sehr lange. Kinzi, die viel älter als ich war, war im Alter von etwa elf oder zwölf Jahren als *laom* (Dienerin für andere Leute; auch als Schimpfwort verwendet) tätig geworden. Die Leute sagten ihr nach, die Gegend gefiele ihr so gut, daß sie ständig dabliebe. In Wirklichkeit stank ihr die ganze Sache jedoch und sie wäre am liebsten weggelaufen, wußte aber nicht, wohin. Auch bei ihr kam der Vater immer den Lohn holen, um ihn anschließend zu versaufen oder seine Schulden damit zu bezahlen. Sein Vorwand war immer, er benötige das Geld für den Brückenbau, den er zugunsten seiner schon lange verstorbenen Frau hatte ausführen lassen. Meinen Cousinen war sehr daran gelegen, daß ihre Mutter von *nyala* (Hölle) befreit würde und in den Himmel käme, wozu der Brückenbau beitragen sollte. Daher arbeiteten sie jahrelang, um die Kosten zu tragen. Jetzt aber hatte Kinzi einen Schlußstrich gezogen. In Zukunft wollte sie den Lohn für sich behalten und eines Tages davon Ohringe kaufen. Kinzi arbeitete bestimmt schon sehr viele Jahre für andere Leute. Zuvor hatte sie bereits zwei andere Arbeitgeber gehabt, von denen sie aber weggelaufen war.

Ich kann mich noch schwach daran erinnern, daß ich einmal als ganz kleines Kind gemeinsam mit Kinzi *bangma* (Brei, der beim Schnapsbrennen übrigbleibt und dann als Viehfutter verwendet wird) von Yawa zu den Viehweiden oberhalb von Panma bringen

mußte. Unterwegs machten wir Pause und überlegten, wie wir uns die schwere Last etwas erleichtern konnten. Wir beschlossen, die Flüssigkeit abzugießen, und warfen auch etwas von dem Brei weg. Damit unsere Großmutter das nicht entdeckte, deckten wir ihn mit Laub zu. Irgendwann im Frühling hatte Kinzi einmal zu mir gesagt, es müsse das ganze Jahr über wilde Beeren geben. Dann brauchten wir nicht mehr arbeiten zu gehen. So aber war die Beerenzeit nach zwei Monaten vorüber. Kinzi sagte, wenn es die Sonne und das Feuer nicht gäbe, dann gäbe es auch kein Leben auf der Erde. Diese Bemerkungen haben sich damals tief bei mir eingeprägt. Ich konnte mir aber auch nicht erklären, warum sich meine Cousine solchen philosophischen Gedanken hingab.

Kinzi erzählte mir auch ein paar Märchen von bösen Hexen, die Gasthäuser hatten, in denen sie Männer zur Übernachtung aufnahmen. Wenn die Männer dann schliefen, verschleppten die Hexen sie und fraßen sie anschließend auf. Eine andere Hexe konnte sich in ein besonders hübsches junges Mädchen verwandeln. Als dann ein junger Mann kam und sie als Braut mit nach Hause nahm, setzte sie sich hinter ihm auf das Pferd. Unterwegs bemerkte der Mann, daß gar kein hübsches junges Mädchen, sondern eine alte Frau von häßlicher Gestalt hinter ihm saß. Da zückte er wütend das Messer, doch die Hexe verwandelte sich rasch in einen alten Stiefel, der vom Pferd herunterpurzelte.

Als ich einmal mit Kinzis Mutter Heu erntete, kam auch Kinzi mit einer schweren Last vorbei. Sie arbeitete damals bereits für andere Leute. Kinzi blieb einige Zeit bei uns sitzen und unterhielt sich mit uns. Meine Tante gab ihr den Rat, sie solle auch schön fleißig für die anderen Leute arbeiten. Das hatte ich damals nicht verstanden. Einen solchen Rat hätte mir meine Mutter nicht erteilt. Vor lauter Schreck verschluckte ich mich an dem Mehlklumpen, den ich gerade aß. "Paß auf, du stirbst noch, wenn du gleichzeitig sprichst und ißt", lästerte meine Tante.

Später war Kinzi mit Hilfe ihres Vaters von ihrem ersten Arbeitgeber weggelaufen. Nachdem sie eine Woche in einem Rai-Dorf gewesen waren, suchten die beiden bei uns Unterschlupf. Leider gab es einen Verräter, der ihren Unterschlupf für eine verlauste Decke verriet. Dann ließ ihr Vater sie bei einem anderen Arbeitgeber arbeiten. Doch auch von diesem lief sie eines Tages fort und kam wieder zu uns. Ihre Arbeitgeberin rief laut zu uns herüber, ob Kinzi bei uns sei, aber Mutter verneinte dies. Wir haben Kinzi im Heu versteckt. Dann kam ihr Vater und machte uns Vorwürfe, wir hätten seine Tochter überredet, von ihrem Arbeitgeber wegzulaufen. Mein Vater hätte überhaupt kein Recht, über seine Tochter zu bestimmen. Er sei der Vater, und wenn er nicht mehr lebe, übernehme sein Bruder seine Rechte; erst danach käme mein Vater an die Reihe. Dann nahm er seine Tochter mit und brachte sie nach Pharak zu ihrem jetzigen Arbeitgeber.

Unsere Großmutter erzählte mir einmal, ihr Mann habe ihre Tochter, Kinzis Mutter, für ein Liter *chang* verschenkt. Opas Devise war immer, wer es im Leben schwer gehabt habe, der werde auch tüchtig arbeiten. Dies bezog er er auch auf Kinzis Vater, der selbst Vollwaise war. Opa wollte ihm daher eigentlich bei der Heirat mit seiner Tochter sogar etwas Land geben. Leider hat er diesen Vorsatz dann doch nicht realisiert. Noch am gleichen Tag, als meine Tante hörte, daß sie verschenkt worden war, soll sie krank geworden sein. Als mich meine Eltern später einmal zu ihrer Hütte in Akang schickten, um ihr mitzuteilen, sie solle die Felder meiner Eltern mitbestellen und später den entsprechenden Anteil an der Ernte behalten, lehnte sie dies ab. Vielleicht war sie damals auch schon zu krank. Ihre einjährige Tochter Sena vertraute sie einem Rai-*mit* an, weil sie befürchtete, bald sterben zu müssen. Die Rai-Familie erklärte sich bereit und nahm das Kind auf. Als meine Tante dann im Sterben lag, gingen ihre Eltern

zu ihr, um ihr mit gutem Essen wie Fleischbrühe und Eiern wieder auf die Beine zu helfen. Großvater und seine Söhne schleppten die kranke Frau nach Yawa zu ihrem Elternhaus. Sie hatte ein eiterndes Geschwür am Bauch, hustete ständig und war nicht mehr in der Lage, selbständig zu gehen. Nach ein paar Tagen starb sie und wurde ohne großen Pomp verbrannt, wozu man auch Kinzi herbeigerufen hatte. Ich hörte die Musik des Leichenzuges, konnte aber selbst nicht hingehen, weil ich die Tiere hüten mußte. Meine Großeltern ließen später die Mönche in Takshindu für ihre Tochter beten.

Irgendwann besuchte mein Vater einmal die Rai-Familie, die seine Nichte Sena bei sich aufgenommen hatte. Diese kannte ihn natürlich nicht mehr und fragte ständig, wann der fremde Mann denn wieder wegginge. Sie verhielt sich wie ein Rai-Mädchen und sprach bereits damals keine Sherpa-Sprache mehr. Die Rai-Sprache war zu ihrer Muttersprache geworden. Einige Jahre danach ging einmal ihre Schwester Sumi zu ihr und wollte die kleine Sena mit sich nehmen. Sena wehrte sich jedoch und wollte mit dem fremden Mädchen nichts zu tun haben. Es ging ihr wirklich gut bei dieser netten Rai-Familie. Später als Sena groß war, ist dann Sumi hingegangen und hat Sena doch zu sich geholt, nachdem die Rai ihr erklärt hatten, daß Sumi ihre Schwester sei.

Über all diese Dinge haben wir uns damals in Pharak unterhalten. Es war schon spät in der Nacht, als wir uns auf dem Boden zum Schlafen niederlegten. Bald war es auch Zeit für mich, wieder zu meinen Arbeitgebern zurückzukehren. Die Schwester meines Arbeitgebers drängelte auch jeden Tag, ich müsse nun endlich wieder gehen. Das fiel mir etwas schwer, da es mir dort ganz gut gefallen hatte. Ein Freund meiner Eltern, der in jenem Dorf wohnte, gab mir noch ein paar Kartoffeln für unterwegs zu essen mit. Dann machte ich mich wieder auf den Weg nach Shiteling. Unterwegs kochte ich mir in einem Dorf meine Kartoffeln und aß. In einem anderen Dorf traf ich eine Frau, die am Wegesrand *chang* verkaufte. Ich sagte ihr, ich hätte leider kein Geld. Doch die Frau schenkte mir zwei Glas *chang* und meinte lachend, dafür könne ich ja später ihre Schwiegertochter werden. Am Abend übernachtete ich dann in einer Höhle, in der sich bereits sieben oder acht andere Mädchen niedergelassen hatten. Da ich keine große Lust hatte, rasch zu meinem Arbeitgeber zurückzukehren, ging ich am nächsten Tag so langsam, daß ich nur bis zum Rai-Dorf Yapil kam, wo ich bei einem *mit* meines Vaters übernachtete.

Als ich am nächsten Tag zu der Stelle zurückkehrte, wo ich meinen Arbeitgeber verlassen hatte, war die Hütte verschwunden und auch die Tiere waren weg. Offensichtlich waren die Leute weitergezogen. Eine Nachbarin erzählte mir, sie hätten sich unterhalb von Akang in einer Höhle niedergelassen. Als ich dort ankam, bekam ich angebranntes Popcorn zu essen. Einige Tage später zogen wir wieder um, diesmal zu einer hochgelegenen Stelle weit oberhalb von Akang. Von dort aus ging ich mit meinem Arbeitgeber nach Shiteling, um in einem Maisfeld das Unkraut zu jäten. Erst spät in der Dunkelheit kamen wir wieder zu unserer Hütte. Unterwegs forderte mich mein Arbeitgeber auf, schneller zu gehen, sonst käme der Bergleopard und würde mich fressen. Er selbst ging sehr schnell voran und versteckte sich hinter einem Baum. Als ich mich dann näherte, ahmte er das Geräusch eines Bergleoparden nach. Ich schrie und rief nach dem Onkel, wie ich meinen Arbeitgeber als Vetter meines Vaters immer anredete, erhielt jedoch keine Antwort. Später machte er sich dann vor seiner Familie über mich lustig, weil ich Angst gehabt hätte. Diese Sache ist mir sehr nahegegangen. Seit jener Zeit mochte ich die Familie nicht mehr.

Einmal kam der Bruder meiner Arbeitgeberin zu Besuch. Er hatte einen kleinen Hund bei sich. Als wir am Feuer saßen, bellte dieser Hund draußen vor der Tür, wo er angebunden war, ständig. Irgendwann rief die Schwester meines Arbeitgebers, die

ganz in der Nähe ihre Hütte hatte, ein Bergleopard schleiche um ihre Tiere. Da nahm der Onkel einen großen brennenden Holzsplit, lief damit schreiend zur Hütte seiner Schwester, schmiß Steine in der Gegend herum und kam dann wieder zu unserer Hütte zurück. Angst kannte er anscheinend nicht. Wir saßen dann noch einige Zeit am Feuer und schlürften unsere Suppe. Auf einmal winselte der Hund draußen und quiekte kurz, dann war Ruhe. Wieder sprang der Onkel auf und wiederholte sein Schauspiel von vorn. Der Hund war jedoch verschwunden. Wir hörten ihn in der Nähe nur noch einmal kurz quieken. Der Leopard hatte sich sein Opfer geholt.

Irgendwann mußte ich dann eine Hacke zu den Eltern meines Arbeitgebers nach Yawa zurückbringen. Das habe ich auch gemacht. Anschließend bin ich aber nicht mehr zur Hütte meiner Arbeitgeber zurückgekehrt. Ich tat zunächst so, als würde ich tatsächlich zurückgehen. Unterwegs begegnete ich Leuten, die später auch bestätigten, mich auf diesem Weg gesehen zu haben. Abends übernachtete ich dann bei meinem Onkel in Shiteling. Ich erzählte ihm, daß ich weglaufen würde, was er wortlos zur Kenntnis nahm. Am nächsten Tag ging ich weiter nach Phuleli und dann den Berg hinauf zum alten Nonnenkloster von Takshindu. Dort in der Nähe verweilte ich bei vier Frauen einer verwandten Familie, die sich da mit ihrer Herde aufhielten. Die älteste war Nonne, die übrigen waren auch nicht verheiratet. Bei ihnen bekam ich etwas zu essen. Irgendwann kamen zwei junge Sherpa mit einem Weißen vorbei. Er war der erste Europäer, den ich in meinem Leben sah. Einer der beiden Sherpa hatte bereits das Essen zubereitet, während der andere hinter dem Europäer herlaufen mußte. Dieser war in Richtung Takshindu-Paß davongelaufen, weil es ihm bei der Hütte zu schmutzig war. Dabei war es doch gar nicht schmutzig, die Tiere hatten den Boden lediglich knietief aufgeweicht, aber Matsch war für uns kein Schmutz. Später amüsierten wir uns, wie der Europäer mit grimmiger Miene auf seiner Schreibmaschine herumhackte. Es sah aus, als wollte er seinen ganzen Ärger an der Schreibmaschine auslassen.

Noch am gleichen Tag ging ich weiter zu der Familie in Ringmo, die mir meine Mutter genannt hatte. Ich blieb zehn Tage dort, an denen ich Laub aus den Wäldern holte und in der Höhle am Flußufer, wo die Leute ihre Tiere hatten, lagerte. Die Kinder der Familie und auch der Vater waren alle nach Darjeeling gegangen. Nur die jüngste Tochter war noch zu Hause. Dann ging ich wieder zu meinen Eltern nach Yawa zurück. Da kam mein Arbeitgeber und machte ein großes Theater, weil ich weggelaufen war. Er schimpfte auch mit meinem Vater und forderte den Arbeitslohn für das zweite Jahr zurück.

Unfälle

Der Mann, der morgens Grünfutter holen ging

Ein junges Ehepaar, das zwei Söhne hatte, zog sich während des Winters mit seinen Tieren unten ins Tal oberhalb des Flusses zurück, wo es wärmer war. Eines Morgens, als die Kinder noch schliefen, ging der Mann weiter den steilen Hang hinauf, um Grünfutter für die Tiere zu beschaffen.

Nun war der Berghang über der Hütte besonders steil. Der Mann muß wohl etwas unvorsichtig gewesen sein, vielleicht waren die Steine am Morgen aber auch naß. Jedenfalls rutschte er ab, stürzte den Hang hinunter und prallte genau auf das Dach seiner Hütte. Die Kinder wurden durch das Gepolter aus dem Schlaf geweckt. Ihre Mutter war gerade Wasser holen. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie ihren Mann nur noch tot vor. Er muß wohl während des Sturzes mehrfach gegen Felsen geprallt sein und war daher auf der Stelle tot.

Seine Frau hat nie wieder geheiratet. Sie wurde jedoch von ihren Söhnen sehr geschätzt. Nach der Heirat ihrer Söhne blieb sie entgegen der üblichen Sitte beim älteren Sohn wohnen, da sie sich mit dessen Frau besonders gut verstand.

Der junge Schwiegersohn

In Chulemo lebte ein junger Mann aus dem Salaka-Klan. Er war etwa zwei Jahre zuvor mit einem Mädchen aus dem Binasa-Klan verheiratet worden, das im gleichen Dorf lebte. Beide waren noch nicht zusammengezogen, sondern lebten noch immer in ihren Elternhäusern. Der Mann war von kräftiger Gestalt und wurde allgemein für seinen Fleiß gelobt. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, daß er viele Pickel im Gesicht hatte. Als ich ihn zuletzt traf, hatte er gerade seine Frau eingeladen und kochte für sie.

Eines Tages kletterte der junge Mann auf einen hohen Eichenbaum, um Grünfutter für die Tiere zu schneiden, wie das bei uns so üblich ist. Er war weit und breit ganz allein, als das Unglück passierte. Er rutschte auf den Ästen aus und stürzte auf die Steine und Felsbrocken am Boden. Zwei andere junge Männer, die zufällig vorbeikamen, fanden ihn schwerverletzt auf dem Boden vor. Sie schleppten ihn mit vereinten Kräften ins Dorf hinunter. Sein Vater und sein Schwiegervater waren an jenem Tag auf dem Wochenmarkt in Dorphu (heute verlegt nach Salleri) gewesen. Sie kamen gerade wieder im Dorf an, als ihr Sohn dorthin gebracht wurde. Dieser war nicht mehr in der Lage zu sprechen und starb kurz darauf in den Armen des Schwiegervaters.

Für seine Frau war die Ehe damit beendet, ehe sie richtig begonnen hatte. Ich habe sie zuletzt gesehen, als sie während des zweiten Totenfestes für ihren Ehemann, das

am 49. Tag nach dem Tode gefeiert wird, eifrig beim Wasserholen und anderen Tätigkeiten half. Sie hatte den Tod ihres Mannes offensichtlich leicht verkraftet und war wieder sehr fröhlich. Sie bekam später einen Kropf und wollte ihn wegmachen lassen. Hierzu wollte sie in ein fremdes Land gehen. Ich weiß nicht, was daraus geworden ist.

Schlechte Nachrichten vom schwarzen Raben

Wenn es windig wird, werden die Vögel sehr unruhig und schreien und zwitschern intensiv. Oft schmeißen die Leute dann Steine nach ihnen, weil sie glauben, daß die Vögel schlechte Nachrichten bringen, die die Menschen aber nicht hören wollen. So saß eines Tages auch ein großer schwarzer Rabe auf einem Baum in der Nähe unseres Hauses und schrie ganz laut "Krah! Krah!".

Dies war für meine Mutter, die fest an derartige Volksweisheiten glaubte, ein sehr schlechtes Omen. Als mein Vater am nächsten Morgen unbedingt seine Arbeit vom Vortag fortsetzen wollte, versuchte meine Mutter daher mit allen Mitteln, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Doch bei meinem Vater war dies wie üblich vergebene Liebesmüh'. Also ging er wieder in den Wald, um Äste von großen Ahornbäumen abzuhacken. Bei den ersten beiden Ästen lief auch alles ganz normal. Der dritte Ast brach aber ab, nachdem Vater gerade ein wenig daran gehackt hatte. Der Ast federte zurück, und die abgebrochene Spitze drang meinem Vater tief in die Brust.

Mutter hatte wohl ein ungutes Gefühl und ging, um nach ihm zu rufen. aber sie erhielt keine Antwort. Schließlich fand man ihn noch oben auf dem Baum vor. Er hatte ein großes Loch in der Brust und war an dem starken Blutverlust gestorben. Mein älterer Bruder und ein Onkel holten den Leichnam vom Baum und schleppten ihn ins Dorf hinauf.

Es wollte sich aber in unserem Dorf niemand finden, der den Leichnam meines Vaters zum Verbrennungsplatz auf dem Bergrücken hoch oberhalb des Dorfes tragen wollte. Alle erklärten, der Vater sei ihnen zu schwer. Das kann aber nicht der Grund gewesen sein. Leichen werden aus Angst vor den Geistern der Toten meist nur von verarmten Leuten getragen. Mein Vater hatte aber demonstrieren wollen, daß er keine Angst vor Geistern hatte, und hatte daher häufig Leichen getragen. So hatte er einmal auch während einer Schwangerschaft meiner Mutter den Geisterglauben widerlegen wollen und eine Leiche geschleppt. Die Dorffrauen hatten meiner Mutter eingeredet, daß dies nicht gut für die Schwangerschaft sei. Meine Mutter erlitt eine Fehlgeburt.

Vater war im Frühjahr gestorben, als fast alle Leute nicht genug zu essen hatten. So erklärte sich schließlich ein großer kräftiger Mann aus einem Nachbardorf, dessen Vater auf eine ähnliche Art ums Leben gekommen war, bereit, gemeinsam mit einem anderen jungen Mann die Leiche des Vaters zum Verbrennungsplatz zu tragen. Mein Bruder erzählte, er habe ihn schon vor der Haustür verbrennen wollen. Alle waren so geschockt und betrübt, daß sie kein Wort mehr sprechen konnten. Die Leute sagten, Vaters Zeit sei jetzt abgelaufen; er habe keinen Tag mehr zu leben gehabt. Nach der Vorstellung der Sherpa gibt es *iwi khalwi*, eine Art Lebensmutter. Wenn ein Kind das Licht der Welt erblickt, gibt ihm *iwi khalwi* ein paar Schläge auf den Po (daher haben die kleinen Kinder einen blauen Fleck) und bestimmt die Dauer seines Lebens. Wenn diese Zeit abgelaufen ist, muß der Mensch sterben.

Das Kind, das keiner haben wollte

Ein Mädchen lebte einst bei ihrem Stiefbruder in unserem Dorf, obwohl seine Eltern noch lebten. Seine Mutter war einmal verwitwet und einmal geschieden. Sie hatte wieder geheiratet und lebte in einem anderen Dorf. Der Vater des Mädchens war bereits ein alter Mann; er lebte in einem anderen Nachbardorf bei einer Tochter, obgleich er auch drei wohlhabende Söhne hatte. Das Mädchen war etwa so alt wie die jüngste Tochter ihres Bruders, bei dem sie lebte. Sinnigerweise hießen beide *Yongmi*. Das Mädchen konnte ihre Schwägerin, die Frau ihres Bruders, sehr gut leiden. Eigentlich hätten alle ihre Neffen zu ihr "*ani*" (Tante) sagen müssen, aber da jene alle älter als sie waren, sprach sie selbst ihre Neffen mit "*achu*" (älterer Bruder) an.

Eines Tages wollte sie nach Dorphu zum Markt gehen. Einer ihrer Neffen aber sagte, er würde gehen. Daher zog das Mädchen stattdessen mit einer Ladung Heu auf die Almen. Auf dem Weg dorthin ist sie mir noch begegnet. Kurze Zeit später hörte ich, daß sie oben auf den Almen von einem Eichenbaum gestürzt war; sie konnte sich nicht mehr bewegen. Eine gute Woche hat sie so dort oben gelegen und nach ihrer Schwägerin geschrien. Ihre Familienmitglieder konnten ihr aber nicht mehr helfen; das Mädchen starb.

Als man ihren Leichnam für die Verbrennung vorbereitete, entdeckte man, daß sie um ihren Leib einen *kara*, einen Stoffgürtel, geschnürt hatte, den sie einige Zeit zuvor in unserem Dorf einem Mönch abgenommen hatte. Dieser Mönch gehörte dem Binasa-Klan an. Die Leute erklärten nun, das Mädchen aus dem Salaka-Klan sei offensichtlich in den Mönch verliebt gewesen. In Wirklichkeit war ich aber selbst dabei, als sie diesem Mönch den Gürtel aus Schabernack gewaltsam entwendet hatte. Aber vielleicht war sie wirklich verliebt gewesen.

Man hat das Mädchen oben auf den Almen verbrannt. Zu dem großen Totenfest, das nach 49 Tagen bei uns im Dorf abgehalten wurde, sind dann auch die Mutter und ihr Stiefvater gekommen. Die letzten Worte ihrer Mutter, die ich mitbekommen habe, waren an die weinende Frau ihres Stiefsohnes gerichtet, sie solle nicht trauern, sie habe schließlich genug für das Mädchen getan. Ihr leiblicher Vater war bereits zuvor gestorben. Auch seinen Leichnam hatten die Söhne in unser Dorf geschleppt und ein großes Totenfest gefeiert; zu seinen Lebzeiten aber hatten sie sich überhaupt nicht um ihn gekümmert. Wenn man aber nicht einmal ein richtiges Totenfest für seine Eltern feiert, reden die Leute schlecht über einen. Das wollten die Söhne wohl vermeiden.

Das Mädchen, das vor der Heirat davonlaufen wollte

In unserem Dorf lebte ein Mädchen, dessen Mutter bei der Geburt der dritten Tochter gestorben war. Ihr Vater hatte danach die Schwester seiner Frau geheiratet. Nun wohnte die Familie zeitweise im Nachbardorf und zeitweise in unserem Dorf. Hier lebte auch ihre Großmutter mütterlicherseits.

Diese leitete die Hochzeit des Mädchens mit einem Jungen aus dem Dorf ein. Als nach etwa einem Jahr die Heiratszeremonien abgehalten werden sollten, wurde dem

Mädchen immer bewußter, daß es diesen Jungen nicht heiraten wollte. Daher überlegte sie sich, daß es wohl besser wäre, davonzulaufen. So sprach sie auch mich an, ob ich nicht mit ihr in Richtung Indien gehen wollte. Doch ich muß zugeben, daß ich dieses Angebot nicht so sonderlich ernst genommen habe.

Die Großmutter traf sich unterdessen immer öfter mit der zukünftigen Schwiegermutter des Mädchens. In dieser Zeit bauten die Eltern des Jungen gerade ein neues Haus. Doch dieses neue Haus war kaum fertig, als die Mutter des Jungen starb. Sein Vater bezeichnete das Haus daher als "Friedhof". Nun mußte zuerst das Totenfest für die Frau durchgeführt werden. Danach aber wurde auch die Eheschließung der jungen Leute vollzogen.

Wie es so üblich ist, lebte das Mädchen auch nach der Eheschließung weiterhin bei seinen Eltern; die Wartezeit beträgt meist mindestens zwei bis drei Jahre. Erst danach zog das Mädchen zu ihrem Ehemann. Kurze Zeit später war die junge Frau mit einer schweren Reisiglast unterwegs. Dabei ist sie so unglücklich gestolpert, daß sie kopfüber einen Abhang hinabstürzte. An den Folgen dieses Sturzes starb die Frau.

Verbrennungen und Verbrühungen

Auf den Almen bei Tanggaphuk hatte einmal eine Sherpafamilie in ihrer Almhütte, die nur aus einem einzigen Raum bestand, eine größere Menge Milch (etwa 20-30 l) abgekocht. Wie es so üblich war, stellte man die Milch etwas abseits zum Abkühlen. Wenn sie nur noch lauwarm war, wollte man eine Kelle Sauermilch hinzufügen, um Dickmilch daraus herzustellen. Die Familie saß nun um das Feuer herum. Ihre einzige Tochter, die schon laufen und sprechen konnte, ging nach hinten und zog sich dabei das Hemd über den Kopf aus. Dabei stolperte sie und stürzte kopfüber in den heißen Milchtopf. Als das Kind aufschrie, stürzten die Eltern sofort herbei und zogen es wieder aus dem Topf heraus. Sie haben dann das Mädchen mit kaltem Wasser übergossen. Da die Verbrühungen enorm stark waren, entschlossen sie sich, das Kind zu einem Arzt zu bringen, der gerade in dem von Edmund Hillary erbauten Krankenhaus in Phaphlu weilte. Aber als sie am Kloster oberhalb unseres Dorfes ankamen, war der Gesundheitszustand des Kindes bereits so schlecht, daß die Mönche rieten, das Kind in Frieden sterben zu lassen. Als das Mädchen kurz darauf starb, wollte sein Vater es zur Verbrennung wieder hinunter ins Dorf tragen. Auf Anraten der Mönche wurde der Leichnam aber dann doch oberhalb des Klosters verbrannt. Seine Eltern feierten ein genauso großes Totenfest, wie es sonst nur bei Erwachsenen üblich ist.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich in einem Dorf jenseits des Passes. Dort hatte eine Familie einen großen Kessel mit Wasser zum Kochen von Kartoffelnudeln aufgesetzt. Mehrere Personen waren mit der Herstellung der Zutaten beschäftigt. Die Kinder krabbelten unterdessen um die Feuerstelle herum oder trieben ihre Scherze. Leider ist es abends in den Sherpahäusern ziemlich dunkel. So hörten die Erwachsenen zwar irgendwann einen lauten Plumps, machten sich aber keine sonderlichen Gedanken dabei. Als sie das Feuer unter dem Topf etwas anfachten und die Flamme aufloderte, sahen sie zu ihrem Entsetzen, daß das kleinste Kind in den Topf gefallen war und sich nicht mehr rührte. Sie holten das Kind sofort aus dem Topf und gossen kaltes Wasser darüber, aber sie konnten seinen Tod nicht mehr verhindern.

In einem anderen Dorf waren die Eltern auf das Feld gegangen, um dieses für die Saat von Kartoffeln, Mais und Bohnen vorzubereiten. Währenddessen waren die Kinder – so ist das ab etwa drei bis vier Jahren üblich – sich selber überlassen. Eine Tochter hatte sich dicht neben das Feuer im Haus gelegt, um sich zu wärmen. Als die Eltern nach einiger Zeit nach Hause kamen, stand die Haustür weit offen, aber ihre Tochter war nirgends zu finden. So machten sich die Eltern auf die Suche. Schließlich fanden sie sie in einem grünen Gerstenfeld. Das Mädchen war tot; seine Kleider waren völlig verbrannt. Offensichtlich hatten sie Feuer gefangen, als das Kind zu nahe am Feuer lag. Es war dann wohl in Panik aus dem Haus gestürzt. Ob der Tod eine Folge der Verbrennungen oder eines Schocks war, konnte man nicht feststellen.

In einem weiteren Fall war ein Mädchen nachts, während seine Mutter schlief, aus Mutters Arm gekrochen. Der Bruder der Frau wurde auf einmal wach und hörte das kleine Kind schreien. Es war mit dem Kopf in die Feuerstelle geraten und seine Haare standen in Flammen. Obgleich die Erwachsenen sofort einschritten, hatte das Feuer bereits eine runde Tonsur in den Kopf eingebrannt. Die Leute legten frischen Kuhmist auf die Brandwunde, weil sie nicht wußten, was sie sonst darauf tun sollten. Das Kind hat überlebt, hatte aber sein Leben lang eine Glatze. Andere Kinder haben sie später immer geärgert, indem sie ihr das Tuch oder die Mütze vom Kopf rissen.

Unfall und Justiz

Die Sherpa halten ihr Vieh gewöhnlich in gesonderten Ställen. Diese sind normalerweise keine festen Gebäude, sondern leichte Hütten mit Dächern aus geflochtenen Bambusmatten; im Winter werden auch die Wände mit Bambusmatten abgedichtet. So haben die Tiere nicht nur Schutz gegen Wind und Wetter, sondern auch gegen wilde Tiere wie Bergleoparden. Gewöhnlich werden die Tiere von Kindern bewacht, die dann auch nachts dort schlafen. So hatten auch zwei kleine Kinder aus der Verwandtschaft die Kühe ihrer Eltern zu bewachen. Es war Herbst, und die Eltern hatten bereits einen Teil der Heuernte neben dem Stall aufgestapelt. Die Kinder hatten abends ihre Mahlzeit auf einem kleinen Feuerchen zubereitet. Das Feuer diente nachts gleichzeitig zum Wärmen und zur Abschreckung von Bergleoparden. Irgendwann legten sich die Kinder auf dem Boden auf einer Heuunterlage zum Schlafen nieder. Spät am Abend hat sich eines der Tiere, die neben ihnen angebunden waren, losgerissen und an dem Heuhaufen vergnügt, der ja eigentlich als Wintervorrat gedacht war. Dabei muß die Kuh wohl durch die Feuerstelle gelaufen sein und die Glut in der Gegend verstreut haben. Plötzlich fing der Heuhaufen Feuer. Ein Mann aus dem Dorf sah das lodernde Feuer und alarmierte sofort das Dorf mit lautem Rufen. Sofort eilten wir alle dorthin. Mein kleiner Vetter war wach geworden und stand nackt im Freien. Er hatte vergeblich nach der Schwester gerufen. Alles war mit glühender Asche bedeckt. Als die Erwachsenen sich zu der Schlafstelle der Kinder durchgekämpft hatten, fanden sie das Mädchen tot vor; es war bis zur Unkenntlichkeit verbrannt.

Wie bei allen Todesfällen wollten die Leute am nächsten Tag die üblichen Totenrituale abhalten. Hierzu wurde ein Laienlama aus einem Nachbardorf herbeigeht. Zufällig kam aber auch ein gebildeter Mann aus einem Dorf jenseits des Takshindu-Passes vorbei. Dieser war sehr erstaunt, daß man diesen Unfall wie ein Alltagsgeschehen behandelte. Er sagte, man müsse den Fall unbedingt der Polizei in

Salleri melden; vorher dürfe das Kind nicht bestattet werden. Die Dorfleute hatten Angst, jemand könne die Überreste des Mädchens verschwinden lassen und ein Mordgerücht verbreiten. Daher legten sie die Leichenteile in ein kleines Holzfaß, das sie ständig bewachten. Es dauerte aber drei Wochen, ehe sich ein Beamter aus dem sechs Fußstunden entfernten Distriktort ins Dorf bemühte. Er schaute sich die Leiche kurz an und machte sich dann wieder auf den Rückweg. Nun endlich konnten die Totenzeremonien durchgeführt werden.

Der Bruder des toten Mädchens hatte offensichtlich einen schweren Schock erlitten. Bereits als einige Jahre zuvor seine leibliche Mutter starb, hatte der Schamane gesagt, daß die verstorbene Mutter ihn holen werde, da sie so an ihrem einzigen Sohn gehangen habe. Bevor der Leichnam der Frau aus dem Haus getragen wurde, hat man daher den Jungen, eingehüllt in ein Decke, aus dem Haus geschickt und hinter dem Haus versteckt, damit der Geist der verstorbenen Mutter ihn nicht mehr sähe. Dann führte der Laienlama einen religiösen Tanz mit Glocke und Trommel auf. Während er den Raum verließ, warf er einige Maiskörner auf den Weg. Hinter ihm folgten zunächst ein Träger mit einer schwarzen Fahne und dann die Leichenträger mit dem Leichnam. Dann kamen Träger mit einer weißen Fahne und dahinter mit Fahnen in unterschiedlichen Farben. Die weiße Fahne soll den Toten den richtigen Weg weisen. Unterwegs stimmte die Mutter der Frau traurige Lieder an, um die Tränen zu unterdrücken. Nach Vorstellung der Sherpa werden Tränen zu Wasser und das Schluchzen zu Wind, wodurch dem Verstorbenen noch mehr Leid zugefügt wird. Nachdem der Leichenzug hinter dem Bergrücken verschwunden war, brachte man den kleinen ängstlichen Jungen wieder ins Haus. Offenbar wartete der Junge in der Folgezeit ständig darauf, von seiner Mutter geholt zu werden; jedenfalls war er oft sehr kränklich. Der Schock, den der Unfalltot seiner Schwester hervorgerufen hatte, gab ihm wohl den Rest. Er hat sich nicht mehr richtig erholt und ist dann irgendwann gestorben. Es heißt nicht umsonst im Sherpaglauben, daß *la* (die Lebensseele, das Ich) durch einen plötzlichen Schreck oder Schock verloren gehen kann. Die Geister von Verstorbenen oder Dämonen halten diese Seele dann fest. Die Schamanen versuchen manchmal, die Seele wieder zurückzuholen, doch gelingt dies nicht immer.

Knochenbrüche

Als meine Großmutter mütterlicherseits den mittleren Bruder meiner Mutter erwartete, hat sie einmal im Traum einen flachen Berg gesehen. Dies wurde als Omen gewertet, daß mit dem Kind nicht viel anzufangen sein würde; er besaß in der Tat nur eine recht geringe Intelligenz. Als er später bereits vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Jungen, hatte, verließ er seine Familie und ging nach Indien. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Vielleicht ist er unterwegs auch gestorben. Irgendwann erkrankt auch seine zurückgelassene Frau und starb bald darauf. Auch die älteste Tochter starb, so daß die drei kleineren Geschwister ganz alleine dastanden. Daher haben die beiden anderen Brüder meiner Mutter die Kinder bei sich aufgenommen. Der älteste Bruder war kinderlos und nahm das Mädchen und den jüngeren der Brüder bei sich auf. Das Mädchen ist später irgendwann gestorben, der Junge hat heute selbst viele Kinder. Sein älterer Bruder, der bei dem anderen Bruder meiner Mutter unterkam, kletterte eines Tages auf einen Eichenbaum, um Eichenlaub für die Kühe zu besorgen. Es war

ein windiger Tag, und wieder krächzten die Raben. Daher versuchte meine Tante, den Jungen vom Besteigen des Baumes abzuhalten, aber vergeblich. Es kam, wie es kommen mußte. Mein Vetter stürzte aus beträchtlicher Höhe ab, aber er hatte Glück im Unglück; er hatte sich lediglich ein Bein gebrochen. Aber das ist im Gebirge so fernab aller ärztlichen Betreuung durchaus nicht ungefährlich. Mein Onkel, der Schamane, schiente das gebrochene Bein mit Hilfe von halbierten Bambusrohren, wie man es auch bei Kühen macht, wenn sie sich ein Bein gebrochen haben. Mein Vetter mußte lange Zeit liegen, aber die Schienung war offensichtlich so gut, daß er später wieder ganz normal laufen konnte, ohne zu hinken.

Nicht immer sind die Knochenbrüche auf rein zufällige Unfälle, die das harte Leben im Himalaya bedingt, zurückzuführen. Die Sherpa geben sich meist als ein sehr friedfertiges Volk. Aber sie verabscheuen durchaus nicht jenes bierartige Getränk, *chang*, oder den Kartoffelschnaps (*arak*). Bei bestimmten festlichen Anlässen trinken sie auch ganz gerne einen oder auch mehr über den Durst. Und dann lassen sie alle jene Agressionen aus sich heraus, die sich im Laufe des Jahres aufgestaut haben. Sei es nun, daß sie sich über die Tiere der Nachbarn, die ihre Getreidefelder geplündert haben, die Kinderstreitigkeiten oder das Frauengeschwätz beklagen, das sie im Laufe des Jahres oft höflich lächelnd hingenommen haben. Unter zunehmendem Alkoholeinfluß vergessen die Männer dann recht oft die ihnen angeborene Höflichkeit. Dann sind sie von ihren Frauen kaum zu halten, und es kommt immer wieder zu großen Prügeleien, die nicht selten zu schweren Verletzungen führen. So kann ich mich erinnern, daß einmal ein Mann aus dem Dorf anschließend drei Rippen gebrochen hatte. Er konnte nicht mehr laufen und mußte von vier Männern auf einer eigens dafür konstruierten Trage zu seinem Haus geschleppt werden. Ich weiß nur, daß er später wieder normal laufen konnte.

Die Familie

Verwandtschaftsbeziehungen

Die Sherpa kennen eine Reihe von Verwandtschaftsbeziehungen, die für den gesellschaftlichen Umgang von ganz entscheidender Bedeutung sind. Die Struktur dieser Verwandtschaftsbeziehungen unterscheidet sich in vieler Hinsicht von der einer westeuropäischen Gesellschaft. Um dies etwas zu verdeutlichen, möchte ich einige der wichtigsten Verwandtschaftsbezeichnungen anführen. Es ist dabei zu beachten, daß sich die Sherpa-Gesellschaft in patrilineare Klane gliedert, und daß das unten angeführte Schema nur für einen bestimmten Klan gilt. Noch komplizierter wird die Sache nämlich, wenn die Frauen, die durch die Heirat Mitglied des Klans ihres Ehemannes werden, die Verwandtschaft ihres Vaterklans mit einbeziehen.

<i>achu</i>	älterer Bruder; Vaters Bruders Sohn (wenn älter als ich)
<i>ai</i>	ältere Schwester; Vaters Bruders Tochter (wenn älter als ich); Vaters Schwesters Tochter (wenn älter als ich); Ehemanns älteren Bruders Ehefrau; Ehefraus Bruders Ehefrau
<i>alanti</i>	[Urururenkel]
<i>ama</i> oder <i>malu</i>	Mutter
<i>ambum</i>	junge Frau (aus der Sicht älterer Leute)
<i>amchep</i>	Mutters ältere Schwester; Vaters älteren Bruders Ehefrau
<i>amchung</i>	Vaters jüngsten Bruders Ehefrau
<i>ang</i> [+ Name]	jüngere Schwester; jüngerer Bruder; Vaters Bruders Kinder (wenn jünger als ich); Sohn; Tochter; alle Kinder des Klans aus der Kindergeneration
<i>ani</i>	Vaters Schwester; alle Frauen des Klans aus der Generation des Vaters
<i>apukyawa</i>	junger Mann (aus der Sicht älterer Leute)
<i>au</i> oder <i>au palu</i>	Vaters Bruder; alle Männer des Klans aus der Generation des Vaters
<i>awa</i> oder <i>palu</i>	Vater
<i>azhang</i> oder <i>chechang</i>	Mutters Bruder
<i>chechang</i>	Mutters Bruder; Mutters Bruders Sohn
<i>chenmu</i> oder <i>penmi</i>	Ehefrau [<i>penmi</i> bedeutet auch "Frau" allgemein]
<i>chetu</i>	Schwiegertochter <i>in spe</i> ; Schwiegersohn <i>in spe</i> ; Freund; Freundin
<i>chinma</i>	Zweitfrau
<i>gaga</i>	Mutters Mutter; Vaters Mutter; alle alten Leute des Klans
<i>ini</i>	Mutters Bruders Ehefrau

<i>ivi</i>	Ehefrau Mutter; Ehemanns Mutter; Ehefrau ältere Schwester; Ehefrau älteren Bruders Ehefrau; alle Frauen des Klans des Ehemanns
<i>kyawa</i>	Ehemann
<i>makpa</i>	Verlobter der Tochter
<i>malu</i> oder <i>ama</i>	Mutter
<i>mama</i>	Mama (kindliche Bezeichnung der Mutter)
<i>mau</i>	Mutters Schwesters Sohn oder Tochter sowie deren Kinder
<i>mem</i>	Ehemanns Vater; Ehefrau Vater; Ehefrau älterer Bruder; Ehemanns älterer Bruder
<i>nama</i>	Verlobte des Sohnes
<i>nati</i>	Sohns Sohn oder Tochter; Tochtters Sohn oder Tochter [Enkel]
<i>num</i>	jüngere Schwester (im Gespräch mit Dritten)
<i>nup</i>	jüngerer Bruder (im Gespräch mit Dritten)
<i>nyemi</i>	Ehemann oder Ehefrau (intim)
<i>nyenmu</i>	Ehefrau jüngere Schwester; alle Frauen des Klans der Ehefrau
<i>pagawa</i>	Mutters Vater; Vaters Vater; alle alten Männer des Klans
<i>palanti</i>	Sohns Sohns Sohn oder Tochter; Sohns Tochtters Sohn oder Tochter; Tochtters Sohns Sohn oder Tochter; Tochtters Tochtters Sohn oder Tochter [Urenkel]
<i>palu</i> oder <i>awa</i>	Vater
<i>papa</i>	Papa (kindliche Bezeichnung des Vaters)
<i>papchep</i>	Vaters älterer Bruder; Mutters älterer Schwesters Ehemann
<i>papchung</i>	Vaters jüngster Bruder
<i>penmi</i> oder <i>chenmu</i>	Ehefrau
<i>phuzhung</i>	Sohn; Junge
<i>pum</i>	Tochter; Mädchen
<i>samin</i>	Sohns Ehefrau Mutter oder Vater; Tochtters Ehemanns Mutter oder Vater
<i>tsak</i>	Schwesters Ehemann; Tochtters Ehemann; alle Ehemänner von Frauen des Klans (nach der Geburt eines ersten Kindes werden sie meist mit dem Namen dieses Kindes + <i>awa</i> bezeichnet)
<i>tsalanti</i>	[Ururenkel]
<i>tsam</i>	Bruders Ehefrau; Sohns Ehefrau; alle Frauen, die in den Klan hineingeheiratet haben (solange sie noch kein Kind geboren haben; danach werden sie mit dem Namen des ältesten Kindes + <i>ama</i> bezeichnet)
<i>uru</i>	Vaters Bruders Ehefrau; Mutters Bruders Tochter
<i>yaku</i>	Ehefrau jüngerer Bruder; Ehemanns jüngerer Bruder

Zwischen einem *tsak* und den *nyenmu* besteht das, was von den Ethnologen als *joking relationship* bezeichnet wird. In aller Öffentlichkeit treiben die *nyenmu* alle möglichen Scherze mit ihrem *tsak*, die allgemein nicht ernst genommen werden, auch nicht von dessen Ehefrau, doch für den *tsak* können diese Scherze zu einer echten

Plage werden. Solche Scherze sind beispielsweise: den Hut o.ä. wegnehmen, kneifen, Wasser über den Kopf gießen, Mehl ins Auge werfen, Raupen in den Mund stecken, Hände und Beine festhalten und kneten, sexuelle Andeutungen usw. Der *tsak* kann sich wehren, wenn eine *nyenmu* alleine ist. Dann darf er sie zu Boden werfen und auf sie klettern. Derartige Scherze enden spätestens, wenn Tränen fließen. Manchmal entziehen sich die Opfer durch Flucht, doch werden sie dann als Feiglinge bezeichnet. Die Ehefrau darf nicht helfend eingreifen; Unterstützung erhält der *tsak* als Opfer allenfalls von seinem *yaku* oder anderen jungen Männern des Dorfes. Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen einer *tsam* und ihren *yaku*, wobei auch hier der Ehemann nicht eingreifen darf; doch wird mehr mit Worten gescherzt. Kleinere Raufereien kommen jedoch auch vor. Derartige Beziehungen sind zwischen *tsak* und *mi* bzw. *tsam* und *mem* untersagt.

Eine Frau darf folgende Personen nicht heiraten: *azhang*, *chechang*, *mau* und die Kinder und Kindeskinde der *chechang* und *mau*. Zuwiderhandlungen wären *more* (schändlich, verwerflich). Ebenso darf ein Mann seine *ini*, *uru*, *mau* und deren Kinder und Kindeskinde nicht heiraten. Da die Sherpagesellschaft in exogamen patrilinearen Klänen⁹ organisiert ist, können Verwandte väterlicherseits grundsätzlich nicht geheiratet werden.

Wichtig für Eheschließungen sind aber auch die astrologischen Daten. Die Sherpa verwenden als tibetische Buddhisten den tibetischen Kalender. Dieser setzt sich aus einem 60jährigen Zyklus zusammen, dessen Jahre durch eine Kombination von fünf Elementen – Feuer, Erde, Eisen, Wasser und Holz – und zwölf Tierkreiszeichen bezeichnet werden. Während das Tierkreiszeichen jedes Jahr wechselt, erfolgt der Wechsel des kombinierten Elementes nur alle zwei Jahre. Für die astrologischen Daten eines Menschen sind die Tierkreiszeichen nur von untergeordneter Bedeutung; wichtiger ist das Element. So gelten bei Heiraten Elemente, die einander vernichten, als ungünstig: Wasser vernichtet Feuer, Feuer vernichtet Holz, Erde vernichtet Eisen usw. Beispielsweise war mein Vater Eisen, meine Mutter Erde; Vater starb mehr als 20 Jahre früher als Mutter.¹⁰

Vaters Familie

Mein Vater war der älteste Sohn seiner Eltern, das langersehnte Wunschkind. Entsprechend muß er von seinen Eltern verwöhnt worden sein. Als diese eines Tages meine Mutter als seine zukünftige Ehefrau ausgesucht hatten, lehnte er eine derartige Eheschließung ab. Er wollte lieber ein anderes Mädchen heiraten, das ihm besser gefiel. Großvater setzte seinen Willen jedoch durch, und so wurden unsere Eltern miteinander verheiratet. Nach dieser Eheschließung ging unsere Mutter, die aus recht armen Verhältnissen stammte, sofort zum Haus ihrer Schwiegereltern und arbeitete etwa zwei Jahre lang bei ihnen. Ihre Schwiegermutter lud ihr immer das meiste Viehfutter auf, was ihr sehr zu schaffen machte, da sie körperlich ziemlich schwach war.

⁹ Die Männer heiraten nur Frauen aus einem anderen Klan, die dann in das Dorf ihres Ehemannes ziehen. Die Kinder aus dieser Ehe gehören automatisch zum Klan ihres Vaters.

¹⁰ Diese Vorstellungen wurden bis zur Generation meiner Eltern noch weitgehend beachtet. Heute wird ihnen zunehmend weniger Bedeutung beigemessen.

Großvater baute für das junge Paar ein kleines Häuschen. Es hatte ein Stockwerk und nur drei Fenster und eine Tür. Außerdem erhielten die Eltern 11 Yak-Kälber und sechs Parzellen Land, die bis nach Shiteling am Hang verstreut lagen. Die weitere Mitgift bestand aus einer gußeisernen Pfanne, einem Messingkessel und ein paar Messingtellern. Vater fand, das wäre viel zu wenig. Daher ging er noch drei Jahre lang jeden Morgen bei seinen Eltern frühstücken. Andere Leute behaupteten aber, unsere Eltern hätten viel zu viel Mitgift bekommen; sie könnten nur nicht wirtschaften.

Die Großeltern hatten noch vier weitere Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen. Der zweitälteste Sohn war damals recht eifersüchtig auf die Kinder seiner älteren Geschwister. Großvater gefiel es, wenn wir zu ihm kamen. Wir taten das sehr gerne, weil er uns viele Märchen und Geschichten erzählte oder Lieder beibrachte, und wir dann immer etwas zu essen bekamen. Wenn der Großvater außer Haus war, band sein zweiter Sohn den bissigen Hund und den störrischen Ochsen vor der Haustür fest, so daß wir Kinder keine Möglichkeit mehr hatten, ins Haus zu gelangen. Großmutter interessierte sich wenig dafür. Sie hatte nur ihre Arbeit im Sinn.

Der jüngere Bruder unseres Vater war überhaupt recht schwierig und verwöhnt. Nach seiner Heirat und der Geburt des ersten Kindes hörten wir ihn und seine Frau ständig streiten. So war es nicht verwunderlich, daß die Ehe geschieden wurde, als das Baby erst wenige Monate alt war. Ich erinnere mich, daß der Onkel einen weißen Hut und schicke weiße Kleidung anhatte. So ging er voran, während seine Frau hinter ihm her zeterte, er könne das Kind nehmen; sie wolle es nicht. Sie schmiß den Tragekorb mitsamt dem Baby auf die Mauer und ging hinter ihrem Mann her. Hinter den beiden liefen dann schimpfend die Großeltern und die Brüder der Frau. Großmutter nahm das Baby zu sich. Auch der Sohn zog wieder bei seinen Eltern ein, während seine Frau mit ihren Brüdern fortging. Das sollte die beiden aber nicht davon abhalten, daß er sie regelmäßig besuchte und die beiden später noch eine weitere Tochter zeugten. Diese zweite Tochter wuchs bei ihrer Mutter auf. Später stürzte das Mädchen ins Feuer. Der ganze Schädel war verbrannt. Ihre Mutter tat kräftig Kuhmist darauf. Das Kind überlebte, wurde aber von anderen Kindern später geärgert. Da sie oben auf dem Kopf keine Haare mehr hatte, mußte sie ständig ein Kopftuch tragen, das die anderen Kinder ihr dann gerne herunterrissen.

Eines Tages brachten Großvater und Onkel ein großes, kräftiges Mädchen als zweite Frau des Onkels mit. Dieses Mädchen war genauso störrisch wie der Onkel. Sie war nur mitgekommen, um sich das Dorf anzuschauen. Anschließend wollte sie sofort wieder mit den Brauthelfern zurückkehren. Der Onkel lief hinter ihr her, holte sie zurück und sperrte sie in der Scheune ein. Dort machte die junge Frau einen derartigen Lärm, daß das ganze Dorf zusammenlief. Sie randalierte so sehr, daß die Scheune bereits erheblich beschädigt war. Da sagte Großmutter, das Mädchen solle doch nach Hause gehen, wenn es wirklich nicht bleiben wolle. Man solle es nicht zwingen. So konnte die junge Frau in ihr Heimatdorf zurückkehren.

Die erste Frau des Onkels war zwischenzeitlich erneut verheiratet worden. Da lief die erste Tochter zu ihrer Mutter. Ihr Vater ging, um sie wieder zurückzuholen. Diese Gelegenheit konnte er nicht ungenutzt lassen, und es kam erneut zu sexuellen Kontakten zu seiner ersten Frau. Diese erzählte ihrem Mann von dem Vorfall. Da kamen mehrere Männer, hingen den Onkel an den Händen gefesselt an einen Baum, und der betrogene Ehemann verabreichte ihm die bei Ehebruch üblichen Peitschenhiebe. Außerdem mußte der Onkel 40 Rupien Strafe zahlen. Nach diesem Vorfall kehrte er dem Dorf den Rücken zu und ging nach Indien, wo er eine dritte Frau heiratete. Ein Sohn aus dieser

Ehe, ein sehr intelligenter Junge, wurde später von meiner Mutter und meiner Tante aufgenommen und großgezogen. Von dem Onkel haben wir danach nichts mehr gehört.

Von den beiden Schwestern meines Vaters starb die ältere als Jugendliche, bevor sie verheiratet wurde. Die jüngere Schwester wollte unbedingt ins Kloster. An dem Tag, als sie aus dem Haus ging – sie erklärt heute, sie sei damals 21 Jahre alt gewesen – sah ich sie mit einem schweren Korb beladen den Hang herunterkommen. Ich hatte gerade am Himmel ein Flugzeug gesehen und wollte sie auf diese sensationelle Entdeckung aufmerksam machen. Es war das erste Flugzeug, das ich mich erinnere, gesehen zu haben. Meine Tante tat aber so, als würde sie mich nicht sehen und hören und ging einfach weiter.

Als ihre Mutter abends von der Tierweide nach Hause kam, sah sie das alte Kleid ihrer Tochter im Flur hängen. Sie begriff sofort, was das bedeutete, da sie sich schon häufiger über die Absichten meiner Tante unterhalten hatten, und schluchzte. Später sind meine Großeltern zu ihrer Tochter nach Takshindu gegangen und haben ihr dort mit Hilfe ihrer Söhne ein kleines Holzhaus gebaut. Es hat nur zwei kleine Zimmer, und die Tante lebt noch heute darin. Wenn sie später einmal zu ihren Eltern ins Dorf ging, unterhielten sich diese immer nur über religiöse Dinge und beteten.

Am Ende ihrer Klostersausbildung müssen die Nonnen eine Art Prüfung ablegen. Meine Tante erzählte, daß sie und zwei andere Nonnen vom Vorsteher des Männerklosters zunächst den Auftrag erhielten, nachts alleine mit einer Trommel auf den Verbrennungsplatz zu gehen und zu beten. Dabei durften sie keinerlei Angst empfinden. Die Hauptaufgabe aber war, daß sie sich auf die Suche nach ihrem *sem* (Gedanke, die Seele, das Ich) machten. Die Tante geisterte einige Tage durch das Gebirge und brachte einige Dinge mit, von denen sie annahm, sie könnten des Sitz des *sem* sein. Doch das war alles falsch, und der Lama forderte sie auf, die Sonne zu bringen. So machten sich die drei Nonnen wieder auf den Weg. Die beiden anderen Frauen hatten noch etwas zu essen dabei. Meine Tante warf das weg, weil sie der Meinung war, daß man mit vollem Bauch nicht die notwendige Konzentration aufbringen könnte. Die ältere der drei Frauen löste die Aufgabe zuerst; die zweite war die andere Frau, ein Tamang-Mädchen. Die beiden berichteten, sie hätten meine Tante zuletzt auf einem weißen Stein liegen sehen. Andere Leute sagten, sie hätten sie klatschnaß oben am Womi Tso herumlaufen gesehen. Als meine Tante schon 10 Tage weg war, begannen ihre Eltern, sich Sorge zu machen. Schließlich fand die Tante aber doch ihren *sem* und kehrte zum Kloster zurück.

Meine Tante war eine sehr starke Frau, die die religiösen Dinge sehr ernst nahm, die sich aber auch nicht vor weltlichen Handlungen scheute. Das beste Beispiel ist wohl, daß sie später für einige Zeit nach Indien ging und dort im Straßenbau arbeitete. Oft, wenn sie ins Dorf kam, war sie angetrunken. Vermutlich war sie unterwegs überall bei der Verwandtschaft eingekehrt. Sie kegelte dann mit den Töpfen durch die Gegend. Meist legte sie zu Hause die Nonnentracht ab und zog Kleidung ihres Vaters an. Darüber amüsierte sie sich köstlich. Sie scheute sich auch nicht, solange Land von ihrem Vater zu fordern, bis er ihr ein Stück Ackerland in Kundruk überschrieb. Als sie einmal ins Dorf zu Besuch kam, war dort gerade ein Vetter von ihr, der die Tiere hütete. Irgendwie gerieten die beiden in einen Streit, und meine Tante verpaßte ihrem erwachsenen Vetter eine schallende Ohrfeige. Der Vetter war sehr beleidigt und lief zu seinen Eltern nach Horshinga. Meinen Großeltern war dieser Vorfall sehr peinlich.

Später ging meine Tante bei religiösen Anlässen mit dem Abt des benachbarten Männerklosters in die Dörfer. Sie hatte eine sehr hohe Achtung vor diesem gebildeten Lama. Eine andere Nonne sah das mit Neid und verbreitete Lügen über meine Tante.

Da wurde diese so wütend, daß sie mit einer Axt auf das Haus der anderen Nonne einhackte. Diese hatte jedoch von innen verriegelt, und dieser Riegel hielt stand. Später zog sich diese Nonne aus dem Kloster zurück. Die neun Kerben an der Tür sieht man noch heute.

Großvaters Totenfest (*shetu tanggup*)

Normalerweise wird ein Totenfest – wie es der Name ja schon sagt – nach dem Tode eines Menschen von den Hinterbliebenen gefeiert. Es ist natürlich immer eine recht traurige Angelegenheit. So richtige Feierstimmung will einfach nicht aufkommen.

Ganz anders war es, als das Totenfest meines Großvaters gefeiert wurde. Dieser war ein sehr großwüchsiger, stets gutgelaunter und gastfreundlicher Mann. Er hatte als Kind eine Zeit lang eine Mönchsausbildung im Kloster erhalten, so daß er etwas Tibetisch lesen und schreiben konnte. Seine tiefe Religiosität hat er sein Leben lang nicht abgelegt. Später war er dann für einige Zeit nach Indien gegangen. Als er zurückkam, hatte er genügend Geld, um nicht nur ein großes Haus, sondern auch noch als Anbau einen großen *Ihangang* (Hauskapelle) und mehrere *mani*-Mauern errichten zu können. Eine kleine Quelle neben dem Haus nutzte er, um eine große Gebetsmühle Tag und Nacht in Drehung zu halten. Nur in der Trockenzeit reichte die Wassermenge nicht aus; dann mußte die Gebetsmühle von Hand gedreht werden. Noch heute existieren im Bereich unseres Dorfes mehrere Steininschriften, die mein Großvater einst hat anbringen lassen. Die Gebetsmühle und die lange *mani*-Mauer am Haus haben die heutigen Besitzer leider abgerissen.

Großvater war ein sehr gesunder, kräftiger Mann. Daher überraschte es alle, als es eines Tages hieß, sein Totenfest werde gefeiert. Dies war umso verwunderlicher, als Großvater weiterhin fröhlich durch das Dorf marschierte. Als Grund für dieses Totenfest noch zu Lebzeiten gab er an, daß er befürchte, seine drei Söhne würden dereinst nach seinem Tode das Totenfest nicht gebührend feiern. Er war schließlich schon ziemlich alt, wenn auch noch sehr rüstig, so daß er davon ausging, daß er nicht mehr sehr viele Jahre zu leben hatte. Daher hatte er mit seiner Frau abgesprochen, das Totenfest bereits jetzt in großem Rahmen zu feiern.

Bereits einen Monat vor diesem Fest hatte er nicht nur alle Mönche und Nonnen aus der Umgebung, sondern auch die gesamte Bevölkerung der umliegenden Dörfer eingeladen. Wochenlang war die Bevölkerung des Dorfes, insbesondere die engere Verwandtschaft, mit den Vorbereitungen für das Fest beschäftigt. Die Mädchen und Frauen hatten tagelang nur Gerste und Mais zu rösten und anschließend mit Handmühlen zu mahlen. Weizen und Buchweizen mußten vor dem Mahlen nicht geröstet werden. Daneben waren u.a. Chang, Soße und Trockenfleisch vorzubereiten.

Dann endlich begann das große Fest. Aus dem einen halben Tagesmarsch entfernten Chalsa kam u.a. ein hoher Lama, mit dem Großvater befreundet war. Er hielt bei seiner Ankunft vor der Haustür eine kleine feierliche Zeremonie ab, die uns Kinder tief beeindruckte. Die Luft war erfüllt vom angenehmen Duft des Weihrauchs. In eine mit *chang* gefüllte gestreifte Ritualvase (*karing*) tauchte er einen kleinen Grashalm, mit dessen Hilfe er dreimal *chang*-Tropfen zu Ehren des Königs der Götter (*Iha gyelbu*) in die Luft versprengte.

Als das große Essen begann, hatte sich eine riesige Menschenmenge versammelt. Nicht nur das Haus und die Kapelle, sondern auch die Scheune nebenan und der gesamte Hof waren mit Menschen überfüllt. Alle Anwesenden, klein und groß, erhielten einen gleichgroßen Klumpen Getreidebrei. Dazu gab es Soße, Trockenfleisch und Buttermilch. Nur der *chang* war in erster Linie für die Erwachsenen bestimmt. Die Kinder erhielten nur wenig, die Mönche und Nonnen tranken nur Buttertee. Letztere waren auch die einzigen, die das Essen in Tellern und Schälchen serviert bekamen. Vor allem die Frauen und Kinder wurden hierbei ganz klar benachteiligt.

Nach dem Essen begann die große Zeremonie der Klosterleute. Alle waren ergriffen von der Ritualmusik und den monotonen Gebeten der Mönche, die bis Mitternacht andauerten. Mit steigendem Alkoholpegel nahm auch die Ausgelassenheit der Leute zu. Im Gegensatz zu üblichen Totenfesten gab es keine traurigen Gesichter. Lautes Gelächter machte sich breit. Großvater blieb hiervon ebenfalls nicht verschont, mußte er doch mit allen seinen Freunden anstoßen. Seine Stimme wurde immer lauter und übertönte bald das gesamte Geschehen. Irgendwann konnte sich niemand mehr auf den Beinen halten. Die Frauen aus dem Dorf schleppten ihre Männer und Kinder nach Hause, sofern dies noch möglich war. Diejenigen, die von außerhalb gekommen waren, übernachteten an Ort und Stelle. Für die Jugendlichen war das Fest, wie so üblich bei derartigen Angelegenheiten, eine Möglichkeit zum Kennenlernen und zu ersten sexuellen Kontakten.

Schon bald ging die Sonne wieder auf, so daß der Schlaf recht kurz wurde. Auch den zweiten Tag über sollte das Fest noch weitergehen, so viel hatte Großvater investiert. Nach dem Mittagessen machten sich die Mönche und Nonnen auf den Heimweg. Damit war der offizielle Teil des Totenfestes abgeschlossen. Die Laien sorgten noch dafür, daß der *chang* nicht schlecht wurde.

So hatte Großvater sein Totenfest noch zu Lebzeiten gefeiert, und er selbst hatte, wie alle Beteiligten, einen Riesenspaß gehabt. Einige Zeit später kaufte Großvater eine große Yakherde von etwa 20 Tieren. Diese Tiere starben jedoch bald an einer Seuche, nachdem sie auch noch Großvaters Pferde angesteckt hatten. Fast zur gleichen Zeit erfroren zahlreiche seiner Schafe auf der Hochweide. Einst ein äußerst wohlhabender Mann, war Großvater nun ziemlich verarmt. Haus und Grundstück mußte er verkaufen. Dies änderte jedoch nichts an seiner Lebenshaltung. Er war sich ja gewiß, daß er alt war und ohnehin bald sterben würde. Er hat noch etwa 15 Jahre gelebt und starb im hohen Alter von über 90 Jahren. Mir ist bekannt, daß später auch noch ein anderer Sherpa und ein Tamang entsprechend dem Vorbild meines Großvaters ihr Totenfest noch zu Lebzeiten feierten.

Gaga (Großmutter)

Meine Mutter Yangji kam als letztes von fünf Geschwistern zur Welt. Bei ihrer Geburt starb ihre Mutter. Ihr Vater gehörte zum *Binasa*-Klan, einem Unterklan der *Minyagpa*, also war auch sie *Binasa*. Zu jenem Zeitpunkt hatte sie drei Brüder und eine Schwester. Später heiratete ihr Vater wieder, und zwar ein Mädchen aus Tamsare (nep. Phera), die aus dem *Chiawa*-Klan stammte. Bei den Sherpa herrscht ein Exogamiegebot vor, d.h. die Ehepartner müssen aus unterschiedlichen Klänen stammen. Es gibt in Solu vier

derartige Klane: *Lamaserwa*, *Chiawa*, *Thimmi* und *Minyagpa*. Einige Klane sind auch wiederum in Unterklane aufgeteilt. Auch diese dürfen nicht untereinander heiraten, da sie jeweils als Brüder bezeichnet werden. Aus der zweiten Ehe des Vaters ging nochmals ein Sohn hervor.

An Mutters Vater kann ich mich nur noch ganz wenig erinnern. Ich weiß, daß mein jüngerer Bruder und ich einmal die Großeltern zum Essen abholen sollten. Wir Kinder sind auf Bambusstöcken den steilen Hang hinabgeritten, sagten den Großeltern Bescheid und ritten dann auf die gleiche Weise wieder zurück, wie wir gekommen waren. Als wir oben am Berghang standen und zurückblickten, waren die beiden Alten immer noch ganz tief unterhalb von uns. Großvater keuchte, als er den Hang hinaufkraxelte und stützte sich immer wieder auf einem Stock. Er war damals offensichtlich schon sehr alt. An seinen Tod kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß noch, daß er häufig in den Wäldern schlief, wenn seine zahlreichen Gläubiger vorbeikamen, um ihr Geld einzutreiben. Großvater war nämlich sehr arm.

Seine Frau habe ich noch sehr gut gekannt. Sie war wohl wesentlich jünger als ihr Mann, obwohl auch sie für uns eine alte Frau war. Sie kam häufig bei uns Suppe oder Kartoffeln essen. Wenn sie danach wieder nach Hause ging, nahm sie zwei Holzscheite mit, mehr konnte sie nämlich nicht tragen. Sie sagte immer, sie sei eine alte Frau und könne nicht laufen und sich selber Brennholz besorgen. Zu Mutter hatte sie offensichtlich ein sehr gutes Verhältnis.

Großmutter besaß ein paar Ziegen. Immer zum Dasain-Fest ging ihr Sohn Panu hin, verkaufte eine der Ziegen und kaufte sich von dem Erlös schöne neue Kleidung auf dem Markt in Dorphu. Damit versuchte er dann, den hübschen Mädchen im Dorf zu imponieren. Eines von ihnen, Sani, hat er dann geheiratet. Hatte er zuvor bei seiner Mutter keinen Handschlag getan und sich wie ein Playboy aufgeführt, so arbeitete er nach seiner Heirat sehr fleißig bei seinem Schwager. Als er am Hochzeitstag mit seiner geliehenen Festkleidung vom geliehenen Pferd in den Dreck stürzte, waren sich alle Leute einig, daß die Ehe nicht gutgehen konnte, denn so etwas bringt Unglück. Dennoch haben alle Anwesenden herzlich gelacht.

Durch die Eheschließung ihres Sohnes mußte sich Großmutter erst recht verschulden. Anders als bei den Hindus werden nämlich bei den Sherpa die Eltern des Bräutigams kräftig zur Kasse gebeten. Dies ist die Gegenleistung dafür, daß die Braut so lange von ihren Eltern ernährt und aufgezogen wurde. Ein Sprichwort sagt: "Mädchen sind wie die Hühner. Sobald sie groß sind, kommt der Habicht und nimmt sie weg." Das soll heißen, daß man keinen Gewinn mit Mädchen erzielen kann. Zur Deckung der Kosten des Hochzeitsfestes mußte Großmutter vier *muri* (ein Hohlmaß, ca. 87 l) Mais, zehn Liter *chang* und zwei bis drei Liter *arak* für die Beköstigung der Gäste zur Verfügung stellen. Für alle männlichen Mitglieder der Brautfamilie und für ihre Mutter mußten *khatag* (weiße Zeremonialschals) und mindestens sieben bis acht *dharni* Butter geliefert werden. Die Butter wird mit geröstetem Weizen vermischt und zu kleinen Pyramiden geformt, die *phemat* (Geschenk) genannt werden. Die Größe dieser *phemat* ist vom Brautvater über die Onkel und Brüder bis hin zur Mutter gestaffelt. Letztere bekommt das kleinste Geschenk. Werden ausnahmsweise auch andere Frauen der Familie bedacht, so erhalten diese noch weniger.

Irgendwann hatte die Großmutter sich dann später so verschuldet, daß auch keine Ziegen mehr da waren, die man hätte verkaufen können. Panu und Sani bekamen eine Tochter, die jedoch bald darauf wieder starb. Nicht viel später erklärte Sani, daß sie kein Interesse mehr an Panu habe. Die beiden trennten sich, die Ehe war kaputt, und Großmutter war völlig verarmt. Ihre Holzhütte hätte längst einmal renoviert werden

müssen, aber auch dazu reichte das Geld nicht. Irgendwann im Winter hörten wir in der Nacht einmal einen fürchterlichen Krach. Wir dachten schon an eines der im Himalaya häufig vorkommenden Erdbeben und liefen aus dem Haus. Aber es war kein Erdbeben. Da sind wir alle mit Fackeln zum Haus der Großmutter hinuntergelaufen, da sonst alle Häuser in Ordnung waren. Unten fanden wir nur noch einen großen Holzhaufen vor; das Haus hatte einen Kopfstand gemacht. Einer meiner Onkel rief nach seiner Stiefmutter, wo sie sei. Sie antwortete: "Hier unter dem Truhendeckel, holt mich raus!" Wie durch ein Wunder hatte sie den Kollaps des Hauses überlebt.

Großmutter hatte nun nicht einmal mehr ein Haus und zog zu einem ihrer Stiefsöhne. Niemand kümmerte sich aber fortan so richtig um die alte Frau. Ihr Sohn arbeitete als Knecht bei irgendwelchen anderen Leuten für sein eigenes Essen und Trinken, interessierte sich aber nicht für seine Mutter. Als die Großmutter sehr krank wurde, brachten ihre Stiefsöhne sie nach Tamsare zu ihrer eigenen Verwandtschaft. Diese fragten sie, was sie denn noch besäße. Großmutter erklärte aus Not, sie würde noch etwas Getreide und Gemüse besitzen, obwohl dies nicht wahr war. Offensichtlich schämte sie sich auch, die Wahrheit zu sagen. Da forderte die Verwandtschaft, ihr Sohn oder ihrer Stiefsöhne sollten diese Sachen nach Tamsare bringen oder aber sie wieder zurückholen. Da nichts existierte, holten der Sohn und die Stiefsöhne sie wieder nach Shiteling zurück. Bald darauf starb die alte Frau, die niemand mehr haben wollte. Als sie zwei Tage vor ihrem Tod ihre Notdurft nicht mehr halten konnte und im Haus verrichtete, wurde sie mit großem Gezeter aus dem Haus geschleppt. Zur Leichenverbrennung wurden keine Tränen vergossen. Es waren vielleicht fünf Personen anwesend. Schließlich gab es ja nichts mehr zu holen. Als Kinder waren wir immer bei ihr willkommen gewesen, wenn wir etwas zu essen haben wollten, auch wenn sie selber nichts hatte. Bezeichnend war auch, daß über sie immer nur dann als *gaga* gesprochen wurde, wenn sie selber anwesend war, ansonsten hieß sie ganz einfach *gama* (die Alte). Eine Schande für die Sherpa. Das Thema Altersversorgung ist ein Mythos.

Chechang Che

Chechang Che war der älteste Bruder meiner Mutter. Diese hat immer besonders an ihm gehangen; er war so eine Art Elternersatz für sie. Aber sie bewunderte ihn auch noch wegen seiner schamanistischen Fähigkeiten. Schamanen, sogenannte *minung*, finden sich in fast allen Sherpa-Dörfern. Ihnen werden übernatürliche Fähigkeiten zugesprochen. So sind sie in der Lage, Krankheiten zu heilen, böse Geister, die häufig hinter Krankheiten stehen, zu vertreiben oder zu besänftigen, Träume zu deuten, die Zukunft vorauszusagen und das Schicksal anderer Personen durch magische Praktiken zu beeinflussen.

Es bedarf besonderer Ereignisse oder Erscheinungen, daß jemand als *minung* berufen wird. Bei Chechang Che war es so, daß seine Mutter, als sie ihn noch in ihrem Leib trug, einen Traum hatte, in welchem ihr ein schneebedeckter spitzer Berg erschien. Dies wurde damals so gedeutet, daß aus dem Kind in ihrem Mutterleib einmal etwas ganz Besonderes werden würde. Doch bis er eines Tages wirklich Schamane werden sollte, verging noch eine lange Zeit.

Chechang Che war bereits seit geraumer Zeit mit seiner Frau Ini verheiratet. Den folgenden Bericht hat diese mir später erzählt. Als die beiden die Felder bestellen wollten und dabei waren, Kartoffeln zu pflanzen und Getreide zu säen und Onkel Chechang Che gerade den Ochsenpflug führte, ließ er auf einmal mitten in der Arbeit alles stehen und liegen und ging in Richtung Deku. Offensichtlich hatte sein Geist die faßbare Welt um ihn herum verlassen, so daß er seine Umgebung gar nicht mehr wahrnahm. Tante Ini traute ihren Augen nicht und lief laut schimpfend hinter ihrem Manne her. Als sie ihn einholte, kam er offenbar wieder zur Besinnung und kehrte mit seiner Frau auf das Feld zurück. Nach seiner eigenen Aussage war ihm ein weißgekleideter Mann erschienen, den er als seinen Lehrer bezeichnete. Dieser habe ihm mitgeteilt, er sei zum Schamanen berufen und solle die entsprechende Prüfung bei ihm ablegen. Diese bestehe darin, ohne Hilfsmittel einen Wasserfall hinaufzuklettern und drei Tage lang nur von Moos und Würmern zu leben. Dabei müsse er sich ständig vor der schwarzen Frau des Lehrers verstecken, da diese versuche, die Schüler ihres Mannes zu fressen. In diesem Stadium kommen häufig junge Männer, die sich berufen fühlen, ums Leben, zumindest werden oft offensichtliche Selbstmorde so erklärt. Erst wer die drei Tage erfolgreich überstehe, habe die Schamanenprüfung bestanden. Chechang Che hat diese Prüfung dann wohl zu einem späteren Zeitpunkt doch absolviert. Jedenfalls erzählte seine Frau, er sei hin und wieder nächtelang von zu Hause weggeblieben.

Immer wenn irgendwo im Dorf eine Erkrankung auftrat, wurde Chechang Che zu Hilfe gerufen. Es war durchaus nicht so, daß es sich bei seinen Maßnahmen um einen faulen Zauber handelte. Er besaß auch gewisse grundlegende Kenntnisse in der Wirkungsweise von Kräutern, so daß er bei bestimmten Arten der Erkrankung durchaus ein passendes Heilmittel zur Verfügung hatte. So wußte er zum Beispiel, wie man im Falle eines Schlangensbisses das Gift absaugen mußte und mit welchen Kräutern, die er zuvor im Mund kaute, man dann die Stelle zu behandeln hatte. Die Kräuter, die er dabei benutzte, sammelte er alle eigenhändig in den Wäldern, wenn niemand sonst bei ihm war. So war die ganze Sache immer äußerst geheimnisvoll.

Einmal kam ein junger Mann angelaufen, der von mehreren Wespen im Augen- und Stirnbereich gestochen worden war. Sein Gesicht war stark angeschwollen. Ohne lange zu überlegen, nahm der Minung etwas gegorenen Bierbrei und träufelte ihn auf die Schwellungen. Innerhalb kurzer Zeit gingen sie zurück, und der junge Mann konnte wieder nach Hause gehen.

Seine medizinischen Heilungsversuche begleitete Chechang Che mit Gebeten und magischen Formeln und Praktiken. Er schimpfte immer wieder mit den bösen Geistern, meist Geistern von bestimmten Verstorbenen, die nach seinen Angaben die Krankheit verursacht hätten. Meist nahm er eine kleine Steinplatte, legte etwas glühende Holzkohle darauf und streute einige wohlriechende Kräuter darüber. Er legte Butter und ein paar Speisestücke darauf, welche die verstorbene Person, deren Geist er als Verursacher der Krankheit erkannt hatte, zu ihren Lebzeiten gerne gegessen hatte. Dann nahm er einen Melissenzweig, befestigte oben daran eine kleine weiße Fahne, auf die er mit Kohle schwarze Linien zeichnete, und unten drei Butterstreifen. In einer Hand hielt er die

Steinplatte mit der rauchenden Glut, in der anderen den Zweig. Dann stellte er sich vor die kranke Person und sagte laut: "Das Fleisch ist nur Schaum, das Blut ist nur Wasser, und die Knochen sind bloß Steine. Ab heute gehe fort, gehe zu deinen Verwandten und laß dich nicht mehr blicken, sonst stülpe ich dir einen Frauenunterrock über den Kopf." Währenddessen mußte die erkrankte Person gut zuhören und andächtig beten. Nun umkreiste der *minung* dreimal ihren Kopf mit der Steinplatte und ging laut schimpfend mit seinen Utensilien aus dem Haus hinaus zu einer Wegkreuzung. Dort steckte er den Melissenzweig in die Erde und setzte die Steinplatte daneben ab. Diese Dinge blieben nun dort stehen. Die Erkrankten waren voll überzeugt, daß die Ursache der Krankheit beseitigt war und es ihnen wieder besser gehen würde.

Der Schamane war allerdings nicht immer bereit, zu den Personen zu gehen, zu denen er gerufen wurde. So vermied er es beispielsweise zu gehen, wenn er zuvor einen schlechten Traum gehabt hatte. Einmal wurde er auch überlistet. Ein Mann aus dem Dorf hatte im Streit seine Frau halb totgeschlagen. Das war beobachtet worden und somit im Dorf bekannt. Als es der schwerverletzten Frau immer schlechter ging, wollte der Mann diese Tat offensichtlich dadurch vertuschen, daß er sich vom Schamanen bescheinigen ließ, daß eine Krankheitsursache nicht feststellbar sei. Er schickte daher eine Dienerin seiner Mutter zu Chechang Che, so daß dieser meinte, es handele sich bei der Erkrankten um die Mutter des Mannes. Also ging er mit. Als er dann feststellen mußte, daß er in Wirklichkeit zu der schwerverletzten Frau des Mannes gerufen worden war, war er zunächst sehr verärgert. Er behandelte die Frau, die mehrere Rippenbrüche erlitten hatte, dann doch noch. Sie war sehr lange krank, hat aber letztendlich überlebt.

Eine besondere Aufgabe kommt dem Schamanen auch beim Hausbau zu. Hier ist es nämlich wichtig, den optimalen Standort für das neu zu errichtende Gebäude zu bestimmen. So ist der Tag des Baubeginns wichtig; mittwochs sollte man z.B. nicht damit anfangen, auch nicht im Monat *cait* (März/April). Auch sollte das Haus nicht auf Geisterwegen errichtet werden. Die Geister pflegen nämlich auf bestimmten Pfaden zu wandern, die vom Schamanen geortet werden können. Chechang Che beobachtete beispielsweise sehr genau die Winde zu beobachten. Dort, wo sich kleine Luftwirbel bildeten, stellte er die Geisterwege fest. Der Schamane bestimmte auch die Richtung des Hauses. Türen sollten nach seiner Aussage nicht auf der West- sondern auf der Ostseite des Hauses angebracht werden. Wenn das Richtfest des Hauses gefeiert wurde, achtete der Schamane tunlichst darauf, daß oben unter dem Dach auch ein kleines mit einer weißen Fahne und drei Butterstreifen geschmücktes Ilexästchen aufgestellt wurde, das dort für immer verblieb.

Trotz der langsam im Sherpagebiet Einzug haltenden westlichen Medizin bleiben die Bedeutung und das Ansehen der Schamanen unverändert. Als wir beispielsweise Mitte der siebziger Jahre einmal im Dorf waren, litt der jüngste Bruder meines Vaters an einer fiebrigen Erkrankung. Er kam zu uns und bat uns um Hilfe, worauf wir ein Antibiotikum versuchten. Als das Fieber nach zwei Tagen immer noch nicht ganz abgeklungen war, ging er auch noch zu Chechang Che und fragte ihn um Rat. Dieser ließ ihn bei meiner Mutter zwei Hähne kaufen, die er dann für seine Zeremonie benutzte. Diese Hähne wurden für ein Jahr seine Stellvertreter. Sie mußten besonders behütet werden, damit ihnen kein Leid geschah. Danach wurden sie geopfert: Der Onkel wurde wieder gesund.

Schamanen sind mit ihrem Rat und Tat für alle da. Natürlich leisten sie ihre Dienste nicht ganz kostenlos. Als Belohnung erhalten sie gewöhnlich irgendwelche Naturalien,

z.B. Mais, Gerste, Kartoffeln, oder was gerade da ist. Symbolisch wird manchmal auch eine kleine Geldmünze daraufgelegt.

Als Chechang Che und seine Frau feststellten, daß sie keine Kinder bekamen, heiratete er mit dem Einverständnis seiner Frau eine zweite Frau, ein Mädchen aus einer armen Familie aus Deku namens Lhamo. Die drei vereinbarten, daß er in der Mitte schlafen würde, doch konnten beide Frauen trotz aller guten Vorsätze ihre Eifersucht nicht unterdrücken. So verlangte jede von ihnen, daß Chechang Che mit dem Gesicht zu ihr gewandt schlafe. Der arme Chechang Che fand überhaupt keine Ruhe mehr und brach das Experiment der Doppelehe bereits nach einer Woche wieder ab. Seine zweite Frau entschloß sich nach diesem Drama, den weltlichen Dingen den Rücken zu kehren, und trat in ein Kloster ein.

Das Problem der Kinderlosigkeit lösten Chechang Che und Ini dann auf eine sehr vernünftige Weise: Sie adoptierten drei Kinder. Der nächstältere Bruder von Chechang Che war nach Indien gegangen und nie wieder zurückgekehrt, weshalb über ihn immer nur als der "Nichtsnutz" gesprochen wurde. Er ließ in Akang seine Frau mit zwei Söhnen und zwei Töchtern zurück. Als seine Frau und die älteste Tochter starben, nahmen Chechang Che und seine Frau einen Sohn und die Tochter, Phruwa und Daku, an Kindesstatt an. Der andere Sohn, Kaji, wurde von Chechang Ches jüngstem Bruder, Phuri, aufgenommen. Als nach einiger Zeit dessen Frau zunächst erblindete und dann starb, nahmen Chechang Che und Ini auch noch deren jüngste Tochter, Maya, als Kind an. Die war damals noch ein kleines Baby und nannte daher später Chechang Che und Ini Vater und Mutter, während sie zu ihrem richtigen Vater Onkel sagte. Phruwa wurde später mit elf Jahren verheiratet und zeugte acht Kinder. Sein ältester Sohn, Sonam, wurde ebenfalls bereits mit elf Jahren verheiratet und hält heute den traurigen Rekord, die meisten Kinder im Dorf zu haben, nämlich elf (Stand Sommer 1991).

Ein besonderes Problem für Chechang Che war der Alkohol. Als *minung* war er überall sehr geschätzt und bekam in den Häusern, in denen er einkehrte, stets *chang* oder *arak* angeboten. Einmal hat er im betrunkenen Zustand mit seiner Frau so sehr gestritten, daß sie ihn verlassen und zu ihrem Bruder nach Deku gehen wollte. Da aber ihre Adoptivtochter Daku so sehr heulte, kehrte sie wieder nach Hause zurück.

Charakterbestimmung

Eines Abends waren unsere Eltern einmal wieder damit beschäftigt, einen Eintopf für das Abendessen vorzubereiten. Da sagten sie auf einmal, sie wollten die Wahrheit über unseren Charakter aufdecken. Den Eltern war dieser Ritus offensichtlich vertraut; für uns Kinder war dies jedoch völlig neu.

Wir beobachteten, wie die Eltern kleine Teigbällchen formten, die sie mit unterschiedlichen Sachen füllten. In ein Bällchen kam Salz, in ein anderes schwarze Pfefferkörner, in das dritte rote Chillischoten, in das vierte eine Knoblauchzehe, in das fünfte etwas Butter und in das letzte ein Stück Kohle. Diese Bällchen wurden dann zusammen mit dem Eintopf gargekocht. Die Eltern erklärten uns, daß später jedes Familienmitglied eines dieser Bällchen erhalten werde. Der Inhalt der Bällchen treffe dann eine eindeutige Aussage zum Charakter der betreffenden Person.

Als das Essen fertig war, teilte die Mutter wahllos an jeden von uns eines dieser Bällchen aus. Mein jüngerer Bruder und ich konnten kaum erwarten zu sehen, was wohl in unseren Bällchen war. Alle öffneten wir nun unsere Teigbällchen. Vater hatte demnach den schlechtesten Charakter. Er hatte nämlich das Stückchen Kohle erwischt, was andeutete, daß er niederträchtig war.¹¹ Ich war am zweitschlechtesten, da ich das Stück roten Chilli erhalten hatte, was bedeutete, daß ich wütend sei. Am besten hatte es mal wieder die Mutter getroffen. Sie hatte für sich das Teigbällchen mit der Butter gezogen.

Die Eltern forderten uns anschließend auf, nur ja mit niemandem darüber zu sprechen, daß der Vater das Stück Kohle erhalten hatte. Natürlich haben wir ihn alle mit einem seltsamen Gefühl angeschaut. Beim anschließenden Essen waren alle ungewöhnlich still. Niemand hat etwas gesagt. Wir haben mit anderen Leuten niemals über diese Zeremonie gesprochen; wir haben sie später aber auch nie wiederholt.

Mutters Dauerkrankheit

Als meine Mutter einmal sehr krank war, wurde des Nachts ein Schamane gerufen, damit dieser die Hexengeister vertriebe. Meine Mutter fühlte sich nämlich ständig von einer Frau des Dorfes verfolgt. Bei der Geburt meines älteren Bruders war diese Frau anwesend gewesen. Die Folge sei gewesen, so berichtete meine Mutter später, daß mein Bruder kurz nach der Geburt eine Art Magen- oder Darmverschluss bekam. Rasch waren ein Lama und ein Schamane herbeigerufen worden. Der Lama rezitierte magische Texte, während der Schamane eine Zeremonie abhielt und Gyaltsen ein Hundeamulett verpaßte. Nur so habe mein Bruder damals gerettet werden können. Seither betrachtete meine Mutter jene Frau als eine Hexe.

Die besonderen Merkmale einer Hexe sind Neid und Haß. So schrieb Mutter auch jetzt ihre Krankheit diesen von der Hexe ausgehenden negativen Eigenschaften zu. Obgleich der Schamane heimlich gerufen worden war, befand sich auch jene verdächtige Frau unter den wenigen Zuschauern. Der Schamane fiel rasch in Trance und lief im Raum umher, um nach dem *Ja* (dem Ich) meiner Mutter zu suchen, das irgendwo in der Gegend umherirrte. Er stieß schnalzende Geräusche aus und rief wiederholt nach dem *Ja*. In der Nähe der Feuerstelle wurde er dann tatsächlich fündig. Blitzschnell langte er zu und ergriff etwas, das ich für ein Spinnewebe gehalten hatte. Meine Mutter sagte mir aber später, man habe richtige Augen erkennen können; das sei wirklich eine menschliche Seele gewesen. Der Schamane steckte meiner Mutter dieses Gebilde in den Mund und gab ihr Wasser zu trinken, damit sie es hinunterschlucken konnte. Danach hielt er ihr gemeinsam mit zwei Helfern sämtliche Gesichtsöffnungen zu, damit das Ich nicht wieder entweichen konnte. Dann suchte der Schamane erneut weiter. Schon bald fing er eine fette blaue Fliege, zumindest hatte er sie auf einmal in der Hand. Er warf diese Fliege in die rote Glut der Feuerstelle, und zwei Männer stülpten einen umgedrehten Kessel darüber, damit die Hexe, deren Personifizierung die Fliege war, nicht entweichen konnte. Meine Mutter berichtete später, sie habe gesehen, wie der Kessel sich zweimal leicht gehoben habe, obwohl er doch von zwei starken Männern niedergedrückt wurde. Ich betrachtete währenddessen die verdächtige Frau, weil ich glaubte, sie müsse ja jetzt Verbrennungsmerkmale haben. Und tatsächlich hatte

11 Dies stand übrigens ganz im Gegensatz zu dem, wie wir alle ihn kannten.

die Frau sich ein Kopftuch über das Gesicht gezogen, so daß man ihr Antlitz nicht mehr richtig erkennen konnte. Umgekippt oder gar gestorben, wie ich eigentlich erwartet hatte, war sie jedoch nicht. Auch später hatte sie keine Verbrennungsmerkmale im Gesicht, obgleich meine Mutter dies behauptete. Außerdem hatte ich auf einen Gegenzauber der Frau gewartet. Meine Mutter hatte mir nämlich einmal erzählt, daß in einer ähnlichen Situation eine als Hexe erkannte Frau ihr Kopftuch zerrissen habe, worauf der Schamane mit gespaltenem Kopf tot umgefallen sei. Doch nichts dergleichen geschah hier.

Auch nach der Zeremonie des Schamanen war meine Mutter noch nicht gesund. Daher machte sich der Schamane erneut auf die Suche nach Geistern. Und siehe da, er fand heraus, daß auch zwei Hexer ihre Hand im Spiel hatten, darunter ein Schamane. Hexer werden als noch viel gefährlicher als Hexen erachtet. Gründlich untersuchte der Schamane unser Haus. Dabei stellte er fest, daß unter unserem Haus eine Wasserader verlief. Außerdem entdeckte er unter unserem Haus einen Teil des Tierhimmels, des untersten der drei Schamanenhimmel.¹² Dann untersuchte der Schamane die Außenwände unseres Hauses. In einer der Mauerritzen fand er ein Stückchen Kohle. Er identifizierte dieses als Kohlenrest vom Leichenverbrennungsplatz. Wenn man anderen Menschen etwas Böses will, dann steckt man ihnen solche Kohlenreste in den Mund. Sofort bereitete der Schamane einen Gegenzauber vor. Er malte auf zwei weiße Hühnereier schwarze Menschengesichter und schickte meinen Bruder los, diese Eier auf dem Verbrennungsplatz zu begraben. Einige Zeit später starb dann tatsächlich einer der beiden verdächtigten Männer. Offensichtlich hatte der Zauber des Schamanen gewirkt.

Richtig gesund war meine Mutter aber immer noch nicht. Sie drohte, sie wolle das Haus anzünden, weil es an einer so ungünstigen Stelle errichtet worden sei. Zu allem Überfluß verschlimmerte mein Vater die Situation noch, als er einmal mehr nicht auf meine Mutter hörte. Er wollte ein Kalb verkaufen. Da es aber Mittwoch war und man an einem Mittwoch nichts aus dem Haus geben darf, verschloß meine Mutter die Haustür. Da schob mein Vater kurzerhand das Kalb durch das Fenster hinaus. Die Männer lachten, aber der Gesundheitszustand meiner Mutter verschlimmerte sich. Es sah so aus, als habe das ihr den Rest gegeben. Offensichtlich hatten wir die höheren Wesen doch sehr beleidigt. Daher ordnete der Schamane an, daß wir jeden Morgen das gesamte Haus auskehrten. Mein Vater sollte Weihrauch ins Feuer werfen, etwas Butter darauflegen und Wasser darüber sprengen. Vor dieser Zeremonie sollte er auch seinen Körper gründlich reinigen. Vater brachte jeden Morgen so viel Melissen und andere Sträucher ins Haus, wie er nur tragen konnte. Das hatte zur Folge, daß die Rauchentwicklung so stark war, daß es niemanden mehr im Haus hielt. Selbst die Fliegen und Mücken fielen von den Wänden, ja sogar unsere kranke Mutter ging nach draußen, wenn Vater mit dem grünen Laub ankam. Es bereitete ihm sichtlich Spaß, daß sein Verhalten solche Folgen hatte.

Nach einigen Tagen ging es der Mutter tatsächlich besser, so daß sie sogar wieder arbeiten konnte. Doch das Schicksal meinte es nicht gut. Sie ging in die Wälder, um Farn zu holen. Dabei muß sie wohl, wie später vom Schamanen analysiert wurde, mit einem Regenbogen in Berührung gekommen sein. Mutter wurde erneut krank. Der Schamane gab ihr eine ganze Reihe von Amuletten, die sie am Hals tragen mußte. Außerdem schimpfte er, wir hätten nicht genug gebetet. Die Amulette waren nach

¹² Wir Menschen leben im Menschenhimmel, dem schlechtesten aller Himmel, wo Haß und Neid weit verbreitet sind. Diese Übel der Menschheit finden sich in den beiden anderen Himmeln, dem Götter- und dem Tierhimmel, nicht.

einiger Zeit stark verlaust. Meine Mutter fing die Läuse und zerbiß sie mit den Zähnen. Ein weiterer Ratschlag des Schamanen war, etwas heiliges Wasser aus einer Quelle am Womi Tso zu holen. Die Eltern liehen in der Nachbarschaft eine verschließbare kleine Flasche und schickten meinen älteren Bruder los, das Wasser zu holen. Der ging gemeinsam mit vielen anderen jungen Leuten aus dem Dorf dort oben auf die Hochweiden, wo sie sangen, tanzten und scherzten. Das Wasser aber vergaß mein Bruder darüber völlig, und er kehrte mit einer leeren Flasche nach Hause zurück. Mutter war tief enttäuscht.

Dann entschloß sie sich, zu den heißen Quellen in der Nähe von Cherko zu gehen, denen eine heilende Wirkung zugesprochen wird. Ich sollte sie dorthin begleiten. Mutter hatte den ganzen Morgen über eine sehr schlechte Laune und schimpfte ständig mit mir herum: Wenn ich dies oder jenes nicht täte, dann wollte sie mich nicht mitnehmen. Meinen Bruder Gyaltzen, der nicht auf die Idee kam, wegzulaufen, schlug sie sogar. Da riet eine anwesende Tante meinem Bruder, er solle doch weglaufen, wenn Mutter ihn schlagen wolle. Jetzt wurde die Tante von Mutter ausgeschimpft, weil sie ihren Sohn nun nicht mehr schlagen konnte. Dann tat meine Mutter schließlich so, als wolle sie mit dem kleinen Baby auf dem Rücken ohne mich losgehen. Ich lief weinend hinter ihr her. Doch offensichtlich suchte sie nur einen Grund, warum sie nicht gehen mußte, und dieser Grund mußte natürlich eine andere Person sein. Also war ich wieder der Sündenbock. Mutter erzählte jedenfalls meiner Tante, sie sei nicht gegangen, weil ich den ganzen Morgen so ein Theater gemacht hätte.

Doch der Argwohn meiner Mutter gegenüber der anderen Frau war ungebrochen. Eines Tages haben wir dann wirklich unser Haus in Yawa verlassen und sind nach Shiteling gezogen. Damit waren offensichtlich alle Probleme mit einem Schlag gelöst. Das unglückbringende Haus war verlassen, die der Hexerei verdächtige Frau war weit weg, und Mutter wurde wieder gesund. Einmal fanden wir vor unserer Haustür eine kleine rote Schlange, die gerade in unser Haus kriechen wollte. Mutter nahm einen Stock und schlug die Schlange tot. Dann nahm sie die Schlange und warf sie bei der Frau, die sie für eine Hexe hielt, hinter das Haus.

Ein anderes Mal kam diese Frau bei anbrechender Dämmerung zu unserer Hütte. Sie rief schon von weitem, was Mutter zum Anlaß nahm, sich irgendwo im Gebüsch zu verstecken. Wir sollten der Frau sagen, unsere Mutter sei nicht zu Hause. Die Frau sagte jedoch, ihr sei unterwegs eine Schlange zwischen den Beinen hindurchgekrochen. Sie habe jetzt solche Angst, daß sie sich nicht mehr nach Hause traue und daher die Nacht bei uns verbringen wolle. Wir hockten uns um das Feuer. Irgendwann kam Mutter singend angehumpelt und tat so, als sei nichts gewesen.

Kurz darauf wurde Mutter wieder krank; diesmal hatte sie Brustschmerzen. Es wurde ein Rai-Schamane gerufen. Er nahm sein langes Haarbüschel und strich damit über den Busen meiner Mutter. Anschließend nahm er eine Nähnadel, an der er einen weißen Faden befestigte, und strich mit ihrer Seitenkante ebenfalls über die Brüste meiner Mutter. Dann mußte ich die Nadel in die Rinde eines Baumes stecken, den wir *woma shing* (Milchbaum) nennen, weil er eine milchige Flüssigkeit ausscheidet. Dieser Baum gehörte einem Nachbarn, der als Urheber der Krankheit meiner Mutter erkannt worden war. Ich hatte Angst, daß dieser "böse" Nachbar seinen Hund auf mich hetzen würde. Der Mann war in Wirklichkeit zu uns Kindern aber immer sehr freundlich, nicht jedoch gegenüber meiner Mutter. Später habe ich wiederholt den Baum kontrolliert. Ich konnte nie vergessen, was ich dem Baum hatte antun müssen. Er erschien mir sehr kränklich, gestorben ist er aber nicht.

Ein anderes Mal war Mutter einmal mehr erkrankt. Nachdem sie einige Zeit darnieder gelegen hatte, waren ihre Haare, die hinten zu einem Zopf zusammengebunden waren, total verfilzt und verlaust. Da ergriff Vater die Heckenschere, schnitt ihr die Haare ganz einfach ab und verpaßte ihr anschließend eine Totalrasur. Als Mutters Bruder, der Schamane, vorbeikam, war er entsetzt über diesen Anblick. Er sagte später zu seiner Frau, seine Schwester sehe jetzt mit dem weißen Schädel und den abstehenden Ohren wie eine Muschel aus. Mutter tat die Rasur aber offensichtlich gut. Sie wurde wieder gesund.

Mit der Zeit bildete sich bei Mutter ein starker Kropf. Der Schamane erkannte, daß die Ursache in einer Korallenkette lag, die Mutter um den Hals trug. Diese Kette stammte nämlich von einer Schwägerin, die selbst einen Kropf hatte. Mutter klagte ständig, daß sie schlecht Luft bekäme. Wir haben daher die Korallenkette weggeworfen. Der Kropf meiner Mutter wurde aber nicht besser. Eine Möglichkeit, den Kropf zu bekämpfen, ist auch das Essen der gekochten Gurgel eines Schafes. Leider hatten wir keine Schafe, so daß wir dies bei Mutter nicht versuchen konnten. Ein Tamang-Nachbar versuchte, den Kropf seiner Frau mit einem brennenden Holzsplit abzubrennen, was auch als eine wirksame Methode der Kropfbekämpfung galt. Die Folge war jedoch, daß sich die Erkrankung der Frau noch verschlimmerte.

Hilfe, Mutter liegt im Sterben!

Es war wohl im Spätherbst oder frühen Winter. Etwa einen Monat zuvor hatte Mutter unsere Schwester Sarki zur Welt gebracht. Diese hatte ein ungewöhnlich hohes Geburtsgewicht, vor allem wenn man bedenkt, daß Mutter eine recht zierliche Person und nicht mehr ganz jung war. Dennoch war die Geburt eigentlich völlig problemlos verlaufen.

Dawa und ich schliefen in unserer größeren Hütte, während Mutter mit dem Baby nebenan in der kleinen Hütte mit der Feuerstelle schlief. Mitten in der Nacht wurden Dawa und ich auf einmal durch Sarkis lautes Weinen geweckt. Weil das Geschrei nicht verstummte, standen wir auf und gingen zur anderen Hütte hinüber, um nachzuschauen, warum Mutter nicht wach wurde. Mutter lag wie leblos auf dem Kuhfell auf dem Boden. Sie war nicht mehr mit der Decke zugedeckt, und ihr Körper war eiskalt. Als wir sie ansprachen, antwortete sie nicht. Sie röchelte lediglich leise vor sich hin. Wir dachten schon, sie hätte etwas verschluckt und richteten sie daher auf. Sie war steif wie ein Brett. Wir haben ihr kräftig auf den Rücken geschlagen und in Panik gerufen und geschrien. Wir müssen wohl so laut gewesen sein, daß die Leute aus der Nachbarschaft angerannt kamen. Sie dachten, es wäre etwas passiert und wir brauchten Hilfe.

Mutters Kiefer waren fest aufeinandergepreßt. Wir versuchten vergeblich, sie mit den Händen auseinanderzureißen. Als das nicht funktionierte, nahmen wir eine Eisenschaufel, hebelten das Gebiß auseinander und flößten ihr etwas Wasser in den Mund. Wir wußten in unserer Panik nicht, wie wir uns verhalten sollten. Instinktiv aber glaubten wir, daß etwas kaltes Wasser helfen könnte. Kurz darauf kam Mutter tatsächlich wieder zu sich. Ich habe mich eine Zeitlang zu ihr ins Bett gelegt und sie mit

meinem Körper gewärmt. Bald kam auch ihr Bruder, der *minung* angelaufen, den Dawa herbeigerufen hatte. Er hat aber nichts weiter unternommen.

Das Baby haben wir die ganze Zeit über weiterschreien lassen, weil wir glaubten, es sei schuld am Gesundheitszustand der Mutter. Auch Sarkis Körper war mittlerweile kalt. Am nächsten Morgen war Mutter wieder in Ordnung, es wackelten infolge unserer Gewaltanwendung lediglich zwei Zähne. Aber sie konnte dennoch zusammen mit uns darüber lachen. Als bald darauf auch Vater und Gyaltsen wieder nach Hause kamen, erzählten wir ihm stolz, daß wir Mutter zwei Zähne ausgebrochen hatten. Sein Kommentar, "Tolle Leistung!", war wohl eher negativ gemeint. Immer wenn Vater gebraucht wurde, war er nicht da.

Meine armen Neffen

Da es meinen Eltern wirtschaftlich nie sonderlich gut ging, war es nicht ganz einfach, für meinen älteren Bruder, Gyaltsen, eine Frau zu finden. Andere in seinem Alter hatten bereits drei oder vier Kinder, und er war immer noch ledig. So hatten meine Eltern schon überlegt, ihn als Mönch ins Kloster zu schicken. Es war ohnehin üblich, daß aus jeder Familie wenigstens ein Kind ins Kloster kam. Aber in Wirklichkeit brauchten meine Eltern natürlich die Arbeitskraft von Gyaltsen, und das Gerede mit dem Kloster war lediglich ein Vorwand, um das Geschwätz der Leute zu beenden. Jedenfalls wurde Gyaltsen für einige Zeit zu einer Nonne geschickt, bei der er ein wenig das Alphabet lernte. Als er nach einem Monat aber noch immer nicht fließend lesen und schreiben konnte, war das meinen Eltern doch wieder zu lang, und der Unterricht für Gyaltsen war beendet.

Irgendwann hatte jemand aus dem Dorf im Monsun für ein paar Monate einen Lehrer, einen Chetri, mitgebracht. Gegen Bezahlung konnten auch andere Kinder des Dorfes an dem Unterricht teilnehmen. Da wir kein Geld hatten, war der Lehrer auch mit Butter einverstanden. Doch die hatten wir auch nicht. So tauschten wir bei einem Onkel Heu gegen Butter – mit Heu war der Lehrer nämlich nicht zufrieden – und dann Butter gegen das Alphabetlernen ein. Jedenfalls konnte Gyaltsen wieder ein paar Wochen zur Schule gehen. Insgesamt nahmen sieben Schüler am Unterricht teil, darunter nur ein Mädchen, das einzige Kind einer Familie. Manche der Schüler waren schon erwachsene Menschen. So nahm auch der jüngste Bruder meines Vaters, Tundu, teil, der schon lange verheiratet war. Statt sich um seine Ziegen zu kümmern, ging er zur Schule, mit der Folge, daß die Ziegen fast verhungert waren, als seine Frau nach etwa einem Monat aus Taljangma zurückkehrte, wo sie ihren Eltern bei der Weizenernte geholfen hatte. Viel mehr als das Alphabet ist bei dem Unterricht damals aber nicht hängengeblieben. Die Schüler berichteten, daß sie zählen mußten, und wer nicht richtig zählen konnte, mußte die Zunge herausstrecken und erhielt ein paar Schläge mit einer Bambusrute darauf. Daher waren wir anderen gar nicht so erpicht, am Unterricht teilzunehmen.

Irgendwann war Gyaltsen einmal in Ringmo, wo eine Gruppe von Leuten politische Parolen zugunsten des damaligen Parlamentsabgeordneten Ang Dandi Lama sangen. Gyaltsen war so fasziniert, daß er für ein paar Wochen bei diesen Leuten blieb und für sie arbeitete. Dann schickten meine Eltern mich, ihn nach Hause zu holen. Die Frau

seines Arbeitgebers war äußerst freundlich und höflich und sprach in einem ganz anderen Ton mit meinem Bruder als er es von meiner Mutter gewohnt war. Ich überbrachte Gyaltsen meine Nachricht und kehrte nach Hause zurück. Ein paar Tage später kam Gyaltsen ebenfalls.

Als zwei unserer Onkel einmal im Winter nach Indien gingen, um dort Stoffe zu kaufen, nahmen sie Gyaltsen als Träger mit sich. Als sie nach einigen Monaten zurückkehrten, berichtete mein Bruder, sie seien irgendwo in Indien – Ortsnamen wußte er auch nicht – an einem Rastplatz angekommen, auf dem viele Tote gelegen hätten, die offensichtlich niedergemetzelt worden waren. In Panik sind die drei weitergeeilt, bis sie zu einem See kamen, wo es nicht mehr weiterging.

Ein anderes Mal beobachteten sie einen Mann, der sich hinter einem Felsen versteckte und nicht mehr aus dem Versteck hervorkam. Da die drei eine Gefahr witterten und befürchteten, überfallen zu werden, gingen sie einfach nicht mehr weiter, bis sie sich sicher waren, daß keine Gefahr mehr bestand. Offensichtlich waren solche Handelsreisen nach Indien eine ganz gefährliche Sache.

Später arbeitete Gyaltsen ein Jahr lang als Knecht bei einem wohlhabenden Mann im Dorf. Mein Bruder berichtete, daß dieser Mann innerlich immer sehr unruhig war und sich ständig furchtbar viele Gedanken machte, wie er seinen Reichtum mehren könnte. Gyaltsen war aber beliebt wegen seiner Ehrlichkeit.

Mehrmals versuchte Gyaltsen in der Folgezeit, von zu Hause weg nach Indien zu gehen. Einmal erzählte er zur Ablenkung, sie gingen ein großes Feuer machen. Ich bin dann dorthin gegangen, um mir das anzusehen, es war aber niemand da. So ging ich nach Hause und erzählte das unserem Vater. Der dachte sich gleich, daß mein Bruder nach Indien gehen wollte und machte sich auf die Suche nach ihm. In der Tat war Gyaltsen mit Rinzi, einem jüngeren Bruder von Vater, der geschieden war und mit einer Tochter wieder bei unseren Großeltern lebte, auf dem Weg nach Indien. Am nächsten Tag hörten sie unterwegs an einem Rai-Haus einen Hund bellen. Irgendwie dachten sie, daß Vater hinter ihnen hersein könnte, und versteckten sich im Gebüsch. Als der Hund aufhörte zu bellen, dachten sie, daß sie sich wohl geirrt haben müßten. Aber das hatten sie nicht. Vater erwischte sie und brachte sie nach Hause zurück.

Ein anderes Mal rief ein Mann von einem nahegelegenen Hügel aus, Gyaltsen solle am nächsten Tag kommen. Da dieser nicht hörte, habe ich für ihn geantwortet. Am nächsten Tag ging eine ganze Reihe junger Männer aus dem Dorf weg. Einer von ihnen hatte das organisiert mit dem Ziel, Stoffe aus Indien zu handeln. Ein älter Mann aus dem Dorf forderte die anderen Leute, die zusammensaßen auf, nicht zu den jungen Männern hinüberzublicken, die gerade das Dorf verließen. Lustig und mit Gesang und Mundharmonika zogen die jungen Männer den Berg hinab. Am nächsten Tag vermutete Vater, meine Mutter habe Gyaltsen weggeschickt, obwohl das nicht zutraf. Vater war so zornig, daß er Mutter mit einem Stock geschlagen hat. Dann ist er hinter der Gruppe hergelaufen. Bereits unten in Yapil holte er sie ein. Dort hatten sie von den Rai Schnaps bekommen, machten Musik und tanzten. Bereits hier war es ihnen viel zu warm geworden, und sie hatten ihren Plan aufgegeben, nach Indien zu gehen. Es war nämlich bereits Mai und sehr heiß.

Im Dorf arbeitete einmal ein zierliches junges Mädchen als Magd bei anderen Leuten. Vater zeigte durchaus Interesse an diesem Mädchen als mögliche Frau für Gyaltsen, doch Mutter war von vorne herein nicht einverstanden. Sie sagte: "Was sollen wir denn Arme mit Armen verheiraten? Das bringt ja nur noch mehr Elend."

Dann hörten die Eltern, daß in Pangngoma ein heiratsfähiges Mädchen wohne, dessen Eltern viele Tiere hätten. Um die Hand dieses Mädchens hätten schon viele Leute angehalten, doch habe das Mädchen immer abgelehnt. Ein Mann aus dem Dorf muß wohl so aufdringlich geworden sein, daß das Mädchen mit einer Sichel nach ihm geschlagen und ihn an der Hand verletzt habe, wie es selbst berichtete. Die Eltern versuchten gar nicht erst, um die Hand dieses Mädchens anzuhalten, da sie davon ausgingen, daß sowieso nichts daraus würde.

Später ist Vater mit Gyaltsen und einem anderen Mann nach Horshinga gegangen, um dort um die Hand einer Frau anzuhalten, die viele Jahre älter war als Gyaltsen und bereits eine Tochter hatte. Diese war verheiratet gewesen, doch hatte ihr Mann sie sitzen gelassen und war nach Indien gegangen. Der Vater dieser Frau ließ die drei zwar ins Haus und nahm auch das Bier an, das sie mitgebracht hatten, doch lehnte er eine Heirat seiner Tochter grundsätzlich ab. Später hat diese Frau einen Mönch geheiratet. Da die anderen Mönche sehr böse waren und ihn auspeitschen¹³ wollten, mußten die beiden davonlaufen und die in solchen Fällen übliche Geldstrafe¹⁴ zahlen.

Während ich für ein Jahr bei anderen Leuten als Magd arbeitete, ist Gyaltsen dann doch von den Eltern mit Chogpa, einem Mädchen aus Tamsare, verheiratet worden, deren Eltern auch zwei Felder in Shiteling hatten. Wenn die Maiskolben allmählich reif wurden, mußte immer eines der Kinder dieser Familie für etwa zwei Monate zu der Hütte kommen, die sie dort bei den Feldern hatten, und die Affen vertreiben. Die Heirat vollzog sich als sogenannte *satam* (Flüsterhochzeit), d. h. ohne großes Aufsehen. Obgleich unsere Mutter sich damals sehr für ihre Heirat mit meinem Vetter Danu eingesetzt hatte, wollte dessen Frau mit aller Gewalt Gyaltsens Heirat verhindern, da sie Chogpa gerne als Frau ihres Bruders gesehen hätte. So erzählte sie sehr schlechte Dinge über uns, wie wir später von Chogpa selbst erfahren haben. Chogpas Schwester Passi aber muß gesagt haben, wir wären ja schließlich keine Unberührbaren. Chogpa schwärmte damals in den höchsten Tönen von Gyaltsen, wie schön und hellhäutig er wäre.

Irgendwann haben sich Gyaltsen und Chogpa mit deren Schwester Lhaku und einigen anderen Leuten auf den Weg nach Indien gemacht. Gyaltsen war bereits vorausgegangen, damit die Sache nicht so auffällig war. Unsere Mutter und Chogpas ältere Schwester waren über diese Indienreise informiert, nicht jedoch der Vater von Chogpa und Lhaku. Als er davon erfuhr, machte er sich auf, um seine Töchter zurückzuholen. Als er sie einholte, konnte er Chogpa mit dem Versprechen, sie könne nächstes Jahr gehen, überreden, mit ihm nach Hause zurückzukehren, nicht jedoch Lhaku. Als sie auf dem Rückweg einen Mann trafen, der Chogpas Vater fragte, ob er der arme Mann sei, dem zwei Töchter davongelaufen seien, antwortete er, die schlaue sei weg, die dumme habe er zurückgeholt, worüber sich Chogpa unheimlich geärgert hat.

Nach ein oder zwei Jahren kehrte Gyaltsen aus Indien zurück. Wir hatten zwischenzeitlich von anderen Leuten erfahren, daß er in Indien viel Schnaps trinke und Stoffe kaufe, die nicht sonderlich reißfest wären. Gyaltsen kehrte mit einem jungen Mann aus Changmiten zurück. Die beiden waren sich zu fein gewesen, ihre Sachen selbst zu tragen und hatten daher als Träger einen Mann aus Okhaldhunga engagiert. Als die drei übernachteten, verschwand der Träger spurlos mit den ganzen Sachen. Mein Bruder sagte, er sei um Mitternacht noch wach geworden, und da habe der Träger noch

13 40 Peitschenhiebe waren angeblich üblich

14 Das waren damals 50 Rs.

geschlafen. Die beiden machten sich auf die Suche nach ihm in seinem Heimatdorf. Sie fanden schließlich auch sein Haus, doch war der Mann bereits wieder verschwunden, nachdem er einen Bock geschlachtet und drei Tage lang gefeiert hatte. So kehrte Gyaltsen mit leeren Händen aus Indien zurück. Das einzige, was er außer einer Armbanduhr noch bei sich hatte, waren ein paar Knallkörper. Wir waren gerade auf einem Totenfest im Dorf, als wir ständig Knallgeräusche hörten und Qualm vor unserem Haus aufsteigen sahen. Jetzt wußten alle, daß mein Bruder zurückgekehrt war.

Zu dieser Zeit wohnte Chogpa noch immer bei ihren Eltern. Gyaltsen ging von Zeit zu Zeit dorthin, meistens am Abend, und blieb dann bis zu zwei Monate dort, um zu arbeiten. Manchmal kam Chogpa aber auch zu uns arbeiten. Wir fanden es immer sehr schön, wenn die neue Schwiegertochter kam. Das brachte etwas Abwechslung in den Alltagstrott.

Danach bin ich dann nach Europa gegangen. Als ich 1972 erstmals wieder nach Hause kam, hatten die Eltern mitten durch ihr Haus eine Mauer gezogen und die eine Haushälfte an Gyaltsen und Chogpa abgetreten. Die beiden waren inzwischen endgültig zusammengezogen und hatten einen Sohn, Tenzing. Später bekamen sie noch einen zweiten Sohn, den sie Nuru nannten. Vater hatte die Grundstücke geteilt. Die junge Familie war jetzt auf sich alleine gestellt und mußte sehen, wie sie zurechtkam. Diese ersten eigenverantwortlichen Jahre einer jungen Familie werden als *tongsad* (Armenjahre) bezeichnet. Dies ist eine sehr harte Zeit, in der die Eheleute sehr gut zusammenhalten und arbeiten müssen. Geschicklichkeit und Intelligenz sind gefragt. Meine jüngere Schwester hat berichtet, daß Gyaltsen oft zu anderen Leuten arbeiten ging und nicht mehr nach Hause kam. Chogpa mußte dann immer gehen, um ihn zu holen. Als sie dann irgendwann mit einer anderen Frau, die bereits mit ihrem sechsten Kind schwanger war, nach Indien davonlief, hatte jeder Verständnis, daß sie mal etwas anderes sehen wollte als immer nur das Dorf. Doch während die andere Frau nach einem halben Jahr aus Indien zurückkehrte, blieb Chogpa dort. Sie behauptete, Gyaltsen habe sie in ihrer zweiten Schwangerschaft zu sehr vernachlässigt. Sie habe kein gutes Essen – wichtig sind insbesondere, Reis, Fleisch, Butter und Schnaps – bekommen, und Gyaltsen habe kein großes Feuer zum Wärmen gemacht. Später haben wir erfahren, daß Chogpa zwischenzeitlich mit einem *Drugpa* (Bhutaner) verheiratet war und zwei weitere Söhne bekommen hatte.

So stand mein Bruder mit den beiden kleinen Kindern alleine da. In Akang lebte eine wohlhabende Familie, die großes Interesse daran bekundete, eine ihrer Töchter mit ihm zu verheiraten. Aber er brauchte ja eine Frau, die sofort kam und nicht erst in zehn Jahren, wie es bei einer normalen Sherpa-Heirat üblich war. So ging Gyaltsen nicht dorthin. In Akang hatte aber auch eine Newar-Familie als Pächter gelebt, die dann später nach Salleri gezogen war. Gyaltsen und mein Vetter Sangye gingen nun dorthin und hielten erfolgreich um die Hand ihrer hübschen Tochter Maya an. Diese brachte eine kleine Tochter mit in die Ehe und nahm sich Gyaltsens Kinder an, als wären sie ihre eigenen. Nuru trank noch Muttermilch, als seine Mutter ihn verließ. Vielleicht war das der Grund, daß er anfangs recht schwächlich wirkte. Später haben Gyaltsen und Maya noch eine Tochter und einen weiteren Sohn bekommen, letzteren einen Tag, bevor wir einmal zu Besuch nach Hause kamen. Danach konnten wir meinen Bruder zur Familienplanung überreden. Wir mußten nämlich feststellen, daß er nicht einmal genug zu essen und kein festes Dach über dem Kopf hatte. Er besaß keine Tiere außer einem gefährlichen Hund. Damit Gyaltsen und Maya uns bewirten konnten, hatte Mutter Getreide und Kartoffeln mitgegeben, während andere Leute aus der Nachbarschaft etwas *chang* spendiert

hatten. Als uns dann gekochte Eier vorgesetzt wurden und wir in die hungrigen Kinderaugen schauten, haben wir keinen Bissen herunterbekommen.

Erzählungen und Mythen

Die Erschaffung des Menschen

Lha tang lhamo (Gott und Göttin) hatten einmal eine Figur aus Gold hergestellt. Anschließend riefen sie immer: "Mi! Mi!" (Mensch) Doch die Figur antwortete nicht. Da starteten *lha tang lhamo* einen erneuten Versuch. Diesmal stellten sie eine Figur aus Silber her. Doch auch jetzt erhielten sie keine Antwort, als sie die Figur anriefen. In einem dritten Versuch benutzten *lha tang lhamo* Lehm für die Herstellung der Figur, doch blieb auch hier der Versuch, sie zum Leben zu erwecken, erfolglos. Da überlegten *lha tang lhamo*, woran es wohl gelegen haben mochte, daß auch dieser Versuch fehlgeschlagen war, und sie hatten die Idee, etwas Hühnermist unter den Lehm zu mischen. Und siehe da, als sie diesmal "Mi" riefen, antwortete die Figur mit: "A" (ja).

Der Mensch war erschaffen. Weil aber die Hühner kein langes Leben haben, ist auch der Mensch sterblich. Als Kinder haben wir uns immer sehr geärgert, daß der Mensch nicht aus Gold, Silber oder Lehm geschaffen wurde, weil wir dann nicht sterblich wären.

Die Boten des Gottes

Einst schickte der Gott zwei Boten zu den Menschen: einen Stier und einen Vogel; den Vogel nennt man hier Wiedehopf. Gott sprach zum Stier: "Sag' den Menschen, sie sollten sich dreimal am Tag waschen und einmal in der Woche essen."

Zum Vogel sprach er: "Du sagst den Menschen, wenn sie sterben, würden sie wieder lebendig. Bäume werden nicht mehr grün, wenn sie einmal gefällt sind, sondern müssen sterben."

Als die beiden nun zu den Menschen kamen, berichtete der Stier: "Gott sagt, ihr sollt euch in der Woche einmal waschen und am Tag drei Mahlzeiten zu euch nehmen." "Wenn das so ist", sprachen die Menschen, "dann mußt du mit uns arbeiten, sonst werden wir nämlich nicht satt. Dreimal am Tag Essen zu beschaffen, dazu reicht unsere Arbeitskraft allein nicht aus." Also spannten die Menschen den Stier ein und nutzten ihn als Pflugtier.

Auch der Vogel warf durcheinander, was Gott ihm aufgetragen hatte, und sprach: "Gott sagt, wenn der Mensch stirbt, wird er nicht mehr lebendig. Aber die Bäume werden nicht sterben. Selbst wenn sie schon lange gefällt sind, werden immer noch grüne Zweige aus ihnen hervorsprossen."

Seit jener Zeit werden die Stiere zur Arbeit genutzt. Der Vogel Wiedehopf muß nach Süden fliegen, wenn der Frühling naht, und später im Herbst wiederum nach Norden. Das ist die Strafe für seinen falschen Bericht. Die Menschen aber müssen

eines Tages sterben und werden dann nicht wieder lebendig. Sie müssen ihr Leben lang hart arbeiten, weil sie so häufig essen müssen. Aber da die Menschen ja leider nicht immer auf Gott hören, waschen sie sich nicht jede Woche.

Die sieben Geschwisterinnen

Es war einmal eine Zeit, da sieben Geschwisterinnen am Himmel schienen. Damals herrschte eine derartige Hitze, daß alles auf Erden schmolz und flüssig wurde wie Wasser. In meiner Heimat findet man heute noch Kreidesteine und Kristalle, an denen man diese Schmelzvorgänge erkennen kann.

Es gab damals kein Leben mehr auf der Erde außer einem *mi* und einem *chuma* (Tier), die es verstanden hatten, unter dem Schnee des Himalaya zu überleben. Von diesen sind wir heute die Nachkommen.

Himmel und Erde

Es gab einmal eine Zeit, in der Himmel und Erde noch nicht von einander getrennt waren. Himmel und Erde waren damals Mann und Frau, der Himmel war der Mann, und die Erde war die Frau. Ganz weit weg, am Ende der Welt, lebte ein Ungeheuer. Als dieses Ungeheuer sein großes Maul aufsperrte, wurden Himmel und Erde auseinandergerissen.

Heute haben wir Sherpa Angst, daß das Ungeheuer sein Maul wieder schließen könnte. Dann würde uns der Himmel auf den Kopf fallen, und wir wären alle platt. Das wäre das Ende der Welt.

Die Schulden der Sonne und des Mondes an Tsamatsereki

Die Sonne und der Mond mußten vor langer Zeit einmal bei dem bösen Geist Tsamatsereki Mehlschulden machen, weil sie nichts mehr zu essen hatten. Genau genommen hatten sie ein Pfund Mehl bei dem bösen Geist Tsamatsereki geliehen. Davon waren 250 Gramm für den Mond und die andere Hälfte für die Sonne.

Die Sonne und der Mond konnten ihre Schulden jedoch niemals zurückzahlen, weil der böse Geist Tsamatsereki einfach zu hohe Zinsen forderte. Dies ist der Grund, warum Sonne und Mond ohne Unterlaß arbeiten müssen, damit sie wenigstens in der Lage sind, die Zinsen zu bezahlen.

Wenn der böse Geist Tsamatsereki die Schulden abkassieren kommt, frißt er die Sonne und den Mond teilweise auf. Auf diese Weise entstehen die Sonnen- und die Mondfinsternis. Der böse Geist Tsamatsereki frißt die Sonne und den Mond teilweise

auf, um sie unter Druck zu setzen. Tsamatsereki hat unter den Armen Löcher. Wenn er Teile von Sonne und Mond auffrißt, kommen diese Teile unter seinen Armen wieder hervor und kehren zur Sonne und zum Mond zurück.

Wenn es eine Sonnen- oder Mondfinsternis gibt, schreien viele Menschen im Himalaya den bösen Geist Tsamatsereki an: "Geh' weg, Tsamatsereki!" Immer wieder schreien die Menschen ganz laut, bis die Sonne oder der Mond wieder ganz frei sind. Wenn niemand der Sonne oder dem Mond hilft, besteht nämlich die Gefahr, daß der böse Tsamatsereki sie ganz auffrißt. Dann gäbe es keine Sonne und keinen Mond mehr; sie würden nie mehr scheinen.

Der Fuchs und der Bär

Ein Fuchs und ein Bär waren einmal ein sehr enges Freundschaftsbündnis eingegangen, d.h. sie bezeichneten sich als *thawo* (nep. *mit*, ein Freund). Eines Tages nun schlug der Fuchs dem Bären vor, ein großes zehntägiges Festessen zu veranstalten. Vorher aber sollten sie sich gegenseitig den After zunähen, damit sie nicht dauernd zwischendurch rausmüßten, um ihre Notdurft zu verrichten. "Komm *thawo thom*" (Freund Bär), sprach der Fuchs zum Bären, "ich nähe dir zuerst den After zu." Und er nähte ihm mit ganz tiefen Stichen ins Fleisch den After kräftig zu. Der Bär verzog dabei trotz des Schmerzes keine Miene, da der Fuchs ihm gesagt hatte, er dürfe bei dieser Prozedur nicht immer "Aua" schreien. Dank der Tapferkeit des Bären war der Fuchs daher in der Lage, den After des Bären besonders fest zuzunähen. Als nun aber der Bär an der Reihe war, dem Fuchs den After zuzunähen, schrie dieser ständig: "Autsch! Aua! Au!" Daher war der Bär sehr vorsichtig und nähte seinem Freund nur die Haare zusammen, nicht aber die Haut. Der Fuchs war daher in der Lage, heimlich die Naht wieder zu öffnen, und konnte so ungehindert seine Notdurft verrichten. Der Bär jedoch fraß in den folgenden Tagen Unmengen, konnte seinen Darm aber nicht entleeren. Sein Atem ging von Tag zu Tag schwerer. Nach drei Tagen schließlich jammerte er nur noch leise vor sich hin. Da dachte der Fuchs, der *thawo thom* sei nun tot, und zog vorsichtig an dem Faden. Er sagte sich nämlich: "Wenn er jetzt tot ist, dann kann ich ihn ja fressen." Doch als er den Faden herausgezogen hatte, kam der ganze Mist heraus, und der Bär kam wieder zu sich. Wütend rannte er nun hinter dem Fuchs her und schrie: "Du bist mir ja ein guter Freund! Du hast mich betrogen! Warum bist du denn eigentlich nicht so halbtot wie ich?"

Der Fuchs floh in seiner Angst auf einen Baum, auf dem sich ein großes Bienennest befand. Als der Bär nun den Fuchs verprügeln wollte, beschädigte er dabei dieses Bienennest. Da stürzte sich das ganze Bienenvolk auf den Bären, der panisch die Flucht ergriff. Schließlich brach er sich bei dieser wilden Flucht auch noch ein Bein. Der Fuchs aber beobachtete die ganze Sache in Ruhe von seinem Baum aus und sprach: "Die Trommeln des Königs klingen!"

Die drei Schwestern

Es hatte eine Familie drei herangewachsene Töchter. Eines Tages kamen zwei Heiratsvermittler mit einem heiratswilligen Kaufmann und fragten die Eltern der drei Mädchen, ob sie bereit wären, eine Tochter herzuschenken. Der Vater wandte sich an die älteste Tochter und fragte sie, ob sie den Mann heiraten wolle. Die Tochter aber sagte nein. Auch die mittlere Tochter lehnte ab, als sie gefragt wurde. Es ist eine Frage des Stolzes der Mädchen, zunächst einmal nein zu sagen. Schließlich fragte der Vater auch noch die jüngste Tochter, und diese willigte ein.

Anders als bei den Sherpa sonst üblich nahm der Kaufmann seine Braut sofort mit. Der Weg zu seinem Dorf war sehr lang. Es dauerte ein Jahr, bis sie dort ankamen. Zwischenzeitlich hatte die junge Frau bereits ein Kind zur Welt gebracht. Sie war eine äußerst höfliche Frau, die immer nur die angenehmsten Dinge und Worte zu ihrem Mann sprach.

Irgendwann begab sich der Kaufmann auf eine größere Geschäftsreise. Er sagte seiner Frau, sie solle während seiner Abwesenheit nur ja niemandem die Tür öffnen. Dann machte sich der Mann auf den Weg. Einige Tage später klopfte es bei der jungen Frau an der Haustür. Sie rief durch das vergitterte Fenster, wer den draußen sei. Es war ihre älteste Schwester, die es vor lauter Neid und Neugier nicht mehr zu Hause ausgehalten hatte. Sie hatte sich daher auf den Weg zu ihrer jüngsten Schwester gemacht, um mit eigenen Augen zu sehen, auf welchen Wohlstand sie selbst verzichtet hatte. "Kindchen, mach bitte die Tür auf", sagte sie nun zu ihrer Schwester. Doch diese antwortete: "Nein, der Geschäftsmann hat gesagt, ich solle niemandem die Tür öffnen." Selbst ihre Schwester wollte sie nicht ins Haus lassen. Als die älteste Schwester erkannte, daß sie keinen Erfolg mit ihren Bitten haben würde, sprach sie zu ihrer Schwester: "Dann reiche mir doch wenigstens die Hand deines Kindes durch das Fenstergitter!" Die junge Frau dachte sich nichts Böses dabei und erfüllte den Wunsch ihrer Schwester. Diese ergriff die Hand des Kindes und hielt sie ganz fest. "Entweder öffnest du jetzt die Tür, oder ich reiße dem Kind die Hand ab", drohte sie ihrer Schwester. Diese wurde von Panik ergriffen und sah keinen anderen Ausweg, als ihrer Schwester doch die Türe zu öffnen.

Sobald die älteste Schwester im Haus war, fragte sie die junge Frau aus, wie sie mit ihrem Manne umgehen und wie sie ihn anreden würde. Auch wollte sie wissen, wie diese mit den Tieren umgehen und wie sie zu ihnen sprechen würde. Die jüngste Schwester verdrehte in ihrer Antwort jedoch genau die Wirklichkeit. "Wenn ich meinem Mann das Essen vorsetze, dann sage ich zu ihm: Friß deinen Totenfraß! Zu den Tieren aber sage ich: Esse schön, trinke fein, schlafe gut!" Die älteste Schwester glaubte diesen Ausführungen. Sie fragte nach einem Kamm. Die junge Frau habe so viele Läuse. Sie müsse ihr unbedingt die Haare kämmen. Sie sehe so schlecht aus. "Komm wir gehen zum See, damit du selbst sehen kannst, wie schlecht du aussiehst", sprach sie.

Die junge Frau dachte sich nichts Übles, nahm das Kind und ging mit ihrer Schwester zum See. Dort kämmte die älteste Schwester ihr die Haare und lauste sie. Doch als sich eine günstige Gelegenheit ergab, gab sie der jüngeren Schwester einen Schubs, so daß diese in den See stürzte, wo sie sogleich ertrank. Dann ging sie mit dem Kind zum Haus der Schwester zurück.

Als der Kaufmann von seiner Geschäftsreise nach Hause zurückkehrte, schrie das Kind ununterbrochen. Der Mann wunderte sich, daß seine Frau das Kind nicht beruhigen konnte. Als sie ihm dann das Essen vorsetzte, war dies im Gegensatz zu sonst äußerst schlecht, und sie setzte es ihm mit den Worten vor: "Da, friß!" Zu den Tieren aber sprach

sie in den höflichsten Worten. Der Mann konnte den Verhaltenswandel seiner Frau gar nicht verstehen.

Als das Kind ein Jahr alt war, ging der Kaufmann einmal mit ihm um den See herum spazieren. Da sprach das Kind zum Vater: "*Ama e!*" (Mutter tot) Und es zeigte dabei auf die Stelle im See, an der seine Mutter ertrunken war. Als der Mann dorthin blickte, bewegte sich auf einmal der See, und die Gestalt der Frau tauchte für einen Augenblick bis zur Hüfte aus dem Wasser auf, um dann sogleich wieder zu verschwinden.

Nun erkannte der Kaufmann die ganze Wahrheit. Er verbrannte die Schwägerin, die er für einige Zeit für seine Frau gehalten hatte, bei lebendigem Leibe auf dem Scheiterhaufen und stieß dabei die Verwünschung aus: "Du sollst als Hund wiedergeboren werden!" Bereits nach drei Tagen wuchsen an dem Verbrennungsplatz Brennesseln. Die Frau hatte es nicht einmal geschafft, als Hund wiedergeboren zu werden, sie kam als Brennesseln wieder zur Welt.

Die sieben Schwestern

Eine Familie hatte einmal sieben Töchter, die eine wie die andere aussahen. Man konnte sie nicht unterscheiden. Und sie hingen auch ständig unzertrennlich zusammen.

Eines Tages kam ein junger Mann und heiratete eine dieser Schwestern. Doch der arme Mann war wirklich zu bedauern. Er wußte nämlich nie, welche der Schwestern nun seine Frau war. Er dachte daher angestrengt nach, wie er das Problem lösen konnte und kaute sieben Jahre auf seinen Fingernägeln herum und aß den Dreck unter denselben.

Irgendwann konnte dann *Iha* (Gott) sein Elend nicht länger mit ansehen und gab ihm einen Hinweis, wie er seine Frau erkennen konnte. Der *Iha* machte den Mann darauf aufmerksam, daß seine Frau ein kleines Muttermal im Gesicht hatte.

Wenn dieses Märchen erzählt wurde, haben wir uns immer gewundert, wie dämlich doch dieser Mann war.

Gawa gama (Opa und Oma)

In einem Dorf lebte einst ein älteres Ehepaar für sich alleine in einer kleinen Hütte. Sie ärgerten sich darüber, daß ständig eine Affenherde auf die Felder kam und diese plünderte. Zwar verjagten sie die Tiere, aber die Affen kamen immer wieder zurück.

Opa und Oma, wie sie von den Leuten allgemein genannt wurden, waren sehr vergeßlich. Und so vergaßen sie auch ihre Wut auf die Affenhorde. Eines Tages, als die beiden alten Leute gerade Knollen pflanzten, kam der Anführer der Affen und sprach: "Opa! Oma! Um eine gute Ernte zu erzielen, müßt ihr die Knollen kochen, schälen, gut mit Butter, Salz und Pfeffer braten und sie in Blätter verpacken. Dann müßt ihr Löcher in die Erde graben, die Päckchen dort hineinlegen, die Löcher wieder verschließen und die Stellen mit Stöckchen markieren."

Die alten Leute glaubten dem Affen und taten, wie er ihnen geheißen hatte. Als sie mit ihrer Arbeit fertig waren, kamen die Affen herbeigeschlichen und bedienten sich. Die Knollen waren ja leicht für sie zu finden, und so fraßen sie alle auf.

Die gutgläubigen alten Leute waren sehr wütend. Es gelang ihnen mit einer List, alle Affen in ihrer Hütte zu fangen. Sie banden sie mit einer Leine fest, wie man es mit Kühen zu tun pflegt. In ihrem Ärger wollten sie die Tiere kräftig mit Stöcken verprügeln. Der Anführer der Affen sprach zu den Alten: "Opa! Oma! Mich könnt ihr auch an dem Holzgriff der Steinmühle festbinden. Ich bin mir meiner Schuld voll bewußt und werde mich nicht wehren. Das ist Ehrensache."

Wieder glaubten die alten Leute den Worten des Affenführers. Als sie dann mit Holzknüppeln auf die Tiere einschlugen, riß sich der Anführer der Horde blitzschnell los - der Holzgriff der Steinmühle war ja nur lose eingesteckt - und befreite auch alle anderen Affen. Die ganze Horde rannte davon und verschwand für immer in den Wäldern. Seither ist dort ihr Lebensraum.

Die geraubte Frau

Es lebte einst einmal ein *da dasa gyelbu* (König); der hatte eine sehr schöne Frau. Diese wurde ihm eines Tages geraubt. Der Räuber war ein Riese, ein Menschenfresser, eine Art Ungeheuer. Er lebte nicht auf unserer menschlichen Erde sondern in einem Erdteil, zu dem sterbliche Menschen nicht hingelangen konnten. Der Mann war lange Zeit sehr verzweifelt und wußte nicht, wo er seine Frau suchen sollte. Schließlich kam er auf die Idee, die Sonne zu fragen, die als Gottheit betrachtet wird, da sie die ganze Welt von oben überblickt.

Nun hatte er das Glück, daß er zu einer Zeit lebte, als die Pferde fliegen konnten, so daß er die Möglichkeit hatte, zur Sonne zu reisen. Für unterwegs nahm er nur eine Handvoll Futter für das Pferd und für sich eine Handvoll Getreide und ein Stückchen Salz mit. Bei dem *Iha* angekommen wären die beiden beinahe abgestürzt ob der göttlichen Kräfte, die die Gottheit umgaben. Doch er überstand den Zwischenfall und konnte dem *Iha* sein Anliegen vorbringen. Die Gottheit erklärte sich bereit, dem armen Mann zu helfen, und verwandelte ihn aus diesem Grunde in eine Maus. Der Riese war nämlich in der Lage, wenn er auf einem Berggipfel stand, einen Menschen, der sich auf einem Nachbargipfel befand, nur mit dem Hauch seines Mundes einzusatmen. Die Maus war jedoch so klein, daß sie sich leicht unter Steinen und Gestrüpp oder gar in der Erde verkriechen konnte, ohne von dem Riesen auch nur im Geringsten bemerkt zu werden.

So gelangte der Mann als Maus mit Hilfe der Sonne schließlich zu der Stelle, an der seine Frau täglich für den Haushalt des Riesen Wasser zu schöpfen pflegte. Nun war Salz in der Welt des Ungeheuers unbekannt, und die Frau hatte bereits einige Jahre hier verbringen müssen. Der Mann in der Gestalt der Maus warf nun ein Stückchen von dem mitgebrachten Salz in die Quelle, als seine Frau gerade zum Wasserholen kam. Die Frau kostete von dem Wasser der Quelle und war sehr verwundert, endlich wieder den Geschmack von Salz auf der Zunge zu verspüren. Da sie schon so lange in dieser unmenschlichen Welt lebte, waren ihr auf der Zunge bereits Haare gewachsen; vielleicht lag dies daran, daß sie so lange Zeit kein Salz gegessen hatte. Als sie nun den Salzgeschmack auf der Zunge verspürte, fragte sie sofort, ob ihr Mann wohl in der Nähe

wäre. Da kam die Maus aus ihrem Versteck hervor. Die Frau glaubte sofort, daß es sich bei dieser Maus um ihren Mann handelte, und freute sich, mit ihm sprechen zu können. Die beiden schmiedeten nun Pläne, wie sie wohl am besten das Ungeheuer aus dem Weg räumen könnten. Der Riese befand sich gerade auf der Jagd; das pflegte er immer des Nachts zu tun, wenn die Menschen schliefen und er dann ungestört fressen konnte.

Die Frau bat nun das Ungeheuer, doch wenigstens eine Nacht einmal bei ihr zu Hause zu bleiben. Der Riese lehnte zunächst ab, da sein Hunger ganz einfach zu groß war. Er sagte, er brauche für einen Abend neun *muri* (1 *muri* = ca. 87 l) Getreide zu fressen sowie neun *som* (Faß) Wasser zu trinken. Wenn er das zu sich genommen habe, würde er anschließend sehr fest schlafen. Dann könne man mehrere Zentner Getreide unter seiner Armachsel dreschen, oder es könnten sieben Pferde über ihn hinwegreiten, ohne daß er davon wach würde. Damit er die Frau nicht aus Versehen verschluckte, hatte er ihr geraten, sich immer hinter seinem Rücken aufzuhalten, wenn sie sich gemeinsam im Haus aufhielten.

Als der Riese gefressen hatte und eingeschlafen war, nahm die Maus wieder ihre menschliche Gestalt an. Nun schritt das wiedervereinte Ehepaar zur Tat. Wegen des tiefen Schlafes des Riesen war es ihnen ein leichtes, ihn mit vereinten Kräften zu ermorden. Dann machten sich die beiden auf den Heimweg.

Leider war der Weg nach Hause unwahrscheinlich lang, und die beiden hatten nichts zu essen bei sich und hungerten sehr. Schließlich sahen sie keine andere Möglichkeit, als bei einem Schäfer am Wegrand ein Schaf zu stehlen. Dabei wurden sie jedoch von dem Schäfer überrascht. Dieser warf mit Steinen nach dem Paar und traf den Mann so unglücklich an der Schläfe, daß das Blut in Strömen floß. Der Mann forderte seine Frau auf, das herabfließende Blut in einem goldenen Teller aufzufangen. Dies sei die einzige Möglichkeit, sein Leben zu retten. Da die Frau aber natürlich keinen goldenen Teller zur Hand hatte, hielt sie ihr Gewand auf, so daß das Blut dort hineinfließen konnte. Aber dies war natürlich kein gleichwertiger Ersatz für einen goldenen Teller. Daher war ihr Mann zum Sterben verurteilt, und die Geschichte fand doch noch ein unglückliches Ende.

Aber wenn das Ungeheuer auch getötet wurde, so existieren Teile von ihm in anderer Form noch heute. Die schwarzen Blutegel sind sein Fleisch, das von dem Paar auf seinem Heimweg gekocht und verzehrt wurde. Die roten Blutegel sind das ungekochte Fleisch, und die Stechmücken sind sein Atem.

Der Lumpenkönig

Es gab einmal ein Reich mit einer großen Anzahl von Königen. Einer von diesen war als Lumpenkönig oder als "zerfetzter König" bekannt wegen seiner zerfetzten Kleidung, die er immer auf dem Leib trug, da er so arm war. All die anderen Könige waren viel reicher und mächtiger als er. Nun war es der sehnlichste Wunsch des Lumpenkönigs, auch einmal ein ganz klein wenig richtig König zu sein, auch etwas von der Würde eines Königs an sich zu haben. Die übrigen Könige waren zunächst dagegen. Schließlich lenkten sie jedoch ein; auch der Lumpenkönig sollte ein wenig König sein, wenn er drei Bedingungen erfüllte. Und nachdem sich die übrigen Könige beraten hatten, sprachen sie zu ihm: "Geh' nach Gyala in Indien. Dort findest du einen Teich, in dem wächst eine *gyelwi mendok* (Königsblume, Lotos). Diese Blume mußt du pflücken und zu uns hierher zurückbringen."

So machte sich der Lumpenkönig auf den Weg nach Indien zu dem Teich, wo jene wunderbaren Blumen wuchsen. Doch in diesem Teich lebten gefährliche Giftschlangen, die die Blumen bewachten. Gedankenversunken trabte der Lumpenkönig seines Weges und überlegte, wie er wohl dieses Hindernis überwinden könne. Da stieß er mit seinem Fuß gegen einen Stein, der da auf der Erde lag. Er ärgerte sich sehr darüber und trat daher recht kräftig gegen diesen Stein. Da flog zu seiner Verwunderung etwas in die Luft. Es war ein alter Geier, dem ein verschluckter Knochen im Hals steckengeblieben war, und der im Sterben lag. Durch den Tritt des Lumpenkönigs jedoch hatte sich der Knochen aus dem Hals gelöst. Daher sprach der Geier zum Lumpenkönig: "Du hast mir das Leben gerettet. Als Dank dafür werde ich auch dir einen Dienst erweisen." Da erzählte ihm der Lumpenkönig, daß er auf dem Weg nach Gyala wäre, um einen *gyelwi mendok* aus dem Teich zu pflücken. Dann könne auch er ein wenig König sein. Als der Geier dies hörte, erschrak er sehr: "Was muß ich da hören? Dort gibt es doch zahlreiche *ru*¹⁵. Diese werden dich zerdrücken und verschlingen. Außerdem ist der Weg zu jenem Teich unwahrscheinlich weit." Doch der Geier wußte einen Ausweg. Er nahm den Lumpenkönig ganz einfach auf seinen Rücken und flog mit ihm eine endlos scheinende Strecke durch die Lüfte, bis er in der Nähe des Teiches zu Boden ging.

Der Lumpenkönig begab sich nun zu dem Teich und kletterte langsam an dem Blumenbaum hoch. Doch als er oben ankam und gerade eine der wunderbaren Blumen abbrechen wollte, kam eine Schlange gekrochen und wand sich an seinem Körper hoch. Währenddessen hatte der Geier sich auf dem Ast eines Baumes niedergelassen, und als die Schlange gerade zubeißen wollte, um den Lumpenkönig zu töten, kam er blitzschnell angeflogen, packte die Schlange mit seinem Schnabel und riß sie vom Körper des Lumpenkönigs fort. Nun konnte der Lumpenkönig in Ruhe seine Blume pflücken. Danach trug der Geier ihn auf seinem Rücken zu jener Stelle zurück, wo er ihm zuvor begegnet war. Hier bedankte sich der Lumpenkönig herzlich bei seinem Freund und nahm Abschied. Sie waren sich beide nun nichts mehr schuldig; jeder hatte dem anderen einen Dienst erwiesen und ihm das Leben gerettet.

Die übrigen Könige hatten schon längst nicht mehr mit seiner Rückkehr gerechnet, da sie annehmen mußten, daß er von einer Schlange getötet worden wäre. Umso größer war nun ihr Erstaunen, als sie ihn mit der Blume ankommen sahen. Daher stellten

15 Name der Schlangen, die die *gyelwi mendok* bewachen

sie nun ihre zweite Forderung: "Wenn du wirklich König werden willst, mußt du als nächstes zu einer Tigerin gehen, bei ihr etwas Milch melken und diese Milch dann zu uns hierher bringen." Sie dachten natürlich, er würde niemals wieder lebendig von der Tigerin zu ihnen zurückkehren. Doch auch diesmal waren die höheren Mächte dem Lumpenkönig wohlgesonnen. Er konnte ungehindert zu der Tigerin gehen, und diese ließ es sich gefallen, daß er bei ihr etwas Milch molk.

Als er nun abermals unversehrt zu den übrigen Königen zurückkehrte, trugen diese ihre dritte Bedingung vor: "Wir geben dir jetzt eine Rabenfeder. Gehe zu jenem großen Baum, den du dort siehst und schneide ihn mit Hilfe der Feder durch." Hielten die übrigen Könige dies auch für eine absolute Unmöglichkeit, so ließ sich der Lumpenkönig dennoch nicht lange auffordern. Er ging zu dem Baumriesen und sägte ihn vor den Augen der erstaunten Könige – eins, zwei, drei – mit der Rabenfeder entzwei. Damit waren die drei Bedingungen der übrigen Könige erfüllt und der Lumpenkönig durfte auch ein wenig König werden, denn nun konnten auch die anderen Könige keine Bedenken mehr haben.

Der *penbu* und Pawa Cherenzi¹⁶

Vor langer Zeit gab es einmal einen *penbu* (Schamane) , der sich auf eine Diskussion mit Pawa Cherenzi einließ. Jeder der beiden behauptete, der Meister zu sein. Da schlug Pawa Cherenzi vor, den Zwiestreit im friedlichen Wettkampf beizulegen. Wer bei Sonnenaufgang als erster von ihnen beiden hoch oben auf dem höchsten *ri* (Berg) ankäme, der sollte von sich behaupten können, der wahre Meister zu sein.

Der *penbu* willigte ein und machte sich bereits am Vorabend des festgesetzten Tages auf den Weg zum Fuß des ausgewählten Berges. Unter ständigem Trommeln versetzte er sich in Trance und versuchte, bereits beim ersten Morgengrauen oben auf dem Berg anzukommen. Doch das wollte ihm nicht so ganz gelingen. Pawa Cherenzi wartete unterdessen unten im Tal ganz ruhig den Sonnenaufgang ab, setzte sich dann auf den ersten Sonnenstrahl und war in Sekundenbruchteilen mit ihm auf dem Gipfel des Berges angelangt. Damit war erwiesen, daß Pawa Cherenzi der wahre Meister war. Der *penbu* hatte die Wette verloren. Seitdem weiß man, daß ein *penbu* etwas minderwertiger ist als Pawa Cherenzi, da jener nicht in der Lage ist, auf einem Sonnenstrahl zu reiten.

16 Sherpaname der tibetisch-buddhistischen Gottheit Chenrezig (skt. Avalokiteshvara)

Die Schulden des armen Mannes

Es lebten einmal ein sehr reicher und ein sehr armer Mann. Der reiche Mann hatte alles, was man sich nur denken konnte, in großem Überfluß. Der arme Mann hatte gar nichts zu essen und kam daher immer wieder zum reichen Mann, um Getreide zu leihen. Der Reiche lieh ihm Getreide, obgleich der Arme ihm seine Schulden nie zurückzahlte.

Irgendwann starben die beiden Männern, ohne daß die Schulden beglichen worden waren. Das Schicksal wollte es, daß der reiche Mann als Schaf mit einem kaputten Horn wiedergeboren wurde, der arme Mann aber als Elefant. Das Schaf lebte bei einer kinderlosen armen Familie, während der Elefant das Reittier des Königs war.

Eines Tages wollten die armen Leute das Schaf schlachten, da dies das einzige war, was sie noch hatten. Da glaubten die beiden, ihren Ohren nicht zu trauen, als das Schaf sie ansprach und sagte: "Tötet mich nicht! Ich bin reich. Der Königselefant schuldet mir sehr viel." Das Schaf forderte die Leute auf, zum König zu gehen und diesem zu erklären, ihr Schaf wolle mit seinem Elefanten kämpfen. Die Leute taten, wie das Schaf sie geheißt hatte und gingen zum Königspalast.

Der König war einverstanden, stellte jedoch eine Bedingung. Wenn das Schaf gegen seinen Elefanten gewänne, bekämen die Leute das halbe Königreich vermacht. Wenn aber das Schaf verlöre, dann würden das Ehepaar und ihr Schaf getötet.

Das Schaf sagte den armen Leuten, sie sollten an sein eines Horn eine Waage festbinden und an das andere Horn ein *mana*-Maß. Als der Elefant das so ausgestattete Schaf erblickte, erschrak er zu Tode, machte auf der Stelle kehrt und raste mitsamt dem König in großer Hast davon.

Der König gestand seine Niederlage ein. Das arme Ehepaar erhielt die Hälfte des Königreichs. Das Schaf aber lebte noch lange glücklich und zufrieden bei den Leuten. Es soll achtzehn Jahre alt geworden sein.

Die böse Stiefmutter

Eine Familie lebte einst in Glück und Frieden zusammen. Es waren dies ein Mann, seine Gattin, sein Sohn und seine Tochter. Der Mann war Händler von Beruf und daher viel von zu Hause weg. Als er sich eines Tages auf eine längere Geschäftsreise begeben mußte, ermahnte er seine Familie besonders eindringlich, nicht zu sehr herumzualbern und herumzutanzten, denn das würde Unglück über die Familie hereinbringen. Dann machte er sich auf den Weg.

Es kam, wie es kommen mußte: Die Familie befolgte den Rat des Vaters nicht im geringsten. Ja man trieb es sogar so weit, daß man auf dem Leichenverbrennungsplatz tanzte. So nahm das Unglück seinen Lauf, als auf einmal die Mutter auf der Stelle tot umfiel. Die Kinder gerieten zunächst in Panik. Die Tochter als die Ältere wollte am liebsten ebenfalls sterben. Der Junge sah darin jedoch keinen Sinn, sondern erinnerte seine Schwester vielmehr daran, daß da ja auch noch ihr Vater existierte. So sind die beiden traurig nach Hause geschlichen.

Als der Vater von der Reise zurückkehrte, war er über das Geschehen zunächst sehr bestürzt. Doch mit der Zeit wurden die Wunden des Herzens geheilt, und er heiratete erneut. Das Schicksal wollte es jedoch, daß das junge Mädchen, das der Vater heiratete, in Wirklichkeit eine ganz böse Hexe war. Als der Mann sich wieder einmal auf eine Geschäftsreise begab, nahm die Stiefmutter ihre wahre Hexengestalt an und malte sich darüber hinaus noch das Gesicht mit Farben an, um den Kindern besonders viel Furcht einzujagen.

Als der Mann von seiner Handelsreise zurückkam und sich auf das hübsche Antlitz seiner jungen Frau freute, wurde er bitter enttäuscht. Seine Frau sah nun eher aus, als läge sie gerade im Sterben. Er versprach ihr, daß er alles tun wolle, um sie wieder gesund zu machen, und fragte sie, welche Medizin er ihr geben müsse. Da antwortete sie, es könne ihr gar keine Medizin helfen. Da er sich jedoch immer größere Sorgen um sie machte, sagte sie schließlich, *lo* und *chinba* (Herz und Nieren) seines Sohnes und seiner Tochter wären ihre einzige Rettung. Da erschrak der Vater sehr und überlegte, welcher Ausweg aus dieser Situation möglich wäre. Er versteckte seine beiden Kinder in einem abgelegenen Flügel seines geräumigen Hauses und brachte seiner Frau statt der gewünschten Kinderorgane die von zwei Gazellen. Und siehe da, die Frau wurde wieder gesund!

Aber für die beiden Kinder war es eine sehr schwere Zeit, da sie ständig im Verborgenen des Hauses bleiben mußten. Insbesondere dem stets sonnenhungrigen Jungen fiel dies sehr schwer. Eines Tages konnte er der Versuchung nicht mehr widerstehen und spähte hinter dem Vorhang hervor. Das wurde natürlich von der bösen Stiefmutter beobachtet. Sie fühlte sich von ihrem Gatten betrogen und verfiel wieder in ihre alte Krankheit.

Nun wußte der Vater keinen anderen Ausweg mehr, als Mörder zu dingen, die die Kinder auf dem Verbrennungsplatz umbringen sollten. Den Weg dorthin legten sie auf dem Rücken von Pferden zurück, aber sie verstanden es immer wieder, den Ritt zu verzögern. Als sie schließlich doch endlich an dem Verbrennungsplatz ankamen, sollten sie der Sitte entsprechend ihre Henkersmahlzeit einnehmen. Der Junge jammerte aber ständig, er habe keinen Hunger, und so kam es, daß sie bei Einbruch der Dunkelheit immer noch nichts gegessen hatten. Daher kehrte man unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurück.

Am nächsten Tag unternahm man dann einen zweiten Anlauf. Nun packten die gedungenen Mörder den Jungen bei den Haaren und schüttelten ihn kräftig. Da rief das Mädchen: "Mein Herz ist Medizin, das von meinem Bruder aber ist Gift!" Da ließen die Männer den Jungen fallen und wandten sich seiner älteren Schwester zu. Jetzt war es an dem Jungen zu schreien: "Mein Herz ist Medizin, das der Schwester aber ist Gift!" So ging es nun hin und her zum Leidwesen der einfältigen Mörder, bis es schließlich wieder dunkel wurde und man wieder unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren mußte.

Nun ergriffen die Kinder selbst die Initiative und liefen noch in derselben Nacht von zu Hause fort. Nach langem Umherirren im Wald kamen sie zu einem Haus am Wegesrand, vor dessen Tür eine alte Frau beim Spinnen saß. Da der Junge sehr durstig war, bat seine Schwester die Frau um einen Schluck Wasser. Diese sagte jedoch, sie habe kein Wasser da, und gab ihr stattdessen einen Tontopf, in dem sie selbst Wasser holen sollte. Der Topf aber hatte neun Löcher. Das Mädchen machte sich auf den Weg und ließ seinen Bruder bei der alten Frau zurück. Es hörte zwar ständig das Wasser rauschen, fand aber keine Quelle, da die Frau alle Wasserläufe in der Umgebung verzaubert hatte. Schließlich riß sich das Mädchen einige Haare aus und verstopfte damit die neun Löcher des Topfes. Dann sammelte es das feuchte Moos des

Waldbodens in dem Topf und brachte dies dem Bruder, damit er es ausdrücken und so seinen Durst stillen konnte.

Als das Mädchen jedoch zu dem Haus der alten Frau zurückkehrte, bestritt diese, daß es seinen Bruder bei ihr zurückgelassen habe und drohte, es mit der Spindel totzuschlagen, wenn es nicht sofort das Weite suchte. Kaum war das Mädchen außer Sichtweite, versuchte die Alte dreimal, den Knaben, den sie zuvor versteckt hatte, zu verschlingen; doch jedesmal blieb dieser mit der Ferse in ihrem Rachen stecken.

Es ereignete sich zu jener Zeit, daß in einem nahegelegenen Königreich der König gestorben war, ohne einen Thronfolger zu hinterlassen. Daher war eine Gruppe von neun Staatsdienern im Lande unterwegs, um einen geeigneten neuen König zu kaufen. So gelangten sie eines Tages auch zum Haus der alten Hexe. Diese sagte, der Junge müsse etwas ganz besonderes sein, da er der erste Knabe wäre, den sie nicht habe verschlingen können. Die Beamten sahen sich am Ziel ihrer Suche, bezahlten der Alten das ganze Geld, das sie mit sich führten - und das waren fast neun Säcke an Münzen - und kehrten mit dem Jungen in ihr Reich zurück.

Als sie dort ankamen, war bereits das ganze Volk versammelt, um einen neuen König aus allen Anwesenden zu wählen; man wollte nun nämlich nicht mehr länger warten. Die Wahl sollte der Elefant des verstorbenen Königs treffen: Derjenige, auf dessen Haupt er eine goldene *phumba* (Vase) niedersetzen würde, der sollte fortan König sein. Der Elefant ging reihum und tat mal hier und mal dort so, als wolle er die Vase mit seinem Rüssel auf das Haupt eines der Anwesenden niedersetzen, doch schließlich stellte er sie auf einem hohlen Baumstumpf ab. Die umstehenden Leute wunderten sich, was das wohl sollte, denn schließlich konnte ja der Baumstumpf nicht König werden. Als man jedoch zu dem Baumstumpf kam, kletterte unser kleiner Junge daraus hervor. Er hatte sich nämlich dort versteckt, da er sich wegen seiner zerrissenen Kleidung so sehr schämte. Doch das Schicksal hatte es so gewollt: Er wurde nun König und herrschte fromm und rechtschaffen von seinem Palast aus.

Der Schwester war es unterdessen weniger gut ergangen. sie hatte sich als Bettlerin mehr schlecht als recht durchs Leben geschlagen und kam nach sieben Jahren auch in die Stadt, in der ihr Bruder König war. Als sie den Palast sah, dachte sie, dort wäre wohl am ehesten etwas zu holen, und wandte sich geradewegs dorthin. Sie bat mit lauter Stimme um eine Handvoll *phe* (Mehl) und ein Stückchen Stoff. Auch dem König drang ihr Gezeter zu Ohren, und er erkannte sofort die Stimme seiner Schwester. Vor lauter Aufregung verließen ihn die Kräfte, und er fiel in tiefe Ohnmacht. Seine Diener glaubten, die fremde Bettlerin habe über ihren König Unglück gebracht und verprügelten die junge Frau nach Strich und Faden. Glücklicherweise erwachte der junge König bald wieder aus seiner Ohnmacht und konnte die Situation aufklären. Unendlich groß war die Freude der beiden Geschwister, daß sie sich nun endlich wiedergefunden hatten. Von nun an lebte auch die Schwester im königlichen Palast. Der König hatte ein goldenes, seine Schwester ein silbernes Bett.

Als der König eines Morgens gerade sein übliches Morgengebet verrichtete, landete auf der Fensterbank eine Brieftaube, die vom langen Flug völlig erschöpft war. Der König wunderte sich, daß sie selbst zum Gurren zu müde war, und schlug mit einem Schreibgerät nach ihr. Da zappelte die Brieftaube, und unter ihrem Flügel kam ein Brief zum Vorschein. Der junge König öffnete den Brief und erkannte sofort die Handschrift seines Vaters. Dieser teilte in dem Schreiben mit, daß er im Sterben läge; die Hexe, seine Gattin, habe ihm Tag und Nacht mit sieben Messing- und sieben Eisenröhrchen Blut abgesaugt, und er bäte um Medizin. Ungeachtet dessen, was geschehen war, war

der König sofort bereit, seinem Vater zu helfen. Seine Schwester aber war dagegen, da der Vater sie damals hatte töten wollen.

Ihr Bruder ließ sich jedoch nicht von seinem Vorhaben abbringen und ging als Mönch verkleidet zu seinem Vater. Wie das Schicksal es so wollte, begegnete er unterwegs seiner bösen Stiefmutter, die ihn fragte: "Junger Mann, wo gehen Sie denn hin?" "Tante", sagte dieser, "ich suche eine Frau für meinen Vater." Da sagte die Stiefmutter: "Warum nehmen Sie denn nicht mich?" Der junge Mann erklärte sich einverstanden unter der Bedingung, daß er zuvor einen Pfeil unter ihre Armachsel schießen dürfe. Falls er sie träfe, könne sie die Frau seines Vaters werden. Die böse Stiefmutter willigte ein, der junge Mönch legte an und traf die Frau mitten ins Herz. Sie stürzte tot zu Boden und wurde auf der Stelle von ihrem Stiefsohn verbrannt. Während der Rauch vom Scheiterhaufen emporstieg, sprach er den Fluch: "Mögest du doch als Hund wiedergeboren werden!"

Dann setzte er seinen Weg fort, holte seinen kranken Vater und kehrte mit ihm in sein Reich zurück. Als sie an der Stelle vorüberkamen, an der er seine Stiefmutter verbrannt hatte, sah er, daß dort schon Brennesseln wucherten.

Tenma (weiblicher Yeti)

Eines Tages verschwand ein junger, heiratsfähiger Mann spurlos. Niemand wußte wo er geblieben war. Es wurden die verschiedensten Behauptungen aufgestellt, was mit ihm geschehen sein könnte. Zu diesen Theorien gehörte beispielsweise die Möglichkeit, daß irgendwelche Dämonen oder Geister ihn zum Selbstmord getrieben haben könnten. Da aber seine Leiche nirgendwo gefunden wurde, dachte man über andere Möglichkeiten nach. Dazu gehörte auch die Idee, daß ein Waldmensch, ein *tenba* (männlicher Yeti) oder eine *tenma* ihn verschleppt haben könnten. Diese Waldmenschen lieben es nämlich, Menschen zu verschleppen. Oft tun sie dies nur für einige Stunden, indem sie sie in Höhlen verstecken. Manchmal aber tauchen die Verschleppten niemals mehr oder erst nach sehr langer Zeit wieder auf.

Die Waldmenschen sind bei ihrer Auswahl der Personen, die sie verschleppen, sehr wählerisch. So sollten die Menschen möglichst gut aussehen; häßliche Menschen interessieren die Waldmenschen nicht. Daher kommt es übrigens auch, daß in erster Linie junge Männer und Mädchen verschleppt werden.

Daher war also die Vermutung, daß jener schöne junge Mann einem Waldmensch zum Opfer gefallen war, durchaus im Bereich des Möglichen. Nach einem Jahr, man glaubte schon gar nicht mehr, daß er überhaupt noch leben würde, tauchte der junge Mann auf einmal wieder im Dorf auf. Seine Erzählung bewies, daß die Leute mit ihren Vermutungen sehr richtig gelegen hatten. Der Mann war tatsächlich von einer *tenma* verschleppt worden. Seine Geschichte mutete geradezu abenteuerlich an.

Ob er freiwillig mit der Waldfrau weggegangen war oder gewaltsam verschleppt wurde, ließ der junge Mann offen. Jedenfalls berichtete er, daß sie ein Jahr lang als Mann und Frau zusammengelebt hatten und daß die *tenma* ihn nicht habe weggehen lassen. Nach einiger Zeit gebar die *tenma* ein Kind, dessen Oberkörper wie der eines Menschen aussah, dessen Unterleib aber behaart war, wie es bei den Waldmenschen

üblich ist. Ob es sich dabei um einen Jungen oder um ein Mädchen handelte, sagte der junge Mann nicht.

Mit der Zeit wurde in dem Mann jedoch die Sehnsucht nach der Welt der Menschen und nach seinem Dorf immer größer, so daß er über Fluchtmöglichkeiten nachsann. Als der schneereiche Winter hereinbrach, sah er endlich eine Chance zu entkommen. Da es nun zu kalt war, barfuß durch die Gegend zu laufen, nähte er Schuhe aus Tierfellen. Das Nähen von Schuhen gehört zum Arbeitsbereich des Mannes. Während der Mann seine eigenen Schuhe in üblicher Weise herstellte, nähte er die Schuhe der *tenma* so, daß das Fell nach außen und nicht wie üblich auf der Innenseite war. Als die beiden dann mit ihrem Kind, das er der *tenma* auf den Rücken gebunden hatte, durch den Schnee stapften, hatte sie zunehmend Schwierigkeiten, ihm zu folgen. Der junge Mann ging mit seiner Tragelast schnellen Schrittes voran den Berghang hinauf, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzudrehen. Die *tenma* rutschte mit ihren Fellschuhen laufend auf dem glatten Schnee aus und blieb immer weiter zurück. Obwohl sie ständig hinter dem Mann herrief, tat dieser so, als habe er nichts gehört, und ging mit unvermindertem Tempo weiter, bis er zu seinem Heimatdorf gelangte.

Widersprüchlich war seine Aussage, daß er sich angeblich nicht mehr nach seiner Frau und seinem Kind umgedreht habe. Andererseits behauptete er aber auch, er habe gesehen, daß das Kind bei den ständigen Stürzen schwere Kopfverletzungen davongetragen habe, und daß die *tenma* das herausquillende Gehirn des Kindes aufgeleckt habe. Im Dorf wurde dieses Ereignis daher noch lange diskutiert.

Tenma und Tenba (männlicher Yeti)

Eine *tenma* war eine sehr neugierige Person. So wurde beispielsweise berichtet, daß sie oft im Dunkeln zu einer Hütte kam und dort genau beobachtete, was drinnen die Frau des Hauses machte. Sie schaute zu, wie die Frau das Essen kochte und wie sie ihr Baby fütterte oder wie sie ihr Haar wusch und sich kämmte.

Die *tenma* scheute sich jedoch, die Hütte zu betreten, solange das Feuer noch brannte. Erst als die Frau eingeschlafen war und das Feuer allmählich erlosch, schlich sich die *tenma* in die Hütte. Nun machte sie selbst all das nach, was sie bei der Frau beobachtet hatte. Es wird leider nicht berichtet, ob ihr das auch alles so gelungen ist. Aber wegen der bekannten Neugier der *tenma* sagt man zu einem kleinen Kind, das den Erwachsenen alles nachzumachen versucht, es sei wie eine *tenma* und die Erwachsenen amüsieren sich dann über das Kind.¹⁷

In einer anderen Geschichte wird von einem *tenba* berichtet, er habe in Tanggaphuk neun Leute mitsamt ihren Getreidesäcken aufgefressen, als die Leute nachts in einer Höhle schliefen. Dieser *tenba* soll hinterher selbst erstaunt gewesen sein, wie gefräßig er doch war.

Einige *tenma* und *tenba* verstecken Mädchen und Jungen für einen halben Tag. Sie versuchen in dieser Zeit, aus den Kindern gute Schamanen zu machen. Wenn sie es

17 Als ich meine Mutter vor ein paar Jahren einmal aufforderte, sie solle sich doch gefälligst vor dem Essen die Hände waschen, wie ich es zwischenzeitlich aus Deutschland gewohnt war, da sagte sie zu mir, ich hätte das wohl von *tenma* gelernt. Sie wollte nicht von mir zur Sauberkeit erzogen werden. Es hatte keinen Zweck, die Mutter zu erziehen.

nicht schaffen, dann lassen sie die Kinder wieder laufen, weil sie nicht geeignet sind, oder aber die Kinder verschwinden von sich aus in den Wäldern. Um einer derartigen Entführung durch die *tenma* oder *tenba* vorzubeugen, empfiehlt es sich, die Ohrläppchen der Kinder zu durchbohren. Dann sind die Kinder nicht mehr vollkommen und unberührt, sondern verschmutzt (*metseng*), und daher für die *tenba* und *tenma* nicht mehr von Interesse. Das Durchbohren der Ohrläppchen ist ein sehr schmerzhafter Vorgang, auch wenn sie mit Eiszapfen ein wenig betäubt werden. Wenn man den Kindern dann jedoch von der Schutzwirkung der Ohrlöcher berichtet, lassen sie die Tortur bereitwillig über sich ergehen. Das Durchbohren der Ohrläppchen gilt auch ganz allgemein als ein Schutz gegen Krankheiten.

Nachbarvölker

Gurung

Ein junger Mann aus einer reichen Gurung-Familie war einmal mit seiner großen Schafherde auf den Almen in der Nähe des Womi Tso. Er hatte als Helfer Maila, einen Tamang aus unserem Dorf, bei sich. Es traf sich, daß auch zwei Gurung-Mädchen als Pilger oben zum See kamen. Die vier kamen miteinander ins Gespräch. Die Hirten hatten dort oben eine eigene Hütte, und sie gestatteten den Mädchen, dort zu übernachten.

Während sie abends auf ihren Reisstrohmatten am Feuer saßen, entwickelte sich ein Gesangswettstreit zwischen den Mädchen und dem Gurung-Mann; Maila dachte zunächst, die Angelegenheit sei nur ein Scherz. Die jungen Leute sangen die ganze Nacht hindurch. Immer wenn die eine Seite ein Lied beendet hatte, mußte die andere Seite mit einem anderen Lied darauf antworten. Zunächst sah es so aus, als würde der junge Mann das Wettsingen gewinnen. Doch irgendwann, als der Mond schon fast unterging, hatten die Mädchen noch immer einen großen Liedervorrat, während dem jungen Mann keine Lieder und auch keine Argumente mehr einfielen. Die Mädchen hatten den Wettbewerb und damit auch den Jungen als zukünftigen Ehemann gewonnen. Erst jetzt wurde Maila der Ernst des Wettstreits bewußt.

Der junge Mann mußte auf dem *paril* (Reisstrohmatten) des einen Mädchens Platz nehmen und wurde von diesem Mädchen, seiner zukünftigen Frau, gefüttert. Der junge Mann war totunglücklich und weinte herzzerreißend. Er mußte neben dem Mädchen schlafen, was ihm jedoch erst gegen Morgen gelang, als er endlich aufhörte zu weinen.

Am nächsten Tag nahmen die beiden Mädchen den jungen Mann einfach mit. Nach Sitte der Gurung hatten sie ihn rechtmäßig als Ehemann gewonnen. Der junge Mann war traurig, aber es blieb ihm nichts anderes übrig als mitzugehen. Er bat Maila, gut auf die Tiere aufzupassen. Er müsse jetzt leider gehen. Maila schaute ihnen nach, bis sie unten hinter einem Hügel verschwanden. Da erst wurde er sich der Situation so richtig bewußt. Rasch lief er hinter den Dreien her, ergriff seinen Arbeitgeber an der Hand und raubte ihn von den Mädchen zurück. Sein Argument war, daß er alleine mit den vielen Tieren nicht zurechtkommen würde. Offensichtlich ließ sich der junge Gurung gerne wieder zurückrauben.

Kami

Mit der Ausbreitung der Hindus nach der Einigung Nepals Ende des 18. Jahrhunderts über das gesamte Territorium des neuen Einheitsstaates drangen auch zunehmend Angehörige von Hindukasten in das damals noch auf Klanbasis autonom

verwaltete Sherpa-Gebiet vor. Während sich die höheren Kasten der Brahmanen und Chetri lediglich in niedrigeren Höhenlagen ansiedelten, wo auch Reis angebaut werden konnte, der untrennbar mit der Hindu-Kultur verbunden ist, finden sich heute Angehörige der niederen Kasten weit verstreut auch in höheren Gebirgslagen.

Eine dieser nach Hinduvorstellung unberührbaren Kasten ist die der Kami, der Schmiede. Diese Schmiede bieten ihre Dienste auch der nicht-hinduistischen Bevölkerung an. Sie haben dabei meist mehrere Dörfer zu versorgen, was auch notwendig ist, da sie sonst nicht überleben können.

In meiner Kindheit und Jugend lebten im Umkreis unseres Dorfes drei bis vier Kami-Familien. Die Zahl schwankte etwas, da sich die Kami lediglich als Pächter niederließen und ihren Wohnort wechselten, wenn die Lebensgrundlage nicht mehr gesichert war. Sie erhielten dabei von den Sherpa keine bereits urbar gemachten Ackerflächen zugeteilt, sondern stets kleine, relativ minderwertige Brachlandflächen, die noch kultiviert werden mußten. Die Erträge waren meist so gering, daß sie nur einen kleinen Anteil des Bedarfs deckten. Auch durften sie keine Kühe halten. Das Problem war nämlich, daß sie kein Weiderecht für die Kühe besaßen. So hatten sie lediglich ein paar Hühner und Schweine, gelegentlich auch eine Ziege. Aber oft waren sie auch dazu aus finanziellen Gründen gar nicht in der Lage. Sie hielten jedenfalls nur Tiere, deren Fleisch sie auch essen durften.

In unserem Dorf lebte nur für kurze Zeit eine junge Kami-Familie. Das kleine Waldstück, das man ihnen am Dorfrand zugewiesen hatte, war so schattig, daß die beiden kleinen Kinder in der Bambushütte ständig froren. Außerdem war der Boden so lehmig, daß er keine Erträge brachte. Daher siedelten sie später ins Nachbardorf um, wo ihnen jemand ein winziges Fleckchen Land überließ. Wir haben von diesem Kami einmal ein kleines Silberschälchen herstellen lassen. Als Gegenleistung erhielt er etwas Mais und eine Kartoffelmahlzeit. Normalerweise baten die Handwerker darum, daß man ihnen auch noch etwas zu essen für die Familie mitgab. Nicht so jedoch unser Kami, was uns sehr verwunderte. Obwohl wir auch Kartoffeln für seine Familie mitgekocht hatten, ließ er diese liegen. Daher dachten wir, was das doch für ein feiner und netter Mann wäre, weil er nie klagte und jammerte. Als dann später im Frühjahr meine Mutter seiner Frau gegenüber lobend über deren Mann sprach, sagte diese: "Von wegen netter Mann! Ich und die Kinder müssen ständig hungern. Seit einer Woche ist er nun schon nicht mehr nach Hause gekommen, und die Kinder weinen." Irgendwann nach dem Monsun muß die Familie dann weggezogen sein. Wir haben sie nie wieder gesehen.

Neben der geringen Bezahlung für erbrachte Arbeiten gab es auch eine feste Regelung für das Dienstleistungsverhältnis. Zur Zeit der Ernte mußte jede Sherpa-Familie den Kami einen bestimmten Anteil an Naturalien überlassen. So durften sie z.B. von Kartoffeln oder Maiskolben so viel holen kommen, wie eine Person tragen konnte. Als Gegenleistung mußten sie für die Sherpa-Familie für die Dauer eines Jahres alle anfallenden Schmiedearbeiten erledigen. Daneben nahmen die Kami aber auch andere Arbeiten wahr wie das schon erwähnte Herstellen von Silberschälchen oder aber auch von Silberschmuck. Außerdem wurden sie von den Sherpa in der Hauptsaison als Hilfskräfte bei der Feldarbeit herangezogen. Solche Sonderdienste mußten natürlich dann auch gesondert bezahlt werden.

Meistens hatten wir ein Dienstleistungsverhältnis mit einer Kami-Familie aus Deku. Eines Tages kam dieser Kami einmal zu unserem Haus. Betreten dürfen die Kami die Sherpa-Häuser nicht, da auch die Sherpa, obgleich sie Buddhisten sind, die Kami als Unberührbare behandeln. Aber auch die Kami selber halten sich strikt an diese Regeln.

Dies bedeutet, daß die Sherpa die Kami von vorne bis hinten bedienen müssen, wenn sie einmal zum Essen kommen. So streckte also auch unser Kami eines Tages den Kopf zum Fenster herein und klagte, er habe furchtbaren Hunger. Mutter sagte, sie hätte zur Zeit nichts Eßbares im Haus außer einem Rindfleischartopf. Der Kami aber hatte solchen Hunger, daß er auch damit einverstanden war, obwohl ihm der Verzehr von Rindfleisch aus religiösen Gründen ja streng verboten war. Ausgerechnet als er dann gerade aß, kam ein anderer Kami aus Ringmo vorbei. Als dieser sah, daß der andere Rindfleisch aß, schimpfte er: "Wie kannst du deine eigene Mutter essen?" Und er schlug auf unseren Kami ein. Nachher sind dann beide davongelaufen, der eine heulend, der andere wütend.

Eines Tages wurde in Kundruk bei einer Tamang-Familie das Tihar-Fest gefeiert. Dabei trat auch eine kleine Kami-Gruppe auf, die mit Trommeln Musik machten und sangen und tanzten. Es gab in Öl gebackenes Maisbrot und Süßkartoffeln zu essen und natürlich reichlich *chang* und *arak* zu trinken. Zu meiner großen Verwunderung durften die Kami hier auch die Hütte der Tamang betreten. Unter den angeheiterten Gästen befand sich ein Bruder meiner Mutter. Zu fortgeschrittener Stunde vereinbarte er mit einem der anwesenden Kami, auf Brüderschaft zu trinken: "*Hami dajyu bhai!*" (nep. "Wir sind Brüder!") Und sie tranken abwechselnd aus einem Schälchen. Wir Kinder waren entsetzt, da man uns immer wieder eingepreßt hatte, daß die Kami Unberührbare wären, deren Speichelberührung unbedingt zu vermeiden wäre. So erwarteten wir jetzt, daß unser Onkel jeden Augenblick sterben oder total verblöden würde. Ich beobachtete ihn daher die ganze Zeit und dachte, seine Lippen müßten jeden Augenblick anschwellen, und er müßte nicht mehr sprechen und keinen klaren Gedanken mehr fassen können. Aber nichts dergleichen geschah. Mein Onkel und der Kami wurden immer lustiger, fröhlicher und lauter und tanzten zusammen.

Jethi, eine Schmiedetochter

Jethi, eine Schmiedetochter aus Deku, erzählte mir einmal ihre Geschichte. Sie war von ihrem Stiefvater mit einem Kami aus einem Dorf irgendwo hinter Ringmo verheiratet worden. Vier Männer hatten sie zur Hütte ihres Angetrauten begleitet. Dort angekommen, forderten sie ihre Schwiegermutter auf, den Brautpreis zu zahlen. Die Schwiegermutter jedoch erklärte, ihr Stiefvater habe bereits zwei Flaschen *arak* (Branntwein) getrunken. Damit sei der Fall erledigt. Sie müsse nichts mehr zahlen.

Hierüber war Jethi sehr verärgert. Sie ließ sich dies jedoch nicht anmerken. Nicht umsonst war sie als die "schlaue Jethi" bekannt. Die Leute haben sie drei Tage und Nächte lang ständig bewacht. Sie konnte keinen Schritt alleine vor die Tür gehen. Am vierten Tag mußte sie zusammen mit einer Schwägerin im Wald Brennholz sammeln. Jethi ging gerne mit.

Im Wald angekommen, sprach sie zu ihrer Schwägerin: "Du sammelst hier und ich dort drüben!" Die Schwägerin dachte sich nichts dabei und willigte ein. Als Jethi sich ein Stück entfernt hatte und die Schwägerin gerade nicht herübersah, rannte Jethi so schnell sie nur konnte in Richtung Heimat davon.

Nach einiger Zeit bemerkte sie, daß ihr Mann mit einem seiner Brüder hinter ihr hergelaufen kam. Als sie oben in Takshindu an der Paßhöhe ankam, hatten die beiden

Männer sie fast eingeholt. Doch auch hier wußte Jethi einen Rat. Sie nahm Steine, die auf allen Paßhöhen von den Passanten dort als Glücksbringer aufgestapelt waren, und warf sie in rascher Folge von oben auf die beiden Männer. Diese versuchten zunächst, in Deckung zu gehen. Als Jethi aber nicht aufhörte, Steine zu werfen, gaben die Männer schließlich auf und kehrten in ihr Dorf zurück.

Jethi aber ging zu ihrer Lehmhütte zurück und half wieder ihren Eltern bei der Arbeit. Manchmal kam sie auch zu uns zum Arbeiten, insbesondere zur Zeit der Kartoffelernte. Ich hatte eine sehr gute Beziehung zu ihr und möchte sie als meine Freundin bezeichnen. Einmal waren meine Eltern zu Verwandten eingeladen. Jethi hatte bereits eine ganze Woche bei uns gearbeitet und machte sich auf den Heimweg. Als Arbeitslohn stand ihr ein Anteil an den geernteten Kartoffeln zu. Sie nahm so viele mit, wie sie nur tragen konnte. Mir war das egal. Die Kartoffeln faulten sowieso viel zu schnell.

Jethi heiratete später einen Kami aus Cherko, mit dem sie offensichtlich glücklich war. Die Kami halten eine kleine schwarze Schweineart. Einmal wollte Jethi uns etwas Schweinefleisch mitbringen, jedenfalls hatte sie uns das versprochen. Als sie zum Dasain-Fest bei uns vorbeikam, hatte sie ein kleines Päckchen bei sich. Wir dachten die ganze Zeit, das wäre wohl das Fleisch, und freuten uns bereits auf den Speck. Später stellte sich heraus, das in dem Päckchen lediglich Blumengirlanden waren. Das Fleisch hatte sie offensichtlich vergessen. Aber das hat uns auch nicht so viel ausgemacht.

Jethi hatte auch einen guten Ruf als Schamanin. Als einmal eine Tante krank war, wurde Jethi herbeigerufen. Damals war Jethi bereits hochschwanger. Für die Zeremonie wurde ein kleines weibliches Küken benötigt. Jethi baute einen kleinen Altar auf. Dann wurde das Küken mit einem durch die Nase gezogenen Faden an der Decke aufgehängt. Jethi begann mit ihrem wippenden Schamanentanz, wobei sie allerdings größere Probleme wegen ihrer Schwangerschaft hatte. Das Küken sollte mittanzen, d.h. mit den Flügeln flattern. Zunächst wollte es gar nicht. Prompt ging es meiner Tante wieder schlechter, weil das nämlich ein schlechtes Omen ist. Schließlich fing das Tierchen aber doch an zu tanzen, und der Tante ging es besser.

Nach mehreren Tanzrunden um die Kranke und den Vogel fiel Jethi in Trance. Sie sprach nun eine Menge Worte in einer Geheimsprache, die nur ihr Assistent verstand. Dieser übersetzte, was die Ursache der Krankheit war und wie sie zu heilen wäre. Als Jethi später aus der Trance erwachte, konnte sie sich an nichts mehr erinnern. Irgendwann wurde es sehr neblig. Es war spät am Abend, und die Füchse heulten sehr laut. Da wußten alle, daß die Seele der Tante schon das Haus verlassen hatte. Sie war doch gestorben.

Vertreibung

In unserem Dorf lebten auch einige Tamang als Pächter. Es war den Tamang nicht möglich, Land in den Sherpa-Dörfern zu erwerben. Ich hatte ein sehr gutes Verhältnis zu den Tamang-Nachbarn. Mir haben diese armen Leute stets Leid getan. Sie führten ein recht armseliges Leben. Die Sherpa, denen das Land gehörte, machten mit ihren Tamang-Pächtern einen Preis aus, d.h. eine bestimmte Getreidemenge, die als Pacht gezahlt werden mußte. Doch das Land, das ihnen die Sherpa zur Verfügung stellten, gab meist nicht viel her. Die besseren Böden wurden von den Sherpa selbst beackert. Außerdem wußte man nie, wie die Ernte ausfallen würde; die Pacht aber blieb unverändert. Wenn die Tamang ihre Pacht abgeliefert hatten, blieb meist nicht mehr viel übrig. Neben der Arbeit auf ihren Feldern mußten sie sich daher als Tagelöhner, Träger oder Holzhacker bei den Sherpa verdingen. Wurde das alles unerträglich, konnten die Tamang nur noch weglaufen. Aber wo sollten sie hinlaufen? Land besaßen sie ja nicht.

Eine Tamang-Familie vom Klan der *Dokshere* lebte glücklich und zufrieden als Pächter auf dem Grundstück einer Sherpa-Familie in Shiteling. Sie wohnte da bereits, solange ich mich zurückerinnern konnte. Alle ihre Kinder müssen dort geboren worden sein. Sie sprachen neben ihrer Muttersprache auch die Sherpa-Sprache. Die älteste Tochter war als Nonne in das Sherpa-Kloster von Takshindu eingetreten und hatte dort ihre Prüfung erfolgreich abgelegt. Der Vater der Familie war der *thawo* (Freund, nep. *mit*) unseres Vaters. Er feierte ähnlich wie mein Großvater sein Totenfest bereits zu Lebzeiten. Wir hatten einen sehr guten Kontakt zu der Familie. Ich kann mich noch gut daran erinnern, daß wir als Kinder die Mönche mit Wasser naßgespritzt haben.

Einmal ging ich spät am Abend mit Mutter zu diesem Tamang-Haus, um Töpfe für die Herstellung von *arak* (Schnaps) zu leihen. Die Kinder schliefen bereits, aber dennoch bekamen wir etwas *kud* (in Öl gebackene Hörnchen aus Maismehl) zu essen. Im Haus schliefen eine Tochter und der Sohn mit seiner jungen Frau, die den Arm um ihren Mann gelegt hatte. Es war ein glückliches Bild, wie alle dort lagen und schnarchten.

Doch das Glück des jungen Paares währte nicht lange. Der junge Mann ging eines Tages für zwei bis drei Jahre nach Indien. In dieser Zeit begab sich seine schwangere Frau zu ihrer Familie. Später, die kleine Tochter konnte bereits sitzen, unterhielt ich mich mit ihr. Sie sagte, ihr Mann habe eine andere Frau gefunden; er komme nicht mehr zurück. Die Familie ihres Mannes wollte sie trotzdem bei sich aufnehmen, doch die junge Frau zog es vor, bei ihren Eltern zu bleiben.

Die Tamang-Familie besaß ein Lieblingskalb. Dieses Kalb ließen sie eines Tages auf der Dorfweide grasen, obgleich die Sperrung der Weide noch nicht beendet war. Alljährlich wurde die Weide nämlich für ein halbes Jahr geschlossen. Solange der Pfahl mit dem an einer Leine befestigten Stein dort stand, durfte niemand die Weide betreten. Offensichtlich nahm aber niemand aus dem Dorf Anstoß daran, daß das Kalb in der Sperrzeit dort weidete. An einem Wintertag aber, als die Tamang-Familie den Mais von den Kolben getrennt hatte, gingen sechs Männer aus dem Dorf, je drei von ihnen waren Brüder, zum Haus der Tamang-Familie, um sie für das Vergehen zu bestrafen. Die Tamang mußten ihre gesamte Maisernte, ungefähr 10 *muri* (1 *muri* = ca. 87 l) abliefern. Der Vater der Familie muß sich wortlos dem Druck gebeugt und die gesamte Ernte herausgegeben haben. Als gerade die letzten Reste des Mais übergeben wurden, kam die älteste Tochter, die Nonne aus Takshindu. Als sie hörte, was geschehen war, nahm

sie einen Besen und schlug damit auf den letzten der sechs Sherpa ein. Wir haben damals nicht gewußt, was diese Leute der Tamang-Familie antaten. Sicherlich hätten viele Leute im Dorf diese Tat nicht unterstützt.

Später, im Frühling, verließ die Tamang-Familie dann unser Dorf. Sie trugen ihre gesamten Habseligkeiten auf dem Rücken. Der Vater blickte wortlos zu Boden. Er war nicht gut auf unseren Vater zu sprechen, dem er vorhielt, er habe ihm nicht geholfen. Aber mein Vater hatte ja gar nicht gewußt, was die Leute machten; außerdem hätte er alleine ohnehin nichts ausrichten können. Die Frau verabschiedete sich jedoch von meiner Mutter, die eine gute Freundin von ihr geworden war. Dann gingen die Tamang fort. Wir haben sie nie wieder gesehen. Ich sagte zu den Eltern, wir sollten auch fortgehen. Mutter schimpfte mit mir, ich solle so etwas nicht sagen, weil es sonst wirklich geschehen würde.

Als ich 1977 wieder einmal in mein Dorf kam, lebte der zweitälteste Sohn der Familie wieder an der gleichen Stelle, von der seine Eltern weggezogen waren. Zwischenzeitlich waren aber auch andere Tamang-Familien aus dem Dorf vertrieben worden, so auch die Pächter meines Großvaters und meines Vaters. Sie waren von den gleichen Leuten, die auch damals die Tamang-Familie vertrieben hatten, bei der Polizei angezeigt worden, weil sie Papier hergestellt hatten. Während aber 1977 noch eine ganze Reihe von Tamang-Pächtern im Dorf lebten, trifft man heute keinen einzigen mehr an. Ich vermisse meine verlorenen Freunde und guten Nachbarn sehr.

Tamang

In unserem Dorf lebte einmal eine Tamang-Familie vom Klan der *Mukthum* als Pächter. Die Mutter der Familie war gelähmt und konnte sich nicht alleine fortbewegen, nicht einmal zur Erledigung ihrer Notdurft. Die mußte daher immer von ihrem Ehemann entsorgt werden. Obwohl dies ja eine sehr unangenehme Arbeit war, versuchte er stets, die Sache von der leichten Seite zu nehmen. So tanzte und sang er meist, wenn er den Topf nach draußen brachte. Er war wirklich ein sehr guter Mann, der alles für seine Frau tat. Das gleiche konnte man auch von ihren beiden Söhnen und der Schwiegertochter, der Frau des älteren Sohnes, sagen. Die Leute hatten auch noch eine Tochter, die in einem anderen Dorf verheiratet war. Diese Tochter hatte wiederum eine Tochter, die bei den Großeltern lebte. Sie hörte auf den schönen Namen Bun Maya.

Dennoch geschah es eines Tages, daß der Vater Streit mit seiner Frau bekam. Er verließ das Haus, ohne sich auch nur einmal wieder umzusehen, und ging zu seiner Tochter, die wie gesagt in einem anderen Dorf wohnte. Seine Frau kroch auf allen Vieren hinter ihm her und rief: "Komm zurück, Babu!" Es war das erste Mal, daß wir die Frau außerhalb ihres Hauses sahen. Ihr Mann ging jedoch weiter, als habe er nichts gehört. Als er hinter dem Hügel verschwand, weinte und schluchzte sie. Der Rückweg zum Haus fiel ihr nun besonders schwer, zumal sie wohl ihre letzten Kräfte verbraucht hatte, als sie hinter ihrem Mann herkroch. Sie griff sich mit beiden Händen an den Kopf und wollte einfach nicht wahr haben, daß ihr Mann sie verlassen hatte.

Aber zum Glück waren ja die beiden Söhne und das Enkelkind, Bun Maya, noch da. Die Leute im Dorf glaubten nun auf einmal zu wissen, daß sie eine schlechte Frau war. So hieß es, ihr Mann sei weggegangen, weil sie eine zankige Frau sei. Aber nach zwei

Monaten kam ihr Mann dann plötzlich wieder zurück. Er war fröhlich gelaunt wie immer, als ob nichts geschehen wäre. Von dieser Zeit an ist er immer zu Hause geblieben, bis seine Frau gestorben ist.

Der älteste Sohn lieh bei seinem Sherpa-Arbeitgeber ein Silberschälchen für die Totenzeremonien seiner Mutter. Dieses Schälchen wurde kurz darauf von einem Sherpa gestohlen, was dazu führte, daß die Familie, die ja sowieso nichts hatte, ständig nur für andere Leute arbeiten mußte, um die Schulden abzutragen.

Die zornigen Verwandten

Ich kann mich an eine Tamang-Hochzeit erinnern, die mich als Kind unwahrscheinlich fasziniert hat, obgleich ich das ganze Theater nicht so ganz verstanden habe. Ein Tamang-Junge und ein Tamang-Mädchen waren von ihren Eltern noch im Kindesalter verheiratet worden. Als das große Hochzeitsfest gefeiert werden sollte, zog die Verwandtschaft des Mädchens zum Haus der Eltern des Jungen.

Letztere wußten natürlich genau, was jetzt ablaufen würde. Daher versteckten sie das junge Paar weit oben am Hang, noch oberhalb von unserem Dorf, in einem großen hohlen Baumstamm. Von dort schauten sie ängstlich nach unten und beobachteten, was sich dort abspielte.

Als die Verwandtschaft des Mädchens ankam, begannen sie sogleich mit einem Höllenspektakel. Es wurde in allen Tonarten geschimpft. Steine flogen und Dachschindeln. Aber man achtete offensichtlich tunlichst darauf, daß niemand getroffen, sondern alle immer ganz knapp verfehlt wurden. Derweil war die Familie des Jungen noch immer voll mit der Vorbereitung des Hochzeitsessens beschäftigt. Ein Bock war geschlachtet worden.

Als dann schließlich alle gegessen und getrunken hatten, war aller Streit auf einmal völlig vergessen. Alle unterhielten sich in friedlicher Eintracht.

Das Mädchen Tsamji

Bei den zahlreichen Bevölkerungsgruppen Nepals gibt es unterschiedliche Brauchtümer, nach denen eine Ehe angebahnt wird. Hierzu gehört u.a. auch die Sitte des Mädchenraubs, die auch bei den Sherpa nicht unbekannt ist. Insbesondere wenn ein Mädchen von dem Mann, dem es versprochen und mit dem es verheiratet worden ist, sitzengelassen wird, sucht der Vater des Mädchens einen anderen jungen Mann als Ehemann aus und fordert diesen zum Raub des Mädchens auf, damit dessen Ehre gerettet wird. Hochzeitszeremonien werden nicht mehr durchgeführt. Die Hochzeit geht ohne Aufhebens über die Bühne.

Bei einigen Nachbarvölkerschaften der Sherpa stellt der Mädchenraub aber eine durchaus übliche Form der Eheanbahnung dar. In unserem Dorf lebte eine Tamang-Familie, deren Vater mit unserem gut befreundet war, d.h. er war ein *thawo* (besonderer Freund, nep. *mit*) unseres Vaters. Wir nannten ihn daher auch "Vater". Diese Tamang-

Lhakpa Doma Salaka-Binasa Sherpa

Familie hatte am benachbarten Berghang eine Hütte mit ein paar Kühen. Ihre zweitälteste Tochter, Tsamji, ein Mädchen von etwa 17 oder 18 Jahren, war mit der Betreuung der Tiere beauftragt. Sie wohnte daher die ganze Zeit alleine mit den Tieren in dieser Hütte.

Eines Tages drang von dieser Hütte ein großer Lärm zu unserem Dorf herüber. Das Mädchen schrie offensichtlich in panischer Angst nach ihren Eltern. Diese dachten zunächst, ihre Tochter würde von irgendwelchen wilden Tieren bedroht. Dann aber hörten sie auch Männerstimmen. Sie erkannten aus der Ferne, daß es sich um fünf Männer handelte. Der jüngste von ihnen war weiß gekleidet und trug eine Art weißen Turban, die typische Bräutigamkleidung.

Jetzt wurde den Leuten bewußt, daß ihre Tochter zwecks Heirat geraubt werden sollte. Eilig rannten sie den Hang hinunter hinter der Gruppe her. Die ältere Schwester und der ältere Bruder von Tsamji schlossen sich ihnen an. Da Tsamji enorm stark war und ständig versuchte, sich an Bäumen festzuklammern, kamen die Brauträuber nur sehr langsam voran. Wiederholt versuchten sie, den Widerstand des Mädchens zu brechen, indem sie sie gewaltsam fortzerrten und sie hin und wieder in Brennesseln warfen. "*Raji ki biraji*" (ja oder nein), fragten sie das Mädchen, und immer wenn es "nein" sagte, wurde es wieder in die Brennesseln gestoßen.

Unten im Tal hinter der Flußbiegung holte die Familie des Mädchens die Gruppe ein. Unter einem nie enden wollenden Schwall übelster Schimpfworte stürzten sich die vier auf die fremden Männer. Es kam zu einer wüsten Prügelei. Steine flogen durch die Luft, und es hagelte Stockschläge. Die Familie von Tsamji erwies sich am Ende als die stärkere Seite. Die Männer machten sich aus dem Staub, und die Familie kehrte mit ihrer Tochter nach Hause zurück. Das Mädchen hatte offensichtlich einen schweren Schock erlitten. Heulend und am ganzen Körper zerschunden kam sie wieder im Dorf an. Sie blieb noch einige Tage im Elternhaus. Doch auch danach wollte sie nicht mehr alleine das Vieh hüten, sondern mußte von ihrem Bruder begleitet werden.

Rai

Unterhalb von unserem Dorf liegen auch einige Rai-Dörfer. Es besteht allgemein ein sehr gutes Verhältnis zwischen den Sherpa und den Rai. Ganz besonders aber galt das für meinen Vater, der sich oft wochenlang in den Rai-Dörfern aufhielt. Er hatte nämlich in drei Rai-Dörfern *mit* (Freunde) wohnen.

Die Praxis des Brautraubs ist bei den Rai weit verbreitet. In einem der benachbarten Rai-Dörfer lebte einmal ein hübsches Mädchen im heiratsfähigen Alter. Es schlief des Nachts gewöhnlich in der Scheune, um die Tiere zu hüten. Einmal aber hatte es ausnahmsweise mit seiner Großmutter getauscht, d.h. diese schlief in der Scheune und das Mädchen im Haus.

Ausgerechnet diese Nacht hatten sich die Brauträuber ausgesucht, um das junge Mädchen zu rauben. Sie kamen beim Mondschein in die Scheune und zerrten das vermeintliche Mädchen, das ja in Wirklichkeit die Großmutter war, heraus. Diese schrie und jammerte, sie sei doch die Großmutter, doch die Männer ließen sich hierdurch nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Sie dachten, das Mädchen wolle ihnen etwas

vormachen, um nicht geraubt zu werden. Bei der Dunkelheit konnten sie natürlich nicht sehen, daß es tatsächlich die Großmutter war, die sie da mit sich davonzerrten.

Am nächsten Tag wunderte sich die Familie, wo denn die Großmutter geblieben sei. Doch da kam sie auch schon angehumpelt. Sie hatte überall blaue Flecken und Schrammen und klagte über Schmerzen. Natürlich hatten die Männer beim Tageslicht ihren Irrtum bemerkt und die Großmutter wieder laufenlassen. Schließlich wollte keiner von ihnen die alte Frau heiraten und Kinder mit ihr zeugen.

Wir haben damals sehr darüber gelacht, wie töricht doch die Räuber waren, daß sie der alten Frau nicht geglaubt hatten. Wir überlegten aber auch, woher die Männer denn überhaupt wußten, daß das Mädchen in der Scheune zu schlafen pflegte. Offensichtlich gab es im Dorf einen Verräter, der ihnen das mitgeteilt hatte, vielleicht auch, wenn er einen über den Durst getrunken hatte.

Man erzählte uns, bei einer richtigen Rai-Hochzeit müsse die Familie des Bräutigams der Familie der Braut sieben Töpfe bringen, was natürlich eine recht kostspielige Angelegenheit war. Einmal sahen wir von unserem Haus aus unten im Rai-Dorf eine lange Lichterkette. Diese Laternen wurden angebracht, so sagte man uns, um dem Brautpaar den Weg zu leuchten. Es kamen zunächst aus der Familie des Bräutigams zwei Männer mit weißen Turbanen auf dem Kopf und hielten eine Rede. Danach folgten vier weitere Männer, ebenfalls mit weißen Turbanen, die in einer Sänfte den Bräutigam herbeitrugen.

Auch dazu erzählte man uns eine Anekdote. Ein weiser Mann hatte einmal einem jungen Mann prophezeit, er werde an seinem Hochzeitstag von einem *tak* (Tiger) gefressen. Der junge Mann jedoch lachte nur darüber und sagte, das könne doch wohl nicht sein, weil er am Hochzeitstag in einer Sänfte getragen würde. Als der Hochzeitstag kam, erzählte er seiner Braut von dieser Weissagung. Diese wollte unbedingt wissen, wie ein *tak* aussehe. Daher zeichnete der junge Mann das Bild eines *tak* auf ein Blatt Papier. Da wurde das Bild lebendig. Der *tak* riß sein Maul auf und verschlang den jungen Mann. Man soll halt nicht so neugierig sein, weil das sonst Unglück bringt.

Einmal war ich mit meinem Vater in einem Rai-Dorf. Dort trafen wir einen *mit* meines Vaters, der fließend die Sherpa-Sprache sprach. Er hatte einmal in Taljangma bei einer Sherpa-Familie gearbeitet. Jener Sherpa hatte 25 Jahre als Gurkha-Söldner gedient. Er war damals der einzige Sherpa, der eine Pension erhielt, und war daher sehr wohlhabend. Er war schon ein alter Mann, der nicht mehr richtig laufen konnte. Um seine Pension abzuholen, mußte er jedoch immer nach Okhaldhunga laufen. Eine Frau aus Taljangma, die aus unserem Dorf stammte, hatte damals immer mit unserem Rai-Freund geschimpft, so erzählte er uns jedenfalls. Ich habe mich sehr darüber geschämt.

Der Rai hatte spät geheiratet. Er war aber nun relativ wohlhabend. Er besaß u.a. einen Apfelbaum, einen Bienenstock, einige Tiere, einen Hund, eine Frau und einen Sohn. Einmal sind wir, d.h. mein Vater, sein Rai-*mit*, dessen Sohn und ich, in der Nähe des Rai-Dorfes Grünfutter holen gegangen. Der Junge, er mochte vielleicht 10 oder 11 Jahre alt sein, rief immer "halalo, halalo" oder so ähnlich. Ich fragte seinen Vater, was sein Sohn denn da ständig schreien würde. Der Vater erklärte mir, sein Sohn riefe, sein kleiner Schwanz sei steif. Er wußte natürlich nicht, daß ich ein Mädchen war, da mein Vater mich immer als seinen Sohn ausgab und ich einen geschorenen Kopf hatte und die alten Lumpen meines Bruders trug. Als es dann sogar hieß, ich solle der *mit* des Rai-Jungen werden, habe ich dann ganz einfach geschwiegen.

Wir tauschten Bambusmatten gegen Naturalien. Die Rai, in deren Dörfern es viel wärmer war als bei uns, hatten viel Obst. Auch das Zuckerrohr habe ich sehr gemocht.

Nachdem unsere Tauschgeschäfte erledigt waren und wir noch zu Mittag gegessen hatten, gingen Vater und ich wieder zu unserem Dorf zurück.

Tibetische Flüchtlinge

Nach der Besetzung Tibets durch die Chinesen im Jahre 1959 sahen sich viele Tibeter zur Flucht über den hohen Himalaya nach Indien und Nepal veranlaßt. So kamen damals auch viele Menschen über den 5716 m hohen Paß Nangpa La, den bereits die Urahnen der Sherpa vor rund 450 Jahren bei ihrer Einreise nach Nepal benutzt hatten, nach Khumbu. Zeitweise kamen die Flüchtlinge in ganz großen Gruppen. Mit sich brachten diese Menschen, soviel ihre Lasttiere tragen konnten: Woldecken, Kleidung, Schmuck, Töpfe, Geschirr, heilige Texte, Kultgegenstände usw. Viele hatten auch Ziegen- und Schafherden bei sich. Die Tiere waren bunt geschmückt oder mit Farbstreifen bemalt. Die Hörner der Yaks und Yakkreuzungen waren mit Gebetsfahnen geschmückt.

Für uns Kinder waren diese Karawanen ein ganz besonderes Ereignis. Das Echo der Lieder, welche die Flüchtlinge ständig sangen, hallte die Täler und Berghänge entlang. Man konnte sie schon von weitem hören. Wenn sie in Sherpadörfern kamen, gingen sie betend von Haus zu Haus und bettelten um etwas Getreide oder etwas zu essen. Die Sherpa gaben immer, wenn die tibetischen Flüchtlinge beteten; kamen sie aber nur betteln, ohne zu beten, gaben sie nichts. In den Dörfern entlang des Hauptweges konnte die große Zahl der Flüchtlinge schon zur Last werden. Dennoch waren wir geschockt, als uns unser Vater erzählte, in einem Rai-Dorf am gegenüberliegenden Berghang hätten die Leute den vorbeiziehenden Tibetern zwar eine Handvoll Mais gegeben, sie dann aber anschließend beschimpft und mit Dreck beworfen und bespuckt.

Wir Kinder waren immer erstaunt, daß die tibetischen Flüchtlinge so dick angezogen waren. Oft trugen sie trotz der Frühjahrshitze mehrere Kleidungsstücke übereinander. Dies mochte damit zusammenhängen, daß das Klima in Tibet wesentlich kälter war als bei uns an der Südabdachung des Himalaya. Andererseits werden die Leute aber auch versucht haben, so viele Kleidungsstücke wie möglich mitzunehmen. Dennoch fiel uns auf, daß viele Flüchtlinge ziemlich unter dem heißen Klima zu leiden hatten.

Doch sie hatten auch noch andere Probleme. So gab es immer wieder Verständigungsschwierigkeiten. Zwar ist die Sherpa-Sprache ein tibetischer Dialekt, doch hat sich dieser in den 450 Jahren ihrer Anwesenheit in Nepal eigenständig weiterentwickelt. Problemlos verlief der Dialog meist nur mit den Sherpa-Mönchen und Nonnen in den Klöstern, die natürlich auch der tibetischen Sprache mächtig waren. Noch größere Verständigungsprobleme aber hatten die tibetischen Flüchtlinge mit den Angehörigen anderer nepalischer Bevölkerungsgruppen. Oft half hier nur die Zeichensprache.

Die Tibeter waren für uns in mancher Hinsicht beeindruckend. Für uns Kinder, aber auch für die Frauen, war es etwas Neues, Männer mit langen Zöpfen und großen steinbesetzten Ohrringen, meist nur an einem Ohr, zu sehen. Sherpa-Männer hatten meist fast kahlgeschorene Köpfe, und das Tragen von Ohrringen kannten wir nur von

den Rai. Auch der zahlreiche Gold- und Türkisschmuck und die Kleidung der tibetischen Frauen interessierte die Sherpa-Frauen sehr. Häufig kam es daher zu Tauschaktionen zwischen der Sherpa und den Tibetern.

Wann immer die Flüchtlinge irgendwo Rast machten, waren sie niemals untätig. Viele waren ständig mit der Verarbeitung von Wolle beschäftigt, schoren die Tiere oder kümmerten sich um das Essen. Es war erstaunlich, mit wie wenig Holz die Tibeter in der Lage waren, ihr Essen zu kochen. Sie machten ein kleines Loch in die Erde, kaum größer als ihr Kochtopf. Dann warfen sie etwas Reisig hinein und zündeten es an. Wir Sherpa gingen da wesentlich verschwenderischer mit dem Feuerholz um. Uns reichte kein Reisig, oft mußten ganze Bäume daran glauben.

Und noch etwas hat mich damals tief beeindruckt. Obwohl diese Menschen in einer sehr mißlichen Lage waren und Heimat, Gut und oft Anverwandte verloren hatten, habe ich niemals Tibeter weinen sehen. Ganz offensichtlich hatten die Menschen ihren Überlebenswillen und ihre Zuversicht nicht verloren. Vielleicht hatten ihnen auch ihre zahlreichen laut vorgetragenen Lieder und Gebete dabei geholfen.

Einmal kam auch eine tibetische Tanzgruppe in unser Dorf. Die Gruppe bestand aus gut gekleideten und wohl geschmückten Mädchen und jungen Männern. So etwas hatten wir bis dahin noch nicht erlebt. Das war schon eine kleine Sensation. Viele der heranwachsenden jungen Leute im Dorf bedauerten nicht nur wegen der Tanzvorführungen, daß die Gruppe nach kurzer Zeit weiterzog.

Einige der tibetischen Flüchtlinge ließen sich gleich oben in Khumbu oder in Pharak nieder. Die meisten aber zogen weiter durch Shorong in Richtung Kathmandu, von wo aus einige in die Schweiz weiterfliegen konnten. In Shorong wurde ein großes Flüchtlingslager für die Tibeter in Chalsa eröffnet, das noch heute besteht. So bauten sich viele Flüchtlinge in Shorong eine neue Existenz auf.

Dabei gab es auch Einzelgänger. Ein tibetischer Hirte hatte sich auf seiner Flucht in einer Höhle in der Nähe eines Ortes am gegenüberliegenden Berghang niedergelassen. Dort lebte er einige Jahre zusammen mit seinen Schafen und Ziegen. Die ortsansässigen Leute wunderten sich sehr über den Fleiß und die Genügsamkeit dieses Mannes. Er verarbeitete die Wolle, die Milch und das Fleisch seiner Tiere selbst und tauschte diese Produkte auch an die Sherpa gegen Getreide. Auch wir hätten ihm gerne eine seiner sehr gut verarbeiteten Decken eingetauscht – Geldhandel war damals noch fast unbekannt –, doch hatten wir leider nicht mehr genügend Getreide, als er bei uns vorbeikam.

Unter den tibetischen Flüchtlingen war auch eine Reihe hoher Lamas. Der bekannteste tibetische Lama, der sich in Shorong niedergelassen hat, war Tulshig Rimpoche, der im Kloster Tubden Choling, in der Nähe von Jung, lebt. Als ein hoher Lama einmal im Kloster oberhalb unseres Dorfes zu Gast war, sind wir alle hingegangen, um uns seinen Segen zu holen. Ein wohlhabender Mönch – er betätigte sich häufig als Geldverleiher – hatte ihn eingeladen. Als er in dessen Haus kam, schaute er sich zunächst in aller Ruhe um, betrachtete die Räumlichkeiten und insbesondere die Bibliothek. Dann erst ließ er sich auf seinem Teppich nieder. Der hohe Lama sagte, man solle ihm einen Mann vorführen, der ein weißes Kleid aus Schafswolle anhätte. Diesem wolle er dann etwas mitteilen. Es ergab sich, daß lediglich der Dorftrottel ein derartiges Gewand besaß; also führte man diesen zum hohen Lama, nachdem man ihn noch besonders zurechtgemacht und ihm ein Brokatkleid darunter angezogen hatte. Der hohe Lama betrachtete den Mann von oben bis unten. Er erkannte wohl, daß dies nicht der geeignete Mensch war und sagte nichts. Zu meiner Cousine aber sagte er einmal,

sie habe einen ganz schlechten Charakter, während ein Mädchen in ihrer Begleitung einen guten Charakter habe. Mit dieser Aussage lag er gar nicht so falsch.

Wenn auch das Leid der tibetischen Flüchtlinge insgesamt sehr groß war, so ist mir doch ein Schicksal immer besonders in Erinnerung geblieben. Im Frühjahr hatte mein Vater einen kleinen tibetischen Jungen von vielleicht sechs Jahren irgendwo im Gestrüpp auf unserem Grundstück gefunden. Das Kind war dort offensichtlich vor Erschöpfung eingeschlafen. Mein Vater hatte Mitleid und brachte den Junge mit zu uns nach Hause. Für etwa einen Monat ist er unser Gast gewesen. Er hat bei uns geschlafen und tagsüber uns Kindern bei unseren üblichen Tätigkeiten wie Viehhüten, Brennholz- und Wasserholen geholfen. Uns fiel auf, daß der Junge sehr schreckhaft war; bei jedem plötzlichen Geräusch zuckte er zusammen. Als einmal ein Erwachsener aus Jux einen lauten Schrei ausstieß, lief er Hals über Kopf davon. Wir haben ihn nicht mehr gesehen. Andere Leute haben dann erzählt, sie hätten ihn auf unserem Feld gesehen, wie er rohe Erbsen und Roggen gegessen habe. Obwohl wir ihn dann dort gesucht haben, konnten wir ihn nicht mehr finden. Verhungert ist er damals sicherlich nicht, da es auch in der freien Natur überall genug zu essen gab. Außerdem ließen die Sherpa mit Sicherheit kein Kind verhungern, wenn es etwas mit anfaßte. Ich wüßte dennoch zu gerne, was aus diesem Jungen geworden ist.

Anscheinend hatten die Chinesen bei ihren Attacken gegen die tibetische Bevölkerung auch Pferde eingesetzt. Jedenfalls geschah es einmal, daß ein wohlhabender Tibeter auf einem Pferd zum Markt nach Dorphu ritt. Ein anderer Tibeter hielt ihn offensichtlich für einen Chinesen, zückte sein langes *thi* (Messer, Dolch) und stach damit auf die Beine des Reiters ein. Andere Leute mußten dem Mann zu Hilfe kommen. Dennoch hatte dieser Verständnis für den Angreifer, als sich herausstellte, daß er aufgrund seiner Erfahrungen aus Tibet unter einer Art von Verfolgungswahn litt.

Lieder und Gesänge

Ai pumi ula

Große Schwester, wenn du auf deinem Kopf eine Wollmütze hättest,
wäre das schön. Eins - zwei - drei (*stampfend*).

Große Schwester, wenn diese Mütze auch noch ein Muster hätte,
dann wäre das noch viel schöner. Eins - zwei - drei (*stampfend*).

Große Schwester, wenn du an deinem Hals eine goldene Kette hättest,
wäre das schön. Eins - zwei - drei (*stampfend*).

Große Schwester, wenn diese Kette auch noch Fransen hätte,
dann wäre das noch viel schöner. Eins - zwei - drei (*stampfend*).

Große Schwester, wenn du an deinem Körper ein Brokatkleid trägest,
wäre das schön. Eins - zwei - drei (*stampfend*).

Große Schwester, wenn dieses Brokatkleid auch noch ein Muster hätte,
dann wäre das noch viel schöner. Eins - zwei - drei (*stampfend*).

Große Schwester, wenn du an deinen Füßen Schuhe trägest,
wäre das schön. Eins - zwei - drei (*stampfend*).

Große Schwester, wenn diese Schuhe auch noch ein Band hätten,
dann wäre das noch viel schöner. Eins - zwei - drei (*stampfend*).

Sehnsucht

Mein Geliebter, ich weiß nicht, wo du wohnst und wie du heißt,
mein Geliebter, meine Sehnsucht und mein Heimweh nach dir sind groß.

Mein Geliebter, ach komm doch wieder und zeige mir, wo du bist.
Auch wenn du ein *dangen* (Himalaya-Fasan, nep. *danphe*) wärest und wegflögest nach
Indien,
dein Echo wäre immer noch im Himalaya.

Mein Geliebter, dieses Jahr sind meine Gedanken traurig,
da ich ein Mädchenschicksal ertragen muß.
Mein Geliebter, wo bist du?

Mein Geliebter, die Wolken ziehen und ich mit ihnen.
Mein Geliebter, meine Tränen sind heiß und schwer.
Mein Geliebter, wo bist du?

Oh mein Geliebter, ich sehne mich nach dir.
Mein Geliebter, zeige mir, wo du bist.

Pubertät

Unsere Liebe, unser Fühlen, unsere Geschenke sind in der ganzen Welt.
 Meine Augen haben gesprochen, ich habe gerufen; hast du verstanden oder nicht?
 Wenn man die Sonne anschaut, ist die Sonne schöner, wenn man den Mond anschaut,
 ist der Mond schöner.

Wenn ich den ältesten Bruder anschau, ist der älteste Bruder schöner,
 wenn ich den jüngsten Bruder anschau, ist der jüngste Bruder schöner,
 wenn ich den mittleren Bruder anschau, ist dieser noch viel schöner.

Alle Freunde gehen weg zum Markt. Vater und Mutter haben gesagt, ich soll nicht gehen.

Aber die Liebe zu meinen Freunden ist so groß. Soll ich gehen, soll ich nicht gehen?
 Soll ich weinend gehen, soll ich lachend gehen? Oder soll ich die Liebe töten und nicht gehen?

Die Liebe, die Freunde, die Zeit, sie sind ganz schnell weg.

Mero maya - meine Liebe

Meine Liebe - Gold, Gold Gold!

Wenn ich den goldenen Ring anziehen möchte, dann hat das seinen Preis.

Wenn wir uns treffen, lieben wir uns.

Es wäre besser, wir hätten uns nie gesehen.

Es ist besser, wir treffen uns nicht mehr.

Sonst, oh Liebe, werden wir uns so sehr verlieben.

Wenn wir uns nicht sehen, dann ist meine Sehnsucht nach dir so groß.

Ich sehne mich nach dir. Wann werden wir uns sehen?

Sollen wir uns im Traum sehen oder in der Wirklichkeit?

Wir treffen uns in der Vollmondnacht.

Oh Liebe, laß uns fortlaufen und im Land herumziehen!

Oh meine Liebe, die dunkle Phase des Mondes dauert noch so lange.

Wann kommt endlich die Vollmondnacht mit vielen Sternen, die am Himmel leuchten?

Oh meine Liebe, Tag für Tag warte ich auf dich,

wo die Gräser hoch sind, oder wo die Blumen duften.

Oh meine Liebe, ich warte, wo die Wasserfälle am tiefsten sind.

Oh meine Liebe, eines Tages werden wir uns sehen.

Das Warten

Ich warte auf dich, wo die Felsen singen.
 Ich warte auf dich, wo die Luft flimmert.
 Ich warte auf dich, wo der Mond scheint.
 Ich warte auf dich, wo die Vögel ihre Nester bauen.
 Ich warte auf dich, wo die Sonne am wärmsten scheint.
 Ich warte auf dich im Frühling, wenn die Sonne so lang scheint.
 Ich warte auf dich, wo alle Vögel singen.
 Ich warte auf dich, der Winter ist schon gegangen.

Lada Tonggup (Ein Mädchen zieht zum Ehemann)

Oh Vater Himmel, oh Mutter Erde!
 Vater, du hast mich ernährt. Mutter, du hast mich geboren.
 Oh Vater Mond, gib mir etwas Reichtum!
 Du bist mein leiblicher Vater. Ich bin ein Mädchen.
 Mein Schicksal – ich muß fortgehen.
 Oh Vater Mond, ich muß für immer in die Fremde gehen.
 Ich gehe und werde nie zurückkommen.
 Oh mein leiblicher Vater, du bleibst hier zurück.
 Ich werde leiden. Bitte gib mir deinen Segen.
 Ich gebe dir meinen Segen und wünsche dir ein langes Leben, Väterchen.
 Danke für alles, für die Mitgift und für die Ernährung.
 Danke für deinen Segen. Ich werde immer an dich denken. (*schluchzend*)

Oh meine Tochter, du stehst unter einem guten Stern.
 Ich segne dich für ein glückliches Leben mit deinem Mann.
 Du wirst nicht leiden. Du wirst Reichtümer erwerben.
 Du bist in guten Händen.
 Der Schwiegersohn ist ein rechtschaffener Mensch.
 (*Tochter weint laut und legt beide Hände des Vaters auf ihren Kopf*)

Gelobt seien die Götter!
 Habt ihr gehört, er hat "....." geschenkt?¹⁸
 (*Zwei oder drei junge Männer, die als Zeugen fungieren*)

Oh Mutter Sonne, du hast mich geboren und ernährt.
 Du hast mich in deinem Herzen getragen.
 Mutter, ich gehe in die Fremde, gib mir etwas Reichtum und Segen.
 Du meine göttlich geborene Mutter, Himmel und Erde. Du bleibst hier. (*sehr höflich*)
 Ach Mutter, ich mit meinem Mädchenschicksal, ich gehe in die Fremde.
 Ich werde etwas leiden.
 Aber Mutter, du sollst ein langes Leben haben und nicht mehr leiden.

¹⁸ Es wurde jeweils der geschenkte Gegenstand erwähnt. Das konnten seitens des Vaters zwei bis drei Kühe gewesen sein, es waren aber bei anderen Personen oft nur zwei oder drei Rupien.

Ich werde mich an dich erinnern.
Bitte gib mir deinen Segen, damit ich nicht so sehr leide. (*schluchzend*)

Oh meine Tochter, du stehst unter einem guten Stern.
Du wirst nicht so sehr leiden. Ich wünsche dir Kindersegen.
Du wirst Reichtümer erwerben.
Du bist in guten Händen.

Der Schwiegersohn ist ein rechtschaffener Mensch.
(*Tochter weint laut und legt beide Hände der Mutter auf ihren Kopf*)

Gelobt seien die Götter!
Habt ihr gehört, sie hat "....." geschenkt?
(*Zwei oder drei junge Männer, die als Zeugen fungieren*)

Oh Vateronkel Mond, mein Verwandter. Schenke mir etwas Geld.
Oh Vateronkel Mond! Mein Mädchenschicksal, ich gehe in die Fremde.
Meine lieben Verwandten, ich gehe in die Fremde. Ihr bleibt hier.

Oh meine Tochter Nichte, mach das Beste aus deinem Leben.
Du bist in guten Händen.
Der Schwiegersohn ist ein rechtschaffener Mensch.

Gelobt seien die Götter!
Habt ihr gehört, er hat "....." geschenkt?
(*Zwei oder drei junge Männer, die als Zeugen fungieren*)

Oh meine Tante Sonne! Du goldene Kette, du bleibst hier.
Meine lieben Verwandten! Mein Mädchenschicksal, ich gehe in die Fremde.

Oh meine Tochter Nichte!
Du sollst ehrlich bleiben, dann brauchst du nicht zu leiden.
Du bist in guten Händen.
Der Schwiegersohn ist ein rechtschaffener Mensch.

Gelobt seien die Götter!
Habt ihr gehört, sie hat "....." geschenkt?
(*Zwei oder drei junge Männer, die als Zeugen fungieren*)

Oh mein großer Bruder Mond!
Ach du mein Bruder, wir müssen uns trennen.
Gib mir etwas Reichtümer und deinen Segen.
Ich gehe in die Fremde und du bleibst hier.
Wir sind jetzt getrennt.

Oh meine kleine Schwester, du sollst nicht weinen.
Mach das Beste aus deinem Leben.
Du bist in guten Händen.

Der Schwager ist ein rechtschaffener Mensch.

Gelobt seien die Götter!
Habt ihr gehört, er hat "....." geschenkt?
(*Zwei oder drei junge Männer, die als Zeugen fungieren*)

Oh meine kleine Schwester Sonne, meine Brust!
Ich gehe dieses Jahr und du gehst nächstes Jahr.
Unser Mädchenschicksal, wir müssen in die Fremde gehen.
Oh Schwester goldener Ring!
Schenke mir etwas und gib mir deinen Segen.

Ich gehe in die Fremde und du bleibst hier
Wir müssen uns trennen.

Oh große Schwester Sonne! Du hast Mut.
Du wirst das schon schaffen.
Mach das Beste aus deinem Leben.
Du bist in guten Händen.
Der Schwager ist ein rechtschaffener Mensch.

Gelobt seien die Götter!
Habt ihr gehört, sie hat "....." geschenkt?
(Zwei oder drei junge Männer, die als Zeugen fungieren)

Sherpa-Weisheiten

Eltern kann man nicht kaufen. Deshalb muß man ihnen immer dankbar sein.

Wenn man die Kinder schlecht behandelt, hat man eines Tages keine Kinder mehr.

Wenn jemand sehr böse und zornig ist, wird ihm niemand helfen, wenn er einmal in Not gerät, und er wird in Einsamkeit zugrunde gehen.

Ein schwangere Frau darf nicht auf blühenden Feldern herumlaufen, weil es dort sonst zu einer Mißernte kommt.

Wenn eine schwangere Frau einen Korb für das zu erwartende Kind herstellen möchte, so sollte sie dies möglichst selbst erledigen und nicht andere Leute damit beauftragen. Dies ist eine gute Voraussetzung, daß sie ein gesundes und kräftiges Kind zur Welt bringen wird.

Wenn eine Frau dunkle Flecken auf der Nase hat, dann zeigt dies an, daß sie schwanger ist. Ein weiteres Zeichen ist, wenn sie sich übergeben muß.

Wenn aus den Brüsten einer Frau klebrige Flüssigkeit austritt, dann ist sie mindestens im sechsten Monat schwanger.

Kleinen Kindern sollte man schon früh die Ohrläppchen durchbohren. Dies gilt als eine gute Vorkehrung gegen Krankheiten.

An dem Körbchen, in dem die kleinen Kinder liegen, werden innen am Kopfende Bärentatzen befestigt. Außen wird der Korb mit Stacheln von Stachelschweinen geschmückt. Beides dient der Geisterabwehr. Aus dem gleichen Grund wird dem Baby ein von einem Schamanen gefertigtes Amulett um den Hals gehängt. Außerdem werden die Hand- und Fußgelenke des kleinen Kindes mit Eisenringen geschmückt. Um den Hals hängt man oft auch ein Kettchen mit kleinen eisernen Nachbildungen von Handwerksgeräten. Dadurch kann sichergestellt werden, daß das Kind nicht erkrankt und somit überlebt.

Kinder werden oft von Männern ausgeschimpft. Sie würden in einem Jahr nur eine Kartoffel tragen, in zehn Jahren also zehn Kartoffeln. Die Kinder seien verantwortlich für die Verschuldung der Eltern, weil diese soviel für ihre Ernährung und Kleidung ausgeben müßten. Die Männer sagen daher: Schade für meine Knie, schade für die Scheide deiner Mutter.

Man soll nicht geizig sein. Vor allem Frauen haben dann einen sehr schlechten Ruf.

Bei abnehmendem Mond sollte man nicht heiraten. Solche Ehen gehen meistens sehr rasch wieder zu Bruch.

Verheiratete sollten nicht fremdgehen, weil sonst der Ehepartner erkrankt.

Ehemänner sollen ihren Frauen das Kopfkissen hüten.

Geschwister sollen nicht gemeinsam ihren Urin ablassen, da sonst das Blut in Mutters Leib austrocknet.

Man sollte niemanden erschrecken. Er könnte sonst sterben. Wenn eine solche Person vor Schreck in Ohnmacht gefallen ist, dann kann man zu einer Quelle gehen und mit einer Sichel dreimal am Rand der Quelle kratzen, wobei man den Namen der betroffenen Person ausruft. Dann füllt man drei Kellchen Wasser in ein kleines Bambusväschen. Anschließend gibt man dem Kranken dies zu trinken. Wir glauben

dann, daß der *la* (die Lebensseele) in seinen Körper zurückkehrt. Nutzt dies nicht, so kann nur noch ein Schamane nachts einen *kurim*¹⁹ aufführen.

Wenn Eulen heulen, stirbt innerhalb des nächsten Jahres jemand.

Wer auf einem Leichenverbrennungsplatz schläft, muß bald sterben.

Man läuft nicht alleine nachts auf Leichenverbrennungsplätzen herum. Eine Ausnahme bilden Mönche und Nonnen während ihrer Prüfungen.

Wenn man alleine an einem Leichenverbrennungsplatz vorbeigeht, sollte man dreimal ausspucken und dreimal Erde in Richtung des Verbrennungsplatzes werfen.

Wenn man eine Paßhöhe überquert, muß man Steine, Blumen oder was man gerade findet, auf den dort üblichen Stapel legen und dabei aussprechen: "*Keke soso Iha gyelwo!*" (Die Götter seien gelobt!)

Die Hirten auf den Almen dürfen kein schmutziges Geschirr mit sich herumschleppen, da sonst leicht Tiere abstürzen oder die Hirten selbst von einer Krankheit betroffen werden können.

Wenn die Hirten abends an einem Rastplatz ankommen, müssen sie sich früh am nächsten Morgen waschen und ihre Gebete verrichten.

Kinder dürfen den Eltern keine Widerworte sagen, da sie sonst später für jedes Widerwort einen Blutklumpen ausspucken werden.

Kinder dürfen nicht schielen, da ihnen sonst später nach dem Tode mit Eisenhaken die Augen auseinandergezogen werden.

Man darf in den Wäldern nicht so laut herumschreien, da man sonst verrückt werden kann.

Man darf nicht wütend werden, weil man sonst Unglück über die Familie hereinbringt.

Kinder dürfen nicht untereinander zanken, da dies als ein sehr schlechtes Zeichen gilt.

Wer einen Regenbogen berührt, wird krank.

Ehefrauen dürfen ihren Männern nicht mißtrauisch hinterherspionieren, da es sonst passieren kann, daß diese nicht wieder nach Hause zurückkehren.

Man darf im Schlaf nicht mit den Zähnen knirschen, weil man dann die Verwandtschaft auffrißt.

Man darf nicht über heiße Speisen pusten, da man sonst die *Iha* (Götter) vertreibt, die sich dort aufhalten.

Insbesondere Mädchen sollen beim Laufen nicht zu hart auftreten, weil die Erde die Mutter ist, und die Kinder dann auf dem Gesicht der Mutter herumtreten.

Mädchen dürfen nicht pfeifen.

Mädchen sollen nur mit geschlossenen Beinen knien.

Kinder sollen nicht vor dem Gesicht der sitzenden Eltern vorbeigehen sondern immer hinter ihrem Rücken.

¹⁹ Das Wort bedeutet eigentlich "schlagen". Gemeint ist hier eine Zeremonie, die der Schamane heimlich nachts ausführt. Er sucht dabei u.a. Spinnewebe von den Wänden und gibt sie dem Kranken zu essen. Dieser darf sie nicht kauen, sondern muß sie so hinunterschlucken. Dabei hält der Schamane dem Kranken Nase, Ohren und Mund zu, damit der wiedergewonnene *la* nicht aufs neue entweichen kann. Dann fängt der Schamane eine dicke, blaue, Maden legende Fliege. Diese symbolisiert eine Hexe. Der Schamane verbrennt die Fliege unter einem Messingtopf. Damit ist das Böse endgültig gebannt. Der Kranke wird wieder gesund.

Mädchen dürfen keinen Ochsenpflug führen, allenfalls nur solange sie noch ihre Milchzähne haben.²⁰

Eine hohe Stirn gilt als Schönheitsideal.

Weißer Flecken unter den Fingernägeln bedeuten, daß man bald ein neues Kleid bekommt. Weiße Flecken auf den Zähnen deuten an, daß man demnächst einen Goldzahn bekommt.

Eine Braut darf in der Hochzeitsnacht nicht tanzen.

Junge Mädchen vergleichen untereinander, ob ihre Brüste weit auseinanderstehen oder eng zusammen sind. Im ersteren Falle werden sie weit von zu Hause wegheiraten, im letzteren bleiben sie in Heimatnähe.

Zum *tihar*-Fest, dem traditionellen nepalischen Neujahrsfest im Herbst, muß gutes Essen aufgetischt werden. Ansonsten besteht nämlich die Gefahr, daß es das ganze Jahr über nicht genug zu essen geben wird. An den drei Tagen des Festes soll man auch kein Gras schneiden und keine Äste abbrechen, weil diese Pflanzen sonst bluten. Blumen werden jedoch gepflückt. Am ersten Tag werden damit die Kühe und Melkgeräte geschmückt, am zweiten Tag die Ochsen und am dritten Tag die Hunde. An diesen drei Tagen dürfen auch die Kami, Damai, Rai, Tamang usw. bei den Sherpa betteln kommen. Dies ist vorbei, wenn am dritten Tag die Sonne auf den Fluß scheint.

Man darf nicht schadenfroh sein, da man sonst leicht vom Anlaß dieser Schadenfreude betroffen wird.

Über hohe Persönlichkeiten wie Lamas oder Schamanen soll man nichts Schlechtes reden, da diese das selbst bemerken können.

Ein Regenbogen, der um die Sonne herumsteht, bringt Glück.

Ein Mädchen muß drei Tage, nachdem es nach der Eheschließung in das Haus ihres Mannes umgezogen ist, wieder nach Hause zurückkehren. Dies nennt man *kajen logup* (Sternwiederkehr).

Bei abnehmendem Mond darf kein Getreide gepflanzt werden.

Wenn man die Pflanzen den Wildgänsen zeigt, dann wachsen die Pflanzen wie die Wildgänse fliegen.

Wenn sich jemand auf eine längere Reise begibt, darf er nicht als erstes jemandem mit einem leeren Korb oder Gefäß begegnen, weil sonst die Reise von Anfang an unter einem sehr schlechten Vorzeichen steht. Eine Vorkehrungsmöglichkeit ist es, Kinder zum Wasserholen wegzuschicken, denen man dann beim Verlassen des Hauses begegnet, wenn sie mit dem vollen Wassertopf zurückkehren.

Unmittelbar an der Quelle darf man sich nicht waschen oder seine Notdurft verrichten. Auch Tierkadaver dürfen dort nicht verbrannt werden, nur Weihrauch und Butter.

Oberhalb von Quellen darf man keine Bäume fällen.

Wenn man täglich mindestens dreimal betet, wird man nicht so schnell krank. Auch kann man davon reich werden.

Wer eine gute Ernte erzielen will, der muß das Regenfest mitfeiern.

Wenn die Nachgeburt mit einer Quelle in Berührung kommt, dann gibt es kräftigen Regen, weil die Geister zornig werden.

²⁰ Es wurde uns damals immer gesagt, dies sei von der Regierung so angeordnet. Wir selbst hätten nur zu gerne auch einmal den Pflug geführt.

Wenn jemand verstorben ist, dann müssen weiße Fahnen (*chedad*) neben dem Haus aufgehängt werden, damit sich der Geist der verstorbenen Person dahinter verstecken kann.

Ein Leichentuch darf nicht als Gebetsfahne oder für Opferzeremonien benutzt werden.

Die Verstorbenen müssen möglichst bald nach dem Tod gefesselt und in Säcke eingenäht werden, damit sie nicht davonlaufen.

Der Name verstorbener Personen darf nicht ausgesprochen werden, weil diese sonst erschrecken. Sie werden daher als *tongba* oder *tongma* (leerer Korb) bezeichnet, je nachdem, ob es sich um einen Mann oder um eine Frau handelt.

Wenn man jemanden vergiftet und diese Person stirbt, dann kann man reich werden. Außerdem wird am eigenen Todestag die Sonne scheinen.

Wenn Regen und Sonnenschein einander ständig abwechseln, dann stirbt in der Nähe ein Rai.

Wenn man einen schlechten Traum gehabt hat, dann freut man sich darüber, wenn am nächsten Tag jemand vorbeikommt. In diesem Fall ist nämlich davon auszugehen, daß der böse Traum diese andere Person betrifft, ansonsten ist er auf die eigene Familie zu beziehen.

Wenn man träumt, daß ein Baum umstürzt, dann stirbt ein Erwachsener. Bricht lediglich ein Ast ab, so stirbt ein Kind.

Wenn man eine Sternschnuppe sieht, dann wird in der Richtung, wo man sie gesehen hat, jemand sterben. Daher beten die Sherpa beim Erscheinen von Sternschnuppen immer: "Om mani padme hum."

Wenn die rechte Hand juckt, muß man etwas bezahlen; wenn die linke Hand juckt, bekommt man Geld.

Wenn ich niese, spricht jemand schlecht über mich.

Ein unehrlicher Mensch stellt viele Fragen.

Lügen nützen nur einen halben Tag.

Wer Bettlern etwas gibt, wird reich.

Wer viel betet, wird bestimmt in der Götterwelt wiedergeboren.

Schuldscheine sollte man nicht verbrennen, da auf ihnen die Namen der Gläubiger und Schuldner aufgeführt sind. Die Leute glauben nämlich, daß sie früher sterben, wenn das Papier mit ihren Namen verbrannt wird.

Schulden muß man auch nach dem Tode weiterzahlen.

Wenn jemand Brücken oder Tempel baut oder für die Verstorbenen viel Geld opfert, erwirbt er sich viele Verdienste.

Wenn ich jemanden in guter Absicht besuche und gehe dabei nach Osten, dann nehme ich drei Pflanzen oder Zweige, die ich unterwegs abbreche, lege sie mit dem Kopf in Richtung Osten auf die Erde und decke drei Steine darauf. Bei anderen Himmelsrichtungen gilt dies entsprechend. Damit mache ich den Geistern von Verstorbenen, die um mich herumschwirren klar, daß sie mir nicht folgen sollen. Dies ist jedoch keine sichere Methode, da die Geister der Verstorbenen schon bei der zu besuchenden Person sein können, noch ehe ich den Gedanken zu Ende gedacht habe.

Ein Mann ist ein Mann, auch wenn er ein morscher Baumstamm ist.

Lieber eine kluge Tochter als einen dummen Sohn.

Frauen dürfen sich morgens, wenn sie aufstehen, nicht recken und strecken.

Man soll nicht in Gegenwart anderer essen und trinken, ohne ihnen etwas abzugeben. Sonst läuft diesen nämlich das Wasser im Munde zusammen und man bekommt Bauchschmerzen.

Wenn eine Frau schwanger ist, darf ihr Mann keinen Leichnam tragen, da sie sonst eine Fehlgeburt erleiden wird.

Wenn jemand gestorben ist, darf eine Katze den Leichnam nicht berühren, weil der Verstorbene sonst wieder aufsteht.

Wenn man hört, daß jemand gestorben ist, darf man keine Erdarbeiten mehr verrichten, weil es heißt, daß sonst die Erde mitstirbt.

Ein Leichenträger darf den Leichnam nicht so tragen, daß dessen Gesicht dem Kopf des Trägers zugewandt ist.

Wenn eine Leiche vom Haus zum Verbrennungsplatz getragen wird, darf niemand am Wegesrand stehen.

Wenn der Rauch vom Verbrennungsplatz zum Dorf zieht, wird in näherer Zukunft wieder jemand aus dem Dorf sterben.

Wenn ein Junge geboren wird, wird rechts der Haustür ein Bäumchen aufgestellt, wenn ein Mädchen geboren wird, links der Tür.

Wenn ein neues Haus gebaut wird, dann wird vor dem Decken des Daches auf dem Speicher ein kleines mit weißen Fahnen und drei Butterstellen geschmücktes Bäumchen aufgestellt, das dann für immer dort oben stehen bleibt.

Haustüren sollten stets auf der Ostseite des Hauses angebracht werden.

Fingernägel müssen nach dem Schneiden immer in der Erde vergraben werden, da sie sonst nach dem Tode rascheln und den Menschen Angst machen.

Kinder dürfen eine Frau im Wochenbett und ihr Baby bis zum siebten Tag nicht berühren, weil sie sonst dumm werden.

Man darf keine Hunde treten.

Um Geister abzuwehren, muß man Salz ins Feuer werfen.

An bestimmten Tagen darf man keine Sachen aus dem Haus geben. Welche Tage betroffen sind, hängt meist von der Familie und der Aussage des Schamanen ab.

In der Familie meines Großvaters durften keine Papierpflanzen enthäutet werden, weil sie beim Tod seines Bruders – er stürzte bei der Suche nach Papierpflanzen ab – einen Schwur geleistet hatte, über mehrere Generationen hinweg keine derartigen Pflanzen mehr zu enthäuten.

Sherpa dürfen keine Schweine halten. Das bringt Unglück.

Bei Kinderlosigkeit gehen die Frauen zum Womi Tso. Dort befindet sich eine große Steinplatte mit einer Vertiefung darin, in der schwarze und weiße Steine liegen. Die Frau ergreift ohne hinzusehen einen Stein. Diesen Stein muß sie nun in Stoff wickeln und Tag und Nacht bei sich tragen. Wenn es ein schwarzer Stein ist, bekommt die Frau dann ein Mädchen, handelt es sich um einen weißen Stein, wird sie einen Jungen gebären. Ein Jahr nach der Geburt geht die Frau mit dem Kind wieder zum Womi Tso, legt den Stein zurück und bedankt sich. Mein Vater war ein solches Kind, das erst zur Welt kam, nachdem meine Großmutter diese Steinzeremonie am Womi Tso vollzogen hatte.

Opfergaben, die in den Womi Tso geworfen werden, dürfen nicht wieder herausgeholt werden.

Wenn ein Kind häufig krank wird und weint, gibt man ihm einen neuen Namen, weil der alte nicht zu dem Kind paßt. Dann hört das Kind von selbst auf zu weinen.

Wenn häufig Kinder gestorben sind, gibt man den Neugeborenen den Namen niederer Hindukasten. Dann werden sie nicht so schnell sterben.

Wenn nachts ein Baby ständig schreit, dann kommen am nächsten Tag Leute mit sehr energischem Charakter vorbei.

Babys darf man nicht am Bauch kitzeln, da dies eine Sünde wäre. Stattdessen gehen Erwachsene mit ihrem Kopf an den Bauch des Babys und pusten dort, so daß das Baby kräht.

Noch ehe ein Kind das Licht der Welt erblickt, bemühen sich seine Eltern um Informationen über seine Zukunft. Das muß nicht unbedingt positiv für den künftigen Erdenbürger sein. Ich möchte dies an meinem eigenen Schicksal verdeutlichen. Als meine Mutter mit mir schwanger war, wurde eine sehr weise Nonne aus Khumbu herangezogen, um mein Horoskop zu bestimmen. Diese Nonne sagte aus, daß ich über *gare chenbu* (übernatürliche Kräfte) verfügen würde. Dadurch könne ich die ganze Familie auch etwas krank und arm machen. Erst wenn ich nach vielen Jahren wegginge, würde meine Familie zu Wohlstand gelangen. In der Tat verarmte unsere Familie im Laufe der Jahre immer mehr, weil ständig Tiere abstürzten, von wilden Tieren gerissen wurden, es zu Mißernten kam oder meine Eltern schlechte Geschäfte machten. Auch starben viele später geborene Geschwister. Mutter war dauernd krank und daher nicht in der Lage zu arbeiten, obgleich ihre Arbeitskraft dringend gebraucht wurde. Als ich dann heranwuchs und für ein Jahr bei einer anderen Familie als Magd arbeiten ging, dachte ich, daß es meiner Mutter jetzt besser gehen würde, da sie mir den Schicksalsspruch der Nonne immer als Begründung für das ganze Mißgeschick der Familie vorgehalten hatte. Die Leute, die ich dann, als ich bereits längere Zeit auf den Almen war, nach dem Befinden meiner Mutter befragte, erzählten mir jedoch, daß sie nun noch viel schlechter aussähe als zuvor. Offensichtlich war dies noch nicht mein vorausgesagter Weggang von zu Hause. Eine positive Veränderung trat für meine Familie in der Tat erst ein, als ich später nach Europa ging und bei meinen Heimreisen immer wieder Geld und gebrauchte Kleidung, die wir von Freunden geschenkt bekommen hatten, mitbrachte. Als wir 1990 meine Mutter einmal zu uns nach Deutschland zu Besuch holten, habe ich mich mit ihr nochmals über meine Lebensweissagung unterhalten. Sie war der Meinung, daß die Nonne damals doch durchaus in allen Punkten die Wahrheit vorausgesagt hatte, und lachte herzlich darüber. Zum Abschied sagte Mutter, daß sie selbst nun nur noch ein Jahr zu leben hätte. Ich antwortete ihr, das habe sie nun schon seit fast vierzig Jahren so erklärt. Ein Jahr später starb meine Mutter.

Die Leute sagen, Mönche und Nonnen freuten sich, wenn jemand stirbt. Dies ist nicht ganz falsch, da die abzuhaltenden Zeremonien eine wichtige Einnahmequelle für die Mönche und Nonnen darstellen.

Die Schwiegermutter glaubt, daß es an ihrer Schwiegertochter liegt, wenn sie selbst krank wird. Das hat dann zur Folge, daß sie die Schwiegertochter besonders schlecht behandelt.

Frauen glauben, daß es am Kind liegt, wenn sie nach der Geburt häufig erkranken. So erinnere ich mich an einen Fall, daß eine Frau das Körbchen mit ihrem Baby immer dicht an Abhängen abstellte und so ein Unglück geradezu provozierte. Als meine Mutter die Frau zur Rede stellte, antwortete sie, es läge an dem Baby, daß sie in letzter Zeit ständig krank würde. Das Baby besäße übernatürliche Kräfte.

Verwandte sollen bis zur dritten Generation nicht untereinander heiraten, da sonst die Großeltern erkranken.

Wenn eine Frau neidisch auf eine andere Person ist, dann geht ihr Geist im Traum die Dinge holen, die sie gerne besitzen möchte. Um dies zu verhindern, bittet eine gutwillige Frau vor dem Einschlafen darum, ihr Geist solle nicht auf Wanderschaft gehen. Meine Mutter glaubte noch fest an diese Verhaltensregel; unsere Generation hat dies jedoch nicht mehr praktiziert.

Eine mitten im Haus hängende Spinne bedeutet *mag* (Krieg).

Die Affen sind die Großväter der Menschen. Daher darf man den Affen kein Leid zufügen.

Als alle Leute ihrer Felder bestellten, sagte eine Tochter: "Mutter stirbt, und ich werde heiraten. Daher brauchen wir nicht zu säen." Als die Erntezeit kam, lebte die Mutter noch immer und die Tochter war nicht verheiratet. Da fragte sie die anderen Leute, ob das noch gehen würde, wenn sie jetzt noch säten. Sie ernteten nur Gelächter.

Das Verlassen der Heimat

Ureinwohnerin begegnet Menschen mit gelben Haaren und weißen Augen

Sie hatten eine saubere Haut und trugen keine Lumpen am Leib. Ihre Haare waren gelb, und sie hatten wasserfarbene – weiße, wie wir Sherpa zu sagen pflegten – Augen. Alte, Kranke, Schwache und kleine Kinder waren nicht darunter. Sie besaßen keine Rotznasen, die sie ständig an den Ärmeln abwischen mußten. Sie spuckten auch nicht in der Gegend herum, rülpsten, schlürften und schmatzten nicht. Sie aßen langsam, und sie sprachen eine Sprache, deren Laute wir nicht unterscheiden konnten. Sie zeichneten sich aus durch Klugheit, waren groß, diszipliniert und fröhlich bis normal denkend. Sie sahen nicht verhungert aus – Mißernten kannten sie offensichtlich keine. Unter ihnen war einer, den die anderen als Chef bezeichneten. Was hatten die nur für einen armseligen Chef! An den Hemdärmeln reichte der Stoff nicht, seine Schuhe hatten Löcher (Sandalen), auch die Hose reichte nicht bis übers Knie. Auf dem Kopf trug er einen wintzigen Hut. So stellte man sich einen sehr reichen Chef bei uns wahrlich nicht vor.

Das waren meine ersten Eindrücke von Europäern, als ich 1965 in Manidingma zu einem deutschen völkerkundlichen Expeditionsteam stieß, um mich als Trägerin zu bewerben. Die Leute hatten bei uns im Dorf erzählt, daß ein großer *saheb* (Herr) unterwegs sei. Mein jüngerer Bruder war tags zuvor mit anderen Kindern dorthin gegangen, um sich anzuschauen, wie die Leute aussahen. Seine Berichte machten mich neugierig, und so ging ich früh am nächsten Tag mit ein paar meiner Onkel nach Manidingma.

Als wir dort ankamen, war eine riesige Menschenmenge versammelt. Junge Frauen und Mädchen alberten herum und scherzten. Eine Frau hatte ein todkrankes Kind dabei. Vor nicht allzu langer Zeit hatte sie innerhalb von zwei Tagen ihre Schwiegermutter und ihren Ehemann verloren. Das alles hielt sie jedoch nicht davon ab, sich an dem fröhlichen Treiben zu beteiligen. Die Europäer, darunter auch Ärzte, regten sich sehr darüber auf. Sie konnten offensichtlich nicht begreifen, daß auch Tod und Krankheit ein ganz natürlicher Bestandteil des Sherpa-Lebens sind. Ich habe nie eine Frau gesehen, die geweint hat, weil ein Kind starb. Sie bekam im folgenden Jahr ohnehin wieder ein neues Kind; so hatte sie wenigstens nachts für einige Zeit Ruhe. Eine Sherpa-Weisheit besagt, daß eine Frau bis zu einem *dharni* (ca. 2,4 kg) Mist von einem Kind essen muß, bis daß es groß ist.

Alle Leute bemühten sich darum, einen Trägerjob zu erhaschen. Vielen Leuten, die angenommen und registriert worden waren, war bereits ihr Gepäck zugeteilt worden, und sie hatten sich auf den Weg in Richtung Khumbu gemacht. Alle Bewerber mußten zum Test nachweisen, daß sie eine Last von 30 bis 40 kg hochheben konnten. Der Sardar, Urdgyen aus Khumjung, schickte einige kleinere Kinder weg, die sich auch angestellt hatten. Auch ein großes Mädchen aus Chulemo, eines von elf Kindern, schaffte es nicht, mit der Last auf dem Rücken aufzustehen. Sie durfte den Heimweg

antreten. Ich konnte die Last mit einer Hand hochheben und hatte keine Probleme, sie zu tragen. So wurde ich als Trägerin angenommen.

Ich mußte meinen Namen sagen: Lhakpa (Mittwoch). Dann schnappte ich den Sack und raste damit so schnell ich konnte hinter der langen Trägerschlange her den Berg hinunter in Richtung Womi Tsangbu-Brücke. Die Träger waren damit beschäftigt, sich gegenseitig zu schubsen und zu necken. Liebeslieder wurden gesungen, und das Hauptgesprächsthema der jungen Männer und Mädchen war Liebe und Heirat. Wenn ein Sherpa-Mädchen einen Jungen mochte, dann neckte sie ihn damit, daß sie ihm mit aller Kraft die Faust in den Rücken schlug, daß dem Jungen der Atem stockte.

Ich überholte nach und nach die Träger vor mir. Großvater hatte uns gelehrt, wir sollten immer vorneweg gehen, niemals hinten. Nur wer vorne gehe, könne das Ziel bestimmen und sich hin und wieder ausruhen. Jenseits des Womi Tsangbu sprach mich ein an der Expedition beteiligter nepalischer Student, Mali, an, wie alt ich sei. Ich antwortete: "Zwölf, vielleicht auch vierzehn! Ich weiß es nicht genau. Ich kann nicht lesen und schreiben." Er sagte, das stimme nicht, und fragte mich, wie ich denn nur mit einer derartigen Last so schnell den Berg hinaufrennen könne. Ich mußte schnell weiter. Bald war ich ganz vorne.

Gegen Abend kamen wir in einem Waldstück oben hoch hinter Dzomshawa an, wo wir übernachteten. Als alle schlafen gingen – die Träger schliefen im Freien –, suchte ich mir im Freien einen Platz neben einem Ehepaar. Ich legte mein Tuch nieder und versuchte zu schlafen. Irgendwann kam ein junger Mann und schlug sein Bett neben mir auf. Offensichtlich hatte er mich wegen meines äußeren Erscheinungsbildes für einen Jungen gehalten. Ich fühlte mich dadurch belästigt, stand auf und ging zu einem großen Zelt. Ich legte mich in das Vorzelt und schlief vor lauter Müdigkeit sofort ein. Als der Europäer, der in diesem Zelt schlief – ich glaube, es war Walter – am nächsten Morgen aufstand, wunderte er sich über den kleinen Gast in seinem Vorzelt.

An diesem zweiten Tag trafen wir in Buwa Sir Edmund Hillary. Er unterhielt sich mit unseren Europäern. Ich konnte damals aber nichts verstehen. An diesem Tag gingen wir bis unterhalb von Luklha. Am Abend wurden alle Träger namentlich aufgerufen und bekamen ihren Lohn ausgezahlt. Ich glaube, ich habe damals zwölf Rupien für die beiden Tage bekommen. Weil die Expedition an diesem Ort für einige Zeit verweilte, kehrten die Träger am folgenden Tag in ihre Dörfer zurück. Die Mädchen aus Chulemo forderten mich auf, mit ihnen nach Hause zurückzugehen. Da ich noch zögerte, sagten sie, sie würden oben im Wald auf mich warten. Sie haben aber vergeblich gewartet.

Aufnahme ins Expeditionsteam

Ich weiß nicht mehr, wie es sich ergab, aber ich konnte bei dem Expeditionsteam bleiben und bekam ein eigenes Zelt zugewiesen. Der Chef der Europäer fragte mich, ob ich mit nach Deutschland kommen wolle; er habe dort auch eine Frau und zwei Kinder. Die Leute erklärten mir, bis nach Deutschland müsse man einen ganzen Tag mit dem Flugzeug fliegen. Flugzeuge hatten wir zwar schon immer am Himmel vorbeifliegen sehen, daher war ich auch sogleich begeistert, aber unter Deutschland und der Entfernung konnte ich mir nichts vorstellen. Die Expeditionsmitglieder erzählten mir, in Deutschland käme das Wasser in den Häusern aus der Wand geflossen; man brauche

es nicht an der Quelle zu holen. Außerdem gäbe es Geräte zum Erwärmen der Wohnungen. Das alles fand ich natürlich schon eine ganz tolle Sache. Die nepalischen Studenten erzählten mir, die Deutschen wären ein sehr kriegerisches Volk, die schon viel gekämpft hätten. Auch das imponierte mir.

Ich blieb also beim Expeditionsteam und bat die Mädchen aus Chulemo, meinen Vater davon zu unterrichten. Einige Tage später kam Vater mit meinem jüngeren Bruder Dawa vorbei. Vater hatte von meinen Plänen, nach Europa zu gehen, gehört und war sehr stolz. Aber er wollte tausend Rupien dafür haben, die er all jenen Leuten geben müßte, mit denen er bei Heiratsversprechen *arak* getrunken hätte. Vater ging es aber immer nur um das Schnapstrinken; am nächsten Tag wußte er nichts mehr von Heiratsversprechungen. Er behauptete jetzt, es würde bereits eine Hochzeitsfeier bevorstehen. Vater bekam schließlich dreihundert Rupien. Die Sache sprach sich rasch in der ganzen Gegend herum, nur wuchs die Summe dabei auf 700 bis 1000 Rupien an.

Die Europäer statteten mich auch mit neuer Kleidung aus. So erhielt ich ein Hemd, eine Hose und Schuhe. Letztere bereiteten mir größere Schwierigkeiten. Es war das erste Mal, daß ich Schuhe anzog. So hatte ich Probleme, die Schnürsenkel der Turnschuhe einzufädeln. Ein Junge aus Khumjung, der auch Lhakpa hieß, half mir dabei.

Da die Expedition an diesem Ort für einige Tage verweilte, gruben sie ein Loch, das als Toilette diente. So wurde verhindert, daß alle irgendwo in der Gegend ihre Notdurft verrichteten und andere dann dort hineintraten. Die Europäer hatten auch Leinen spannen lassen, an denen sie ihre Wäsche und nassen Handtücher zum Trocknen aufhängen konnten. Da diese Leinen sehr tief hingen, nahm ich ein Khukri und hackte ein paar Äste ab, mit denen ich die Leinen stützte. Als ich im Wald war, hörte ich Marlis, das einzige weibliche Expeditionsmitglied außer mir, meinen Namen rufen. Es war nämlich Essenszeit. Ich antwortete aber nicht, so daß die Leute wohl glaubten, ich sei davongelaufen.

Zu meinen Hobbies gehörte in diesen Tagen das Sammeln von sämtlichen Konservendosen und von Silberpapier, das ich im Küchenabfall der Expedition fand. Ich fand diese Sachen damals so schön, weil sie etwas völlig Neues für mich waren. Als wir später unser Lager nach Luklha verlegten, waren meine Taschen voll von diesem Zeug. Da sagten die Europäer, die Sachen seien wertlos, und ich solle sie nicht mehr sammeln. Bei den Mädchen in Shorong war es damals üblich, Silberpapier als Schmuck in die Ohrlöcher zu stopfen.

Hin und wieder spielten die Küchenjungen Fußball. Sie forderten auch mich auf mitzumachen. Ich hatte jedoch keine Ahnung von diesem Spiel. So schnappte ich mir den Ball und rannte damit davon. Die Jungen beschwerten sich anschließend beim Teamchef, und ich mußte den Ball zurückgeben. Von da an durfte ich nicht mehr mitspielen.

Einmal kam ein Sherpa mit einem Pferd vorbei, das er den Europäern verkaufen wollte. Walter ließ sich einen Proberitt nicht entgehen. Aber es war ihm wohl doch zu lästig, das Pferd zu kaufen und anschließend nach Deutschland zu transportieren.

In einem Haus in der Nähe unseres Lagerplatzes fand einmal ein Totenfest statt. Den ganzen Tag über hörte man nur die Klänge von Trommeln und Becken. Ich ging mit Marlis und Sushil dorthin. Wir blieben vor dem Haus stehen und schauten dem Treiben zu. Zwei Männer verteilten aus großen Körben gekochten getrockneten Brei. Ich hatte gehofft, auch etwas davon zu bekommen, ging aber leer aus. Später bin ich mit Walter in das Haus hineingegangen. Am Ofen saß eine Frau, die ihrer Tochter, die gerade von der Laubernte zurückkehrte, zurief, sie solle draußen bleiben, der *saheb* habe einen

Fotoapparat. Das Mädchen kam nicht ins Haus. Es herrschte nämlich die Vorstellung, daß man krank würde, wenn Fotos von einem gemacht würden.

Einmal beobachtete ich einen Junge, der im Küchenbereich tätig war, wie er Wasser aus dem nahegelegenen Bach schöpfte. Ich forderte ihn auf, das Wasser doch weiter oben zu schöpfen, da etwas höher am Berghang noch ein Haus war. Der Junge behauptete, das Wasser sei auch hier unten sauber. Daher überredete ich einen anderen Sherpa, der dort wohnte, ein Faß mit frischem Wasser von dort oben herabzuschaffen. Ich bot ihm für diesen Dienst eine Rupie an. Er machte das auch, wollte anschließend aber sofort seine Rupie haben. Er machte ein riesiges Theater, als ich sagte, er müsse warten, bis mein Geld mit dem Gepäck angekommen wäre. Es war mir schon unangenehm, daß Marlis und Sushil auf das Spektakel aufmerksam wurden. So war ich froh, daß dann endlich mein Geld ankam und ich den jungen Mann bezahlen konnte.

Ein anderes Mal beobachtete Marlis, wie das Küchenpersonal anfing, Hühnchen zu rupfen, ohne daß sie sich vorher die Hände wuschen. Daher forderte sie Sushil auf, den jungen Männern Bescheid zu sagen, sie sollten sofort die Hände waschen, sie hätten ja zuvor andere Dinge angefaßt. Genauso durften sie auch nicht in einem kleinen gelben Eimer, der eigentlich ganz sauber aussah, Wasser für die Küche holen gehen. Marlis sagte nämlich, sie hätte ihre Wäsche darin gewaschen. Die Sherpajungen sahen das überhaupt nicht ein; schließlich war Marlis doch ganz sauber.

Ich hatte in diesen Tagen eigentlich nichts mehr zu tun und hatte daher viel Zeit für Beobachtungen. So lief ich überall herum und steckte mal eben meine Nase hinein. Einmal kam eine Gruppe indischer Bergsteiger auf dem Rückweg von Khumbu nach Kathmandu vorbei. Einer von ihnen, ein Sikh, spendierte mir im Rasthaus etwas *chang*. Ich habe mich damals sehr gefreut, daß diese wildfremden Inder so nett waren und mir *chang* spendierten.

Einmal sollte ich mit Mingma am Rand der Gerstenfelder ein paar wilde Erdbeeren pflücken, die dort in großen Mengen wuchsen. Die Sherpa betrachteten diese wilden Erdbeeren grundsätzlich als Unkraut und nutzten sie nicht. Ich weigerte mich, mit Mingma Erdbeeren zu pflücken und sagte, ich wolle stattdessen alleine pflücken gehen.

Es kamen immer wieder Leute vorbei, die von den Europäern Medikamente für irgendwelche Krankheiten haben wollten. Wenn die Europäer, unter denen sich auch drei Mediziner befanden, dann die Leute aufforderten, ihren Stuhl zur Untersuchung vorbeizubringen, lachten diese nur, weil sie darin keinen Sinn erblicken konnten. Sie taten dann aber doch, wie ihnen geheißen worden war. Einmal schleppte eine Frau ein Kind auf dem Rücken an. Die Frau hinkte sehr stark und bat daher ebenfalls um ein Medikament. Es stellte sich heraus, daß sie im Monsun von einer Schlange in den Fuß gebissen worden war. Sie hatte eine lange Narbe, die vom Fuß bis zum oberen Ende des Oberschenkels reichte. Natürlich konnten die Europäer in diesem Fall auch nicht viel machen.

Nach einiger Zeit mußte der Teamchef nach Deutschland zurück, während der Rest des Teams noch lange Zeit im Sherpa-Gebiet blieb. Der Chef hatte sich einen Fuß verstaucht und wartete einige Tage mit hochliegendem Bein auf das bestellte Flugzeug. Als dieses aber nicht kam, machte er sich zu Fuß auf Weg. Einen Tag später kam das Flugzeug doch noch. So etwas war damals in Luklha noch keine Alltäglichkeit. Daher gingen die Frauen alle schauen, ob die Piloten auch schön wären. Als das Flugzeug gelandet war, stiegen die Piloten aus, grinsten, kehrten den Frauen den Rücken zu und pinkelten. Da mußten auch die Frauen grinsen und drehten sich ihrerseits um.

Offensichtlich gab es auch ein paar Leute, die etwas neidisch auf meine Sonderrolle waren. Außer mir durften keine Sherpa beim Essen mit an den Klappischen der Europäer und nepalischen Studenten sitzen. So hörte ich einmal, wie sich zwei Sherpa unterhielten. Sie meinten, daß es mir noch besser gehen würde als unserem Sardar Urdgyen, der sich sein Essen immer in sein Zelt bringen ließ.

Mit dem Forschungsteam in Khumbu

Irgendwann brachen wir unser Lager in Luklha ab und machten uns auf den Weg nach Namche. Unterwegs kam ich mit zweien unserer Träger ins Gespräch, einem Vater und seiner jugendlichen Tochter. Letztere war mindestens so kräftig wie ihr Vater und besaß einen sehr starken Willen. Die beiden erzählten mir eine ganze Menge darüber, was sich in der Gegend in letzter Zeit so ereignet hatte. So erfuhr ich, daß in einem Nonnenkloster oberhalb von Luklha eine Nonne jeden Tag die Geburt eines Kindes erwartete. Niemand wußte allerdings, wer der Vater war. Die Tochter berichtete von der Schule in Dungde. Dort sei ein Sherpa, der längere Zeit in Kathmandu gelebt habe und keine Sherpa-Sprache sondern nur Nepali spreche, als Lehrer tätig. Dieser Lehrer habe sich in eine Schülerin verliebt, und die beiden würden bald heiraten.

Etwas unterhalb von Namche schlugen wir noch einmal ein Nachtlager auf. Ich hatte mich in einem Rasthaus ans Feuer gesetzt, als ich hörte, daß Frauen mich sehen wollten. Sie hätten gehört, daß ein Shorong-Mädchen mit den Europäern nach Europa reisen würde. Sie waren nun neugierig, wie das Mädchen denn aussehe. Ich versteckte mich rasch unter einer Decke, und Migma sagte den Frauen, ich hätte mich bereits zum Schlafen niedergelegt. Irgendwann habe ich an diesen Vorfall gar nicht mehr gedacht und bin wieder umhergelaufen. Auf einmal standen die Frauen wieder da und meinten, so hübsch wäre ich doch gar nicht. Sie könnten gar nicht verstehen, warum die Europäer ausgerechnet mich mitnähmen.

In Namche haben wir uns nicht sehr lange aufgehalten, sondern gingen noch am selben Tag weiter nach Khumjung. Dort in Khumjung gab es sehr viele Stechmücken. Sie haben uns am ganzen Körper gebissen. Aber ansonsten hat mir die Zeit in Khumjung sehr gut gefallen.

In Khumjung wurden wir überall eingeladen. Es waren ja eine ganze Reihe Sherpa aus Khumjung an der Expedition beteiligt. So waren auch zwei Söhne des berühmten Sherpa-Künstlers Kapa Kalden – *kapa* bedeutet "Genie" – engagiert worden. Kapa Kalden war ein sehr ruhiger Mann mit langen Haaren, die hinten zu einem kleinen Zopf zusammengebunden waren. Der jüngste Sohn von Kapa Kalden, Ang Rita, imponierte mir damals. Er mochte vielleicht elf oder zwölf Jahre alt sein und konnte bereits sehr gut englische Worte herunterplappern. Er besuchte die Hillary-Schule in Khumjung.

Einige Mädchen aus dem Ort berichteten ganz stolz, sie seien durch ein Fenster in das Haus des Lehrers eingestiegen und hätten dort etwas herausgeholt, was für sie sehr wichtig war. Die Mädchen hatten lackierte Fingernägel und die Lippen geschminkt. Es war das erste Mal, daß ich so etwas sah. Ich war ziemlich entsetzt und verstand das überhaupt nicht.

An einem Abend gab es ein großes Fest, zu dem das ganze Expeditionsteam eingeladen war. Nur Mali, der erkrankt war, und ich blieben im Zeltlager zurück. Wir

hörten den ganzen Abend die Gesänge herüberklingen. Am nächsten Tag erzählten einige Sherpa, die Europäer hätten richtig mitgefeiert. Einige von ihnen hätten sogar noch besser getanzt als die Sherpa. Darüber zeigten sie sich sehr überrascht. Die Folge war, daß die hochgelobten Tänzer am nächsten Morgen schachmatt waren und erst aus ihren Betten krochen, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Einmal kam ein Mädchen aus Phukmoche vorbei. Sie sagte, sie wolle von zu Hause weglaufen. Sie hatte den besten Goldschmuck ihrer Mutter gestohlen und versuchte jetzt, diesen an Mitglieder des Expeditionsteams zu verkaufen. Natürlich wollte niemand diesen Schmuck haben.

In Khumjung lernte ich erstmals eine Sherpa-Frau kennen, die mit zwei Männern, zwei Brüdern, verheiratet war. Sie war zunächst nur mit einem der Brüder verheiratet gewesen. Als dieser für längere Zeit nach Indien ging, ließ sich die Frau auf ein Verhältnis mit dem Bruder ihres Mannes ein. Als dieser dann wieder aus Indien zurückkehrte, einigte man sich, die Dreierbeziehung fortzuführen.

Dann machten wir uns auf den Weg nach Tengbuche. Unterwegs trafen wir Leute mit Holzladungen auf dem Rücken. In der Umgebung von Khumjung gab es bereits damals nicht mehr genügend Holz. Daher holten die Leute das Holz aus den Wäldern unterhalb von Tengbuche. Unten am Fluß machten wir Rast. Als sich Mali dort unter einem Baum in den Schatten legte, forderte ich ihn auf, wieder aufzustehen, weil er sonst Malaria bekäme. Darüber konnte er jedoch nur lachen. Das Team war für mich und die anderen Sherpa wie eine große Familie. Ich glaubte daher, daß ich aufpassen mußte, daß auch niemand verloren ginge.

Beim Kloster von Tengbuche schlugen wir im Tannenwald unser Lager auf. Zweimal suchten wir den Vorsteher des Klosters auf. Er war damals noch jung und gutaussehend. Meine Tante hatte immer nur gute Dinge über ihn berichtet, so daß auch ich gut über ihn dachte. Sein Diener erzählte, daß er Probleme mit einem Europäer oder Amerikaner habe. Dieser sei sehr arm, völlig mittellos. Er käme immer zu den Mahlzeiten und würde dann die Hände aufhalten. Irgendwann habe der Diener dem Weißen gesagt, er brauche nicht mehr zu kommen; für ihn habe er nichts zu essen. Doch der Weiße habe geantwortet, er habe doch für den *lama* gekocht, und dieser würde ihm zu essen geben. Der Klostervorsteher sagte zu diesem Konflikt nichts. Während wir dort oben lagerten, kam dieser Weiße und setzte sich zu uns an den Tisch, ohne eingeladen worden zu sein.

Von Tengbuche liefen wir immer weiter in Richtung Chomolungma (Mount Everest). Wir gingen richtig durch die Wolken. Irgendwo hoch oben haben wir unsere Zelte aufgeschlagen. Von dort sind wir am nächsten Tag bis zu den Gletschern gelaufen. Vor uns war ein ganz tolles Naturschauspiel. Wir standen vor einem großen runden Teich, der rundum zugefroren war. Nur in der Mitte war ein Loch, in das das Wasser wie durch eine Rinne hineinfloß. Walter ging immer weiter und wir hinterher. Auf einmal sank er bis zu den Knien ins Eis ein, worüber ich mich amüsierte. Er fand das jedoch gar nicht so lustig und forderte mich wütend auf, ihm einen Stock zu reichen. Da habe ich ihn langsam mit meinem Stock herausgezogen. Die Europäer hatten danach die Nase voll und gingen zurück. Am nächsten Tag führte uns Urdgyen auf die andere Seite des Gletschers. Er wußte, wo hier Edelweiß wuchs und erzählte uns, daß dort drüben auch noch ein See sei. Wir sind aber nicht mehr dorthin gegangen. Unterwegs trafen wir auf eine Schaf- und Ziegenherde. Urdgyen erzählte uns, dies seien seine Tiere.

Der Weg nach Kathmandu

Schließlich machten wir uns wieder auf den Rückweg in Richtung Shorong. Dort machten wir unter anderem in Kharikhola Halt. Dort lebte ein Freund von Urdgyen, der schon den ganzen Tag auf Urdgyen gewartet hatte. Er war extra nicht auf das Feld gegangen und hatte bereits Kartoffeln gekocht. Aber Urdgyen kam selbst nicht, da er andere Aufgaben zu erledigen hatte. Da haben wir kurzerhand die Kartoffeln gegessen. Die Frau von Urdgyens Freund schimpfte ihren Mann aus, weil er bei dem schönen Wetter den ganzen Tag zu Haus saß. Der Mann spielte derweil mit seinem Baby und tat so, als habe er die Worte seiner Frau nicht gehört.

In Putil, unten am Womi Tsangpo schlugen wir unser Zelt auf. Das Team hatte sich zwischenzeitlich in mehrere Gruppen aufgelöst. Wir waren nur noch eine kleine Gruppe von fünf bis sechs Leuten. Zwei unserer gelehrten Männer, ein deutscher Geograph und ein nepalischer Geologe, entfernten sich von unserer Gruppe und sagten mir, ich solle nicht hinterherkommen. Ich nickte zwar, folgte ihnen aber doch. Offensichtlich waren die beiden verrückt geworden. Sie hatten sich bis auf die Unterhosen entkleidet und waren ins Wasser gestiegen. Nun sprangen sie darin herum, spritzten sich gegenseitig naß und lachten darüber. Bei so viel Unverstand konnte ich nur kopfschüttelnd weggehen.

Am nächsten Tag gingen wir alle zu meinem Elternhaus. Walter fragte, wie lange das dauern würde. Ich antwortete: "Zwei Stunden!". Nach einiger Zeit sagte er, es seien nun schon vier Stunden vergangen, und wir befänden uns immer noch am Berghang, ohne das Ziel vor Augen zu haben. Aber ich wußte ja auch nicht, wie lange zwei Stunden dauerten. Schließlich kamen wir doch in Yawa an, wo es wieder Kartoffeln zu essen gab. Gyan Bahadur schimpfte, dies sei ein Blutegelhaus, weil es überall von Blutegeln wimmelte, aber wir hatten sie ja von unterwegs mit ins Haus gebracht. Im Monsun waren sie immer eine Plage.

Walter wollte unbedingt den *pradhan pancha*²¹ unseres Dorfes sprechen. Aber in unserem Dorf gab es keinen. Mehrere umliegende Dörfer waren zu einem Dorf-Panchayat zusammengefaßt. Unser *pradhan pancha* wohnte in Chulemo. Daher schickten wir meinen älteren Bruder Gyaltzen dorthin, um ihn nach Yawa zu holen. Nach einiger Zeit kehrte Gyaltzen alleine zurück. Der *pradhan pancha* war von der Polizei verhaftet worden, weil andere Leute ihn angezeigt hatten, da seine Leute Honig von wilden Bienen genommen hatte, die von Gläubigen für einige Jahre freigekauft worden waren.²²

Mein kleiner Bruder war damals nicht zu Hause. Er war unterwegs, um Bambus zu schneiden. Ich sollte ihn erste zwölf Jahre später wiedersehen. Wir mußten uns nämlich schon bald wieder aufmachen, da wir noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder an unserem Lager ankommen wollten. Eine Frau aus dem Dorf soll sich später beschwert haben, ich hätte mich nicht einmal von ihr verabschiedet. Meine Familie schickte meine kleine Schwester Sarki hinter uns her, die ständig weinte und nach mir rief. Sie kehrte erst nach Hause zurück, nachdem Walter ihr ein paar Rupien gegeben hatte.

21 eine Art Bürgermeister in der Zeit des Panchayat-Systems (1962-1990). Das Sherpa-Wort ist *munmin*.

22 Es gehört zur religiösen Sherpa-Tradition, daß man Tiere für eine bestimmte Zeit freikaufen kann. In dieser Zeit sind alle Leute verpflichtet, diese Tiere völlig in Ruhe zu lassen. Natürlich konnte man den Honig der Bienen dringend gebrauchen, ein Verstoß gegen die Vorschrift wurde jedoch als Frevel betrachtet.

Am nächsten Tag gingen wir weiter nach Phaphlu. Unterwegs kamen zwei unserer Träger vom richtigen Weg ab. Sie erreichten Phaphlu erst einen Tag später. Einer unserer Träger war unser einstiger verarmter Bürgermeister²³. Er sagte unterwegs, er habe keine Kräfte mehr und könne daher nicht mehr weitergehen. Offensichtlich war dies eine Folge seiner schlechten Ernährung. Ich habe ihn daher immer wieder aufgemuntert, so daß er den Weg doch noch schaffte. Unterwegs begegneten wir auch unserem *pradhan pancha*, den die Behörden offensichtlich wieder freigelassen hatten.

In Salleri sind wir zu unserer Distriktverwaltung gegangen. Am Abend zuvor hatte Ang Geli Lama, der jüngste Sohn einer einflußreichen Familie aus Phaphlu, meine Personalien auf einem Zettel zusammengeschrieben. Ich weiß noch, daß er geschimpft hat, weil ich mich währenddessen mit seiner Mutter so laut unterhalten hatte. Seltsamerweise sagte Ang Gelis Mutter damals zutreffend voraus, ich werde eines Tages zwei kräftige Söhne bekommen. Die Leute in der Distriktverwaltung bezweifelten jedoch, daß mich die Europäer überhaupt so einfach mitnehmen dürften. Sie sagten, da müßte man erst die Polizei fragen. Darüber hat sich Gyan Bahadur sehr aufgeregt und einfach gesagt, er sei auch Polizist. Er hat sich damals sehr für mich eingesetzt. Andererseits schimpfte er mich aus, weil ich ihn auf Nepali immer mit *timi* (du) anstatt mit der höflichen Form *tapain* (Sie) anredete. Aber das Nepali war ja schließlich nicht meine Muttersprache. Die Leute in Shorong sprachen eben kein Hochschulnepali. Sie hatten die Sprache nur vom Hören gelernt. Dennoch habe ich, wie überhaupt meine Generation damals, lieber Nepali gesprochen. Das war für uns modern. Wir wollten uns damit von den alten Tanten abheben, die nicht einmal die Türen öffneten, weil sie sich nicht unterhalten konnten. Sie beschäftigten daher auch keine Kami, deren Muttersprache ja das Nepali ist. Sie gaben dabei als Grund an, daß sie die Kami immer draußen vor der Tür bedienen müßten, weil diese nicht die Sherpa-Häuser betreten durften. Für uns aber war der Umgang mit den Kami eine unterhaltsame Bereicherung unseres Lebens. Unsere Kami-Freunde aus Dekhu bezeichneten meine Mutter als *tsam* (sh. Schwägerin) und meinen Vater als *daju* (nep. älteren Bruder).

In Phaphlu veranstalteten wir ein großes Abschiedsfest. Dazu kam das gesamte Expeditionsteam noch einmal zusammen. Auch Ang Geli und seine amerikanische Frau Barbara, die fließend Nepali sprach, hatten wir dazu eingeladen. Mein Dialog mit einem der an der Expedition beteiligten Mediziner bestand an jenem Abend darin, daß er mir mit einem kleinen Stöckchen scherzhaft auf den Kopf schlug. Da nahm ich einen größeren Stock und schlug ihm damit kräftig vors Schienbein. Ich weiß nicht, ob das weh tat, jedenfalls humpelte er hinterher. Irgendwann hatte Barbara ein menschliches Bedürfnis zu erfüllen. Sie ging mit einer Taschenlampe etwas abseits von der Gruppe und knipste die Taschenlampe dann aus. Da scherzten die anwesenden Nepali, man solle ihr doch einmal mit der Taschenlampe leuchten.

An einem anderen Tag kamen auch meine Eltern vorbei. Sie waren auf dem Weg zum Wochenmarkt in Dorphu. An jenem Tag hatten die Nepali den Auftrag, alle vorübergehenden Leute zu befragen, woher sie kämen und wohin sie gingen. Marlis sagte mir, ich solle jemandem, den ich gerne hätte, zum Abschied etwas schenken. Aber ich antwortete, ich hätte niemanden gerne. Ich war es nicht gewohnt, derartige Gefühle zu zeigen. So etwas tat ein Sherpa-Mädchen nicht. Man mußte immer stark sein und durfte keine Angst haben und nie müde werden. Ich war damals sehr stolz, daß ich nichts besaß, keinen Ring, keine Halskette, einfach nichts.

23 siehe oben S. ????????

Von Phaphlu gingen wir weiter nach Junbesi. Wir, das waren nun nur noch Marlis, Sushil und ich sowie einige uns begleitende Sherpa. Zu unseren Trägern gehörte auch ein junger Tibeter, der darüber jammerte, daß ihm das Erlernen des Nepali sehr schwer gefallen sei. Er erzählte schreckliche Dinge, die sich in seiner tibetischen Heimat ereignet hatten. Viele Tibeter hätten Selbstmord begangen, weil sie den Frevel, zu dem sie von den chinesischen Besatzern gezwungen wurden, nicht mehr ertragen konnten. Beispielsweise mußten die Tibeter heilige *chorten* (*stupa*) zertrümmern und die Steine dann beim Straßenbau verwenden.

In Junbesi ließen wir uns in einer kleinen Scheune nieder. Die Familie, der das Gebäude gehörte, hatte als Magd ein Kami-Mädchen in Diensten. Das war äußerst ungewöhnlich, da die Sherpa lieber Tamang als Dienstpersonal beschäftigten, weil Kami normalerweise ja die Sherpa-Häuser nicht betreten durften. Das Kami-Mädchen war sehr schön und von schlanker Gestalt. Tagsüber sind wir zu den Häusern in Junbesi gegangen, um uns mit den Leuten zu unterhalten. Aber um diese Tageszeit waren natürlich nur die Kinder anwesend, die uns dann nur sagen konnten, ihre Eltern seien arbeiten. Abends besuchten wir einen Lehrer. Er war ein ehemaliger Gurkha-Söldner, der auch die Sherpa-Sprache beherrschte und mit den Kindern in ihrer Muttersprache scherzte. An einem Tag gingen wir zu einem Laienlama, der oberhalb von Junbesi in einem großen Haus wohnte. Er hatte einen ganz unverschämten Sohn, der sich ständig von hinten anschlich und mich belästigte.

Nach einigen Tagen machten wir uns dann auf den Weg nach Kathmandu. Es gab damals nicht einmal die Straße nach Lhasa, so daß wir den ganzen Weg zu Fuß zurücklegten. In Jiri trafen wir einen nepalischen Arzt und seine hochschwängere Frau. Sie hatten in ihrem Haus ein Becken, bei dem Wasser aus einem Rohr herauskam. Davon war ich ganz fasziniert. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Die Arztfrau machte mit einem Dienstmädchen das Haus sauber. Unsere Sherpa machten sich darüber lustig, was der Arzt wohl mit seiner Frau gemacht hätte.

An einem Abend traf ich ein schluchzende Frau, die am Ufer des durch die Monsunregenfälle zu einem reißenden Strom angeschwollenen Flusses verzweifelt nach ihrem Kind rief. Das Kind war in die Wassermassen gestürzt und natürlich längst weggespült worden. Aber die Frau wollte das ganz einfach nicht wahrhaben.

Unterwegs hatte ich ausreichend Gelegenheit, der Unterhaltung unserer Träger zuzuhören. Außer dem bereits erwähnten Tibeter gehörten dazu A Tutu, ein Schamane aus Khumjung, zwei Mädchen aus Pikyongma und ein weiterer junger Sherpa. Letzterer war bereits verheiratet und erzählte ständig die intimsten Dinge aus seinem Eheleben. Auch eines der Mädchen war verheiratet. Sie jammerte darüber, daß sie keine Kinder bekäme. Das andere Mädchen berichtete, daß es noch im selben Jahr heiraten werden. Sie sei bereits fest versprochen worden.

Irgendwann kamen wir zu einer Stelle, wo die Chinesen damals gerade mit dem Bau der Straße von Kathmandu nach Lhasa beschäftigt waren. Dort sah ich zum ersten Mal einen Bagger, den ich äußerst beeindruckend fand. Dann sah ich erstmals ein Auto. Bald darauf bestiegen wir alle ein Taxi und legten damit die letzten Kilometer zur Stadt zurück. Ich fragte den Taxifahrer, warum er denn diese Spiegel am Auto hätte. Er sagte nur, die seien dazu da, damit die Autos nicht zusammenstießen; aber das habe ich nicht so ganz verstanden. Damals gab es ja selbst in Kathmandu nur ganz wenige Autos.

Beeindruckend war für mich alles, was ich da in Kathmandu zu sehen bekam. Schon die Tatsache, daß die ganze Landschaft so schön flach war, fand ich bemerkenswert. In Kathmandu kamen wir im Haus von Boris Lissanevitch unter, einem

früheren russischen Ballettänzer, der 1951 nach Nepal gekommen war. Die Bettenverteilung war etwas merkwürdig; ich schlief im großen Doppelbett und Marlis auf einem Klappbett. Am ersten Tag sagte man mir, bei Boris könne man auch drinnen im Haus zur Toilette gehen. Das war mir dann aber doch zu unanständig, und so bin ich weiterhin nach draußen in den Park gegangen. Meine Freunde drängten mich auch, ein Bad zu nehmen. Dazu mußte ein nepalischer Bediensteter ganz viel Wasser mit Eimern heranschaffen. Später fragte er dann Sushil, ob das Wasser heiß genug gewesen wäre. Als er hörte, daß ich gebadet hätte, brachte er laut sein Unverständnis zum Ausdruck, warum er denn für eine wie mich so viel Wasser hätte schleppen müssen.

Boris hatte zwei großgewachsene Tamang-Jungen, Jetha und Mainla, als Bedienstete. Zu ihren Aufgaben gehörte unter anderem, täglich das Essen für Boris aus seinem Hotel zu holen. Nachmittags kam stets eine gutgekleidete etwa dreißigjährige Frau zu ihm. Jetha und Mainla meinten, sie hätte nichts zu tun und brauche nur dort herumzusitzen. Irgendwann bin ich zu ihnen ins Zimmer gegangen. Die beiden saßen da und sagten nichts. Die Frau hatte auch kein Interesse, sich mit mir zu unterhalten und blätterte nur in Zeitungen. Da bin ich einfach wieder gegangen. Einmal kam eine Herde von Kühen in den Park und fraß die ganzen Blumen von Boris Anlage weg. Ich habe das beobachtet und interessiert zugeschaut. Später hat sich Boris sehr aufgeregt, als er die Bescherung sah. Spaß hatte ich auch an der Schar Gänse, die ein Junge jeden Abend durch den Park trieb. Neben unserem Haus war eine kleine Hütte, in der eine Familie mit zwei Töchtern wohnte. Mit den Töchtern habe ich häufig gespielt. Wir taten so, als wären wir Affen und würden bei Boris irgendetwas stehlen, was wir in Wirklichkeit natürlich nicht taten. Die beiden Mädchen schwärmten immer von Calcutta. Dort wären so viele Menschen. Ihr Traum war es, irgendwann einmal dorthin zu gehen. In ihrem Haus lebte auch noch ihre verwitwete Großmutter. Sie ging vormittags im Hotel putzen; nachmittags legte sie sich meist hin, um sich auszuruhen.

An einem Tag fuhren wir nach Budhanilkantha, einem hinduistischen Heiligtum, in dem eine auf einer Schlange ruhende und in einem Teich liegende Vishnu-Statue verehrt wird. Ein junger Brahmane, den ich dort traf, wollte mich zunächst davon abhalten, die Anlage zu betreten. Er begründete das mit meinen Schuhen. Nachdem wir uns eine ganze Zeit lang unterhalten hatten, meinte er, ich könne doch ruhig in das Heiligtum gehen.

Probleme wegen meiner Schuhe gab es auch in Baudha, als wir Sushils Großvater, den Chiniya Lama, besuchten. Die Frauen dort schimpften mich aus, weil ich einfach in sein Zimmer gegangen war, ohne die Schuhe auszuziehen. So etwas kannte ich von zu Hause nicht. Ich war so stolz, daß ich endlich einmal Turnschuhe besaß, und tat ganz einfach so, als würde ich überhaupt nichts verstehen. Später beim Abendessen sprach mich ein Onkel von Sushil in der Sprache der Sherpa von Helambu an. Ich verstand aber nicht sehr viel und dachte, er spreche vielleicht Tibetisch. Daher habe ich stumm weitergegessen. Sushils Onkel meinte dann auf Nepali, ich sei schon gestorben. Offensichtlich war er sich des großen Unterschieds der Dialekte nicht bewußt und hielt mein Verhalten für arrogant. Was mir im Chiniya Lama-Haus besonders auffiel, war der extreme Respekt der Kinder gegenüber den Eltern. Den hatten wir zu Hause zwar auch besessen, aber daß wir uns ständig vor den Eltern verneigten, das gab es doch nicht.

Abschied von Nepal

Schließlich kam der Tag, an dem wir zum Singha Darbar fuhren und meinen Reisepaß abholten. Die Gänge in dem ehemaligen Rana-Palast erschienen mir wie ein Labyrinth. Ein freundlicher kleiner Mann überreichte mir meinen Paß, den ich mit einem Fingerabdruck unterzeichnete. Offensichtlich waren noch nicht viele Pässe ausgestellt worden, denn meiner hatte die Nummer 3401.

Dann hieß es Abschied nehmen von Nepal. Ich kann mich noch erinnern, daß wir Boris ein dickes Bündel Geld für unseren Aufenthalt bei ihm überreichten. Am Flughafen flossen einige Tränen. Freunde meinten, ich solle es gut machen. Ich wußte gar nicht was auf mich zukam und habe das erst im Nachhinein verstanden. Während des Fluges nach Bombay durfte ich auch nach vorne in die Pilotenkanzel gehen. Dorji, der kleine Hund, den wir mit nach Europa nehmen wollten, weigerte sich hartnäckig, eine Kiste zu besteigen. Daher durfte er während des Fluges nach Indien bei mir auf dem Schoß sitzen. Später beim Flug nach Europa sollte das jedoch nicht mehr möglich sein.

Auf dem Flug nach Bombay lernten wir einen jungen Inder kennen, der fließend Nepali sprach. Er erzählte mir, daß tags zuvor ein Flugzeug abgestürzt sei. Ich fragte ihn, wie das denn passiert sei. Der Inder meinte, der Pilot habe sich die Stiefel ausgezogen und dabei die Kontrolle über das Flugzeug verloren. Da meinte ich, wenn es nichts Schlimmeres wäre, dann sei das ja nicht so tragisch. Ich war mir überhaupt nicht bewußt, was ein Flugzeugabsturz bedeutete.

Mit dem Flugzeug reisten auch drei europäische Nonnen. Sie waren ganz weiß gekleidet und hatten Büschel von Stoffblumen bei sich. Ich konnte es einfach nicht lassen, diese Blumenbüschel zu untersuchen, obwohl die Frauen mir auf Nepali sagten, ich solle die Finger davon lassen. In Bombay fuhren wir mit einem Bus in die Stadt. Beim Aussteigen ließen wir eine Tasche im Bus liegen, worüber Marlis schon sehr betrübt war. Später brachte ein junger Mann jedoch die Tasche vorbei, so daß sich unsere Stimmung schlagartig wieder besserte.

Der junge Mann, den wir im Flugzeug kennengelernt hatten, nahm uns mit zu seinem Haus in Bombay. So mußten wir nicht in ein Hotel gehen. In seinem äußerst sauberen Bungalow waren nur noch seine Mutter, eine sehr freundliche Dame, und eine Bedienstete. Am Abend sind wir zum Meer gefahren. Der Mond schien, und die Wellen rollten an den Strand. Es war richtig romantisch. Da fragten mich Marlis und unser indischer Freund, ob ich mit ins Wasser gehen wolle. Das verstand ich überhaupt nicht. Ich dachte, die beiden wollten mich ersäufen, und lehnte daher dankend ab.

Dann ging es weiter nach Europa. Der Abflug war abends im Dunkeln. Marlis sagte, das Flugzeug sei da, aber ich konnte in der Dunkelheit nur einen hellen Lichtstrahl erkennen. Jetzt hieß es auch, uns von Dorji zu trennen; er mußte bis Amsterdam in einem Transportbehälter weiterreisen. Während des Fluges hatte ich einen Fensterplatz, so daß ich die Aussicht genießen konnte. Irgendwann gab es Essen. Neben mir saß ein älterer Herr, der ständig einnickte. So bot ich ihm mein Kopfkissen an. Als Gegenleistung brachte er mir dafür bei, wie man mit Messer und Gabel ißt. Man wollte mir doch tatsächlich Gras zu essen geben, was ich natürlich liegen ließ. Später lernte ich, daß man dieses Gericht in Europa als Salat bezeichnet.

Beim Landeanflug auf Amsterdam konnte ich viele Schiffe erkennen. Im Flughafengebäude sah ich unzählige Frauen, die in ein komisches Gerät sprachen, an dem sich eine schwarze Schnur befand. Ich dachte mir, die Frauen müßten doch sehr schlau sein. In einer anderen Halle gab es Getränke. Ein Kellner stellte ein Glas mit einem gelben Getränk vor mich, das ich sofort runterkippte. Marlis suchte unterdessen in ihrer Tasche vergeblich nach ihrem Geld. Der Kellner nahm das jedoch nicht tragisch

und schenkte uns die Getränke. Später holten wir Dorji beim Zoll ab. Der kleine Hund war so froh und glücklich, endlich aus seinem Gefängnis befreit zu werden und uns wiederzusehen, daß er umgehend ein größeres Geschäft vor dem Tisch des holländischen Beamten erledigte. Dieser nahm es jedoch mit Humor.

In Amsterdam mußten wir noch einmal in einem Hotel übernachten. In unserem Zimmer benutzte Marlis auch so ein Gerät, das ich schon im Flughafen bei den Frauen gesehen hatte. Offensichtlich bestellte sie auf diese Weise etwas zu essen für uns. Als Marlis dann ins Bad ging, konnte ich mir nicht verkneifen, auch einmal das schwarze Gerät auszuprobieren. Ich hob den Hebel mit der Schnur hoch. Da meldete sich eine Stimme, die "Hallo!" sagte. Ich habe auch "Hallo!" gesagt und ganz schnell wieder aufgelegt.

Dann kam der Chef, den ich schon in Nepal kennengelernt hatte, und holte uns ab. Er hatte seine beiden schönen blonden Töchter mitgebracht. Unterhalten konnten wir uns noch nicht. Da ich ja nichts besaß, schenkte ich den beiden meine Paßphotos. Vielleicht waren sie auch etwas enttäuscht. Sie hatten wohl ein kleineres Kind erwartet. Später in Deutschland lernte ich dann auch die Frau und die Mutter des Chefs kennen. Leider mußte ich mich jedoch von Marlis trennen, was mir sehr schwer fiel.

So begann mein Einzug in eine für mich völlig fremde Welt. Ich brauchte sehr lange, bis ich mich einigermaßen daran gewöhnt hatte. So lernte ich erstmals Fernsehen kennen. Dort wurden teilweise sehr intime Dinge gezeigt. Das veranlaßte mich zu der Annahme, die Wände seien in Europa durchsichtig. Ich glaubte, die Leute könnten genauso auch sehen, was ich in meinem Zimmer tat. Daher habe ich mich in den ersten Tagen immer im Schrank umgezogen. Anfangs mußte ich mich überwiegend mit Zeichensprache verständigen. Mit der Zeit lernte ich jedoch auch Deutsch und konnte auch die Schule besuchen. Das Erlernen der deutschen Sprache ist mit jedoch sehr schwer gefallen. Viele Lautkombinationen konnte ich kaum aussprechen. Alles hörte sich für mich gleich an. So brauchte ich beispielsweise drei Monate, bis ich zur Großmutter des Hauses "Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag" sagen konnte.

Wanderin zwischen den Welten

Zwischenstop Indien

Nachdem ich sieben Jahre in Deutschland gelebt hatte, kehrte ich als eine Art verlorene Tochter erstmals wieder nach Hause zurück. Wir – das waren außer mir noch drei Deutsche, ein Ehepaar und ein weiterer Herr aus der Nähe meines deutschen Wohnortes – waren um 14 Uhr in Frankfurt abgeflogen. Unser Flug sollte uns über Kairo und Karatschi nach Delhi führen; eine Direktverbindung zwischen Deutschland und Nepal gab es damals noch nicht. Eine Landung in Delhi war jedoch wegen starken Nebels nicht möglich. Nachdem wir eine Zeitlang über Delhi gekreist waren und sich die Sichtverhältnisse noch immer nicht wesentlich gebessert hatten, sah sich der Pilot genötigt, Bombay anzufliegen. Um 10 Uhr morgens stiegen wir dort schließlich aus dem Flugzeug. Wir waren sehr neugierig, welcher Anblick sich uns in der Stadt bieten würde, wie das Leben dort war und die Menschen

Zwar hatte ich Bombay bereits vor sieben Jahren einmal kennengelernt, doch wirkte die Stadt erst jetzt so richtig auf mich. Unser erster Weg war eine Fahrt mit dem Taxi kreuz und quer durch das Armenviertel der Millionenstadt. Überall saßen Bettler am Straßenrand. Anfangs brannte ich darauf, diese armen Menschen zu beobachten, ihre gierigen Augen, die hungrigen Gesichter. Es handelte sich um Menschen der untersten Kasten bzw. um Kastenlose. Sie wohnten in armseligen kleinen Hütten aus Bambus und Stroh am Straßenrand. Diese Hütten besaßen weder Fenster noch Türen; es handelte sich lediglich um vier Wände mit einem Dach oben darauf. In jeder der kleinen Hütten befanden sich mindestens fünf bis sechs Kinder mit ihrer Mutter. Waschen schien diesen Leuten vollkommen fremd zu sein. Es war sehr heiß. Die Fliegen krabbelten überall auf dem Essen umher und den Leuten über das Gesicht.

Allenthalben rannten die Bettler in Scharen hinter uns her. Eine Bettlerin faßte mich am Arm und wollte unbedingt eine Rupie von mir haben. Obgleich ich mich heftig gewehrt habe, hat sie mich nicht losgelassen. Einer meiner deutschen Begleiter hat sie dann schließlich davongescheucht. Unterdessen hatte uns heimlich, ohne daß wir es bemerkt hatten, ein kleiner Junge Schuhcreme auf unsere Schuhe geschmiert. Nun machte er uns darauf aufmerksam, daß die Schuhe schmutzig wären. Es blieb uns nichts anderes übrig als sie uns von dem Jungen putzen zu lassen.

Vielfältig waren die Ansichten der indischen Großstadt – hier Armenviertel, dort schöne neue Häuser. Überall herrschte ein unwahrscheinliches Durcheinander. Immer wieder stießen wir auf Basare. Dort wurden herrliche bunte Gemälde angeboten, verschiedenste Handarbeiten, Töpfereien, Gold- und Silberschmuck, Diamanten, viele auch für mich neue, fremde, sehenswerte Sachen. Am schönsten aber war die warme Sonne, die ich im meist kühlen Deutschland doch oft vermißt hatte. Eigentlich war es ja schon mehr Hitze als Wärme. Beeindruckt war ich auch von den unzähligen Palmenbäumen. Hunde, Kühe, Autos, kleine Kinder, alte Leute, Bettler, reiche Touristen, gut gekleidete Leute, gebildete buddhistische Mönche, Hindus, Jains, Christen, Hippies, alle waren in Bewegung. Alles rannte hin und her. Die ganze Stadt schien sich

in einem unaufhörlichen Kreislauf der Bewegung zu befinden. Von allen Seiten drang Musik an unser Ohr. Bei all diesem hektischen, lebhaften Treiben war der Gesichtsausdruck der Menschen keineswegs lustig und fröhlich, eher ernst.

Abends konnten wir endlich unseren Flug nach Delhi fortsetzen. In der indischen Hauptstadt fand gerade irgendeine größere politische Veranstaltung statt. Daher hatten wir sehr große Schwierigkeiten, Hotelzimmer zu finden. Das verwunderte uns etwas bei dieser Millionenstadt. Wir blieben zwei Tage in Delhi und sahen uns die Stadt an. Der Eindruck war doch wieder anders als der von Bombay. Belustigt habe ich den Affen- und Schlangenvorführungen zugesehen. Am Straßenrand stand ein Mann mit Trommel und Flöte und ließ seine Schlangen tanzen. Zunächst lagen die Schlangen zusammengerollt in einem Korb. Wenn der Mann aber dann seine Flöte erklingen ließ, richteten sie sich auf und bewegten langsam den Kopf hin und her. Ständig stieß dabei ihre gespaltene Zunge aus dem Maul hervor. Oft ließ der Mann drei bis vier Schlangen gleichzeitig tanzen. Vor einem solchen Schlangentanz murmelte der Schlangenbeschwörer ein paar magische Formeln oder Worte zu den Schlangen. Andere Schausteller wiederum ließen kleine Äffchen tanzen, die sie an einer langen Leine führten. Jeder Schausteller hatte immer nur einen Affen. Dieser mußte mit seinen Kunststückchen, die er nicht immer willig ausführte, für seinen Herrn das Brot verdienen.

Überall sah man Menschen mit schönen, schlanken indischen Zügen. Mädchen in Gewändern aus ganz feiner orange oder grüner Seide spazierten umher. Auffallend waren immer wieder die Sikh mit ihren Turbanen; einige hatten sich auch ein paar Federn oben darauf gesteckt. Von überall her erklang typisch indische Musik, vor allem in Hindi, was mir sehr gut gefiel. In sämtlichen Geschäften liefen Radios, wobei offensichtlich eines das andere zu übertönen versuchte. Viele Schwarzhändler traten an uns heran und fragten, ob wir vielleicht Geld wechseln wollten. Sie ließen sich nicht so leicht abweisen. Auch wenn man ihnen energisch klar gemacht hatte, daß man kein Geld wechseln wollte, und dann in irgendein Geschäft ging, um etwas anzusehen oder eine Kleinigkeit zu kaufen, so standen sie anschließend, wenn man das Geschäft verließ, immer noch vor der Tür und fragten wieder, ob man nun vielleicht Geld wechseln wollte. Ständig wurde man so angesprochen. Ähnlich verhielt es sich, wenn man irgendwohin fahren wollte. Wenn eine Reihe Taxis dastand, so stritten sich die Fahrer, wer den Gast befördern durfte. Jeder wollte sich gerne ein paar Rupien verdienen. Meist siegte der Stärkere oder der Dreistere.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich auch an einen Vorfall, der sich bei unserer Ankunft auf dem Flughafen in Delhi ereignete. Da stand – wie das ja auf indischen Flughäfen und auch in Nepal so üblich ist – eine ganze Reihe von mehr oder weniger kleinen Jungen und bot den ankommenden Fluggästen an, ihnen die Koffer zu tragen. Meist scheuchten auch hier die Großen die Kleineren weg. Wir sagten uns daher: "Laßt uns doch den Kleinen auch einmal etwas tragen lassen; dann kann er sich auch ein paar Rupien verdienen. Vielleicht ist er noch nie dazu gekommen." Aber der kleine Junge konnte den schweren Koffer dann gar nicht tragen, weil er viel zu schwach dazu war.

Überall drängten die Massen. Man sah nur wenige lachende Gesichter. Die meisten waren ganz schweigsam und ernst. Sie wirkten dadurch etwas kühl. Aber vielleicht wurde dieser Eindruck in mir auch nur durch die Masse der Leute hervorgerufen. Jedenfalls wirkten alle irgendwie etwas zurückhaltend. Es fehlte die innere Fröhlichkeit; die Menschen waren gedrückt. Das hatte ich aus meiner Heimat Nepal ganz anders in Erinnerung.

Endlich wieder in Nepal

Dann kam der erste November. Ich glaube, es war ein Mittwoch – auch mein Name, Lhakpa, bedeutet ja übersetzt "Mittwoch". Das war für mich einer der schönsten Tage meines Lebens. Nur der Tag, an dem ich meinen Mann kennenlernte, war noch schöner. Es war einfach wunderbar. An jenem Tag flogen wir nämlich aus der indischen Tiefebene nach Kathmandu, in mein Heimatland Nepal. Anfangs war alles noch so flach wie in Indien, doch dann wurde die Landschaft allmählich gebirgiger. Es herrschte ein herrliches Wetter, wie gemalt, wie im Paradies. Kein Wölkchen war am Himmel zu sehen. Und unter uns wurden die Berge immer höher und höher. Nun leuchtete schon die Gebirgskette des Hohen Himalaya zum Greifen nahe. Klar und bizarr hob sie sich mit ihren Fels- und Gletschermassiven vom tiefen Blau des Himmels ab. Sie wirkte so nah, als könne man sie mit den Händen greifen. Wie reines Silber glänzten die Schneeberge. Unter den ungebrochen einwirkenden Sonnenstrahlen glitzerten sie wie Kristall. Das Herz schlug automatisch schneller in meiner Brust. Das Flugzeug machte noch einen kleinen Rundflug über die herrliche Bergwelt des Himalaya, eine Art Mountain Flight, der uns einen erhebenden Eindruck von der majestätischen Bergwelt und der natürlichen Schönheit Nepals vermittelte. Herrlich, wie die hohen Berge unter uns dahinglitten! Natürlich verstärkte die gute Wetterlage noch diesen Eindruck. Aber für mich war es wohl auch die unbeschreibliche Euphorie, wieder zu Hause zu sein. Doch erst als wir schließlich in Kathmandu landeten, dachte ich bei mir: Jetzt bist du ja in der Heimat! Aber noch immer erschien mir das Ganze wie ein Traum. Ich konnte noch nicht so recht begreifen, daß das alles Wirklichkeit war, daß ich jetzt zum ersten Mal wieder heimatlichen Boden unter den Füßen hatte, zum ersten Mal seit über sieben Jahren!

Der erste Eindruck von der Bevölkerung Kathmandus war wieder Freundlichkeit; es waren alles sehr fröhliche und freundliche Gesichter, die uns hier am Flughafen ansahen. Unser erster Weg durch die Stadt war der zum Hotel. Wir hatten uns zwar schon von Europa aus darum bemüht, jedoch hätte es uns durchaus auch passieren können, daß sämtliche Hotelbetten belegt waren. Doch wir hatten Glück, es waren genügend Unterkunftsmöglichkeiten vorhanden.

Dann machten wir unseren ersten Spaziergang durch diese "Holzstadt", wie der Name der Stadt übersetzt heißt. Warum man keinen treffenderen Namen hätte wählen können, darauf werde ich noch später zurückkommen. Typisch für Nepal stießen wir in der Stadt auf ein Gemisch der verschiedensten Völker und Rassen. So hielten sich damals auch sehr viele Tibeter dort auf. Es handelte sich dabei in der Hauptsache um Flüchtlinge aus dem von China besetzten und unterdrückten "Schneeland". Die tibetischen Flüchtlinge hatten hier im Nachbarland Nepal eine zweite Heimat gefunden und sich in einer ganzen Reihe von Tibetersiedlungen niedergelassen.

In der Stadt blühte der Andenkenmarkt. Man konnte alles kaufen, Götterfiguren und Statuen in allen Größen, *vajra*, *khukuri*, Schmuck, Textilien, vieles "very old from Tibet". Es gab aber auch Obst und Gemüse in Massen zu kaufen, doch war das alles für mich leider sehr, sehr teuer.

Die Erntezeit hatte begonnen. Überall auf den Straßen wurde schon Reis gedroschen. Alles, was Arme und Beine hatte, mußte mit anfassen: Männer, Frauen und Kinder. Dazwischen und darüber liefen die kleinen Kinder und die Hunde. Überall saßen die Leute bei der Arbeit auf dem Boden. Hier und da sah man einige, die sich gegenseitig lausteten. Anderswo wiederum saßen junge Mütter und stillten ihre Säuglinge.

Hier putzten kleine Kinder ihre Nase am Hemdärmel ab (die Kinder waren übrigens meist sehr fröhlich und immer zu allem Schabernack aufgelegt). Dort wiederum saßen Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm. Hier ging eine Frau mit einem Wasserkrug auf dem Kopf. Und dazwischen sah man immer wieder Verkaufsstände aller Art mit Kunstwerken, Lebensmitteln, herrlichen Schnitzereien, Obst – und überall wieder schreiende und lärmende Kinder. Ich wechselte ein paar Worte mit ihnen. Oft verfiel ich dabei in die deutsche Sprache. Wenn ich dann in ihre lachenden aber unverständigen Augen blickte, fiel mir wieder ein, daß sie mich ja nicht verstehen konnten. Dann redete ich wieder ein paar Worte in Englisch, aber Nepali zu sprechen, daß kam mir zunächst gar nicht in den Sinn. Sieben Jahre waren immerhin eine sehr lange Zeit, und ich hatte in dieser Zeit kaum ein Wort Nepali gesprochen, allenfalls bei gelegentlichen Kontakten zur nepalischen Botschaft in Bonn. Hinzu kam noch, daß es sich dabei ja nicht um meine Muttersprache handelte, sondern einfach um die Landessprache, die ich früher noch neben der Muttersprache zu sprechen gewohnt war. In meiner lokalen Heimat, in Shorong, Pharak und Khumbu, dem Hauptsiedlungsgebiet der Sherpa, war die Sherpa-Sprache die tägliche Umgangssprache gewesen. Es handelt sich dabei um einen tibetischen Dialekt, während Nepali eine indisch-stämmige, d.h. also eine indoeuropäische Sprache ist, die sich aus dem Sanskrit entwickelt hat und die indische Devanagari-Schrift verwendet. Ursprünglich wurde von den Sherpa nur die Sherpa-Sprache gesprochen; noch der Generation meiner Eltern war das Nepali fast vollkommen fremd. In meiner Kindheit wurde das Gebiet von Solu-Khumbu so weit administrativ-staatlich erschlossen, daß auch die nepalische Landessprache den Sherpa nicht länger verschlossen blieb. Man lernte es dann später auch auf den allerdings noch sehr, sehr verstreut liegenden Schulen – die ersten Schulen im Sherpa-Gebiet wurden in den sechziger Jahren auf Initiative von Sir Edmund Hillary, dem großen Freund und Gönner der Sherpa, errichtet –, falls man eine solche überhaupt besuchte. Dennoch bürgerte es sich allmählich allgemein ein, daß man neben der Sherpa-Sprache auch Nepali sprechen, allerdings meist nicht schreiben konnte. Wenn wir Kinder damals unsere Eltern ärgern wollten, dann sprachen wir ganz einfach Nepali, und sie verstanden kein Wort.

Aber zurück zu Kathmandu. Die Geschäfte waren nicht das Interessanteste in der nepalischen Hauptstadt. Da hatten natürlich die unzähligen Tempel den Vorrang, einer neben bzw. hinter dem anderen. Man hatte den Eindruck, als gäbe es mehr Tempel als Häuser. Und dann hatte ich noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Es lebte schließlich eine Reihe von alten Bekannten hier in Kathmandu, und die mußte ich natürlich unbedingt besuchen. Mein erster Besuch galt der Familie des auch über die Landesgrenzen hinaus bekannten Chiniya Lama. Als ich das Haus betrat, stand dort ein junger Mann mit Sonnenbrille und langen Haaren, die von einem Stirnband gehalten wurden, ein richtiger Hippityp. Kannte ich ihn etwa? Sollte das vielleicht mein guter alter Freund Sushil sein, der Enkel des Chiniya Lama? Ich sprach ihn an, und siehe da, er war es. Ich stellte mich vor; auch er hatte mich nicht sofort wiedererkannt. Ich ließ mich auf dem Fußboden nieder und erhielt eine Tasse Tee zu trinken.

Überall um mich herum herrschte ein ungeheurer Wohlstand. Der Chiniya Lama war ein sehr reicher, aber auch sehr angesehener Mann. Er war das religiöse Oberhaupt der buddhistischen Nyingmapa-Gemeinde von Baudha oder Bodhnath, einem damals noch kleinen Dorf östlich von Kathmandu, das lediglich aus einem Häuserring rund um den großen Chorten und ein paar Häusern entlang der Straße bestand. Ich nutzte die günstige Gelegenheit, mir das Dorf näher anzusehen. Anziehungspunkt war natürlich der große *chorten* (*stupa*) mit seinen unvergeßlichen ausdrucksvollen Augenpaaren, die in

alle vier Himmelsrichtungen blickten. Mahnend wirkte der scharfe und klare Blick der Augen Buddhas. Der *chorten* ist zumindest schon seit dem 5. Jh. n. Chr. als wichtiges Pilgerziel bekannt. Seine Kuppel erhebt sich über einem fünffachen Unterbau, der wiederum von einer hohen Steinmauer umgeben ist, in die rundum hölzerne Gebetsmühlen eingelassen sind. Die Spitze des *chorten* erreicht etwa eine Höhe von 40 m. Der ganze *chorten* ist in der Form eines Mandala angelegt, d.h. in der symbolischen Darstellung des Weltbildes. Dieses alte buddhistische Pilgerziel war nun auch mein Ziel. Ich kletterte die Stufen bis zum Fuße des Kuppelbaues empor, umschritt den *chorten* und ließ mich dort oben nieder. Man hatte einen herrlichen Ausblick über die ganze Umgebung bis hin nach Kathmandu. In der Ferne erkannte ich wunderbar angelegte Reisterrassen. Wie man von hier oben aus sehr gut sehen konnte, hatten die meisten Häuser Strohdächer; jedoch waren auch einige Häuser mit Ziegeln abgedeckt. Ich genoß den Anblick von dort oben sehr lange.

Wieder zurück in meinem Hotelzimmer in Kathmandu beobachtete ich zwischen den Häuserdächern hindurch das geschäftige Treiben der Menschen. Was für ein Unterschied zur ländlichen Idylle von Bauddha. Ständig drang das Hupen der Taxis – andere Autos gab es damals kaum – an mein Ohr. Und dann die vielen Tiere, die auf der Straße herumrannten! Das kam mir ja fast noch schlimmer vor als in Indien.

Zur indischen und zur chinesischen Grenze

Wir sind von Kathmandu aus mit dem Taxi ein Stück durch das Land gefahren, so auch in Richtung auf die indische Grenze, über die einzige Verbindungsstraße zwischen Indien und Kathmandu. Das war eine herrliche Fahrt. Diese Gegend meines Heimatlandes war mir damals noch unbekannt gewesen. Es gab keine Fabriken, die die Landschaft hätten verunstalten können, nur Felder, eines neben dem anderen. Und überall waren die Leute bei der Reisernte. Zwischen den Feldern sah man von Zeit zu Zeit Bananenstauden. Irgendwann haben wir dann in einem kleinen Gasthaus an einem Flußufer am Wegesrand Rast gemacht. Dort haben wir uns eine Kleinigkeit zu essen gekauft. Es liefen mehrere kleine Jungen herum. Der Kleinste war der Kellner; er hat auch nachher bei uns kassiert. Die Wände des Gasthauses waren sehr schmutzig. Überall krabbelten Fliegen auf den Speisen und Lebensmitteln herum. Dicht am Haus floß der Fluß vorbei. Latrinen und Kanäle gab es natürlich nicht. Deshalb hatten die Leute ihre Bedürfnisse überall am Flußufer entlang erledigt. Man kann sich vorstellen, daß sich in der Umgebung ein nicht gerade angenehmer Geruch verbreitete. Andererseits gab es in solchen Gasthöfen alles zu kaufen, was Nepal an Eßbarem zu bieten hatte, auch Obst und *chang*, und natürlich auch selbstgebrannten Schnaps, *arak*, ein unwahrscheinlich scharfes Getränk. Es gab in der Nähe des Hauses auch eine Brücke. Diese war aber im Gegensatz zu den Brücken, die man sonst so im Lande antraf, ziemlich stabil; vielleicht waren irgendwelche Europäer oder Amerikaner an ihrer Planung und Konstruktion beteiligt gewesen. Typisch für die nepalische Berglandschaft ist ansonsten eine Art Hängebrückenkonstruktion, manchmal in Form von Kettenbrücken, wobei der aus schmalen Brettern bestehende Laufsteg, durch kurze Seile verbunden, an zwei Ketten hing, die quer über den Fluß gespannt waren. Man mußte schon schwindelfrei sein, um solche Brücken begehen zu können. Für Tiere, selbst für Hunde, waren sie unbrauchbar.

Auf der Rückfahrt fuhren wir dicht am Rande eines Steilhanges am Fluß entlang. Man glaubte oft, jeden Augenblick hinab in die reißenden Fluten zu stürzen. Nur von Zeit zu Zeit sahen wir ein Haus am Wegesrand stehen. In der Hauptsache handelte es sich dabei um Bauernhäuser. Ansonsten sah man nur terrassenförmig angelegte Felder, Felder über Felder – braune Erde, saftige Weiden, grünende Bäume. Unterwegs begegneten uns ein paar Tamang-Frauen. Durch die Nasen trugen sie goldene oder zumindest vergoldete Ringe. Dann wieder trafen wir ein paar hochkastige Hindus, erkennbar durch ihre roten Zeichen auf der Stirn. Die Haare hatten sie mit Ölkreide glattgekämmt, regelrecht plattgedrückt. Die Frauen trugen Armreifen, die vom Ellenbogen bis zum Handgelenk reichten. Wenn sie die Arme bewegten, dann klang das wie tausend Glöckchen. Es machte jedenfalls einen ziemlichen Krach.

Eine andere Fahrt führte uns von Kathmandu aus nach Norden bis zur chinesischen Grenze. Auch hier ging die Fahrt immer am Fluß entlang. Die Flußtäler boten in diesem zerklüfteten Gebirgsland nahezu die einzige Möglichkeit für den Bau von Straßen. Natürlich bestand hier immer die Gefahr, daß die Straße durch Überschwemmungen oder Bergrutsche von Zeit zu Zeit einmal beschädigt oder zumindest unbefahrbar wurde. Dann machten ein paar Leute mit ihren primitiven Werkzeugen, ein paar Hacken und Schaufeln, die Straße wieder glatt. Aber Stabilität erreichte sie auf diese Weise natürlich nicht, und man konnte fast mit Sicherheit annehmen, daß sie beim nächsten starken Regenfall wieder zerstört werden würde. Die Straße, auf der wir fuhren, war einige Jahre zuvor von den Chinesen von Lhasa, der Hauptstadt des von ihnen besetzten Tibet, bis nach Kathmandu gebaut worden. Die Fahrt nach Norden war noch weitaus faszinierender als jene in Richtung auf die indische Grenze. Jedenfalls gefiel sie mir noch besser. Aber vielleicht war das auch das innerliche Gefühl, meiner Heimat nun noch näher zu kommen. Die Gegend wurde mir – wenn auch vielleicht nur unbewußt – vertrauter. In meinem Innern wurden wieder die lebhaftesten Erinnerungen an meine Jugendzeit wach, die ich in diesem Hochgebirgsraum verbracht hatte. Ringsum gab es nun keine Felder mehr, wie es noch in Richtung Süden der Fall gewesen war. Überall umgab uns düsterer Dschungel, dazwischen wieder schroffe Felsen. Dann erreichten wir endlich die Grenze. Hier auf unserer Seite standen nepalische Soldaten und auf der anderen Seite, nur ein paar Meter entfernt, chinesische. Fotografieren war strengstens verboten, doch gelang es meinen deutschen Begleitern, dieses Verbot mit ein paar Tricks zu umgehen. Wir sahen, daß immer noch Händler die Grenze überquerten. Sie gingen tief gebückt unter den schweren Lasten, die sie auf ihrem Rücken trugen.

Heimkehr nach sieben Jahren

Und dann sollte endlich der Tag kommen, an dem ich wieder nach Hause fliegen konnte. Schon zwei Tage zuvor hatte ich keinen Bissen mehr essen können. Ich wußte meine innere Unruhe kaum noch zu bewältigen. Ich war gerade der Kindheit entwachsen, als ich Eltern und Heimat wie über Nacht verlassen und mich in ein mir doch vollkommen ungewisses Schicksal begeben hatte. Nun also sollte ich das alles endlich wiedersehen. Was war wohl aus den Daheimgebliebenen geworden? Ob die Menschen und die Ansichten wohl noch immer dieselben waren wie früher? Ob das Leben dort fernab von jeder modernen Technik und fremden Kultur noch immer in demselben Rhythmus ablief, den es schon seit Jahrhunderten befolgte? Doch ich mußte

meine Ungeduld zügeln, wenn es mir auch noch so schwer fiel. Dann endlich kam der Tag, an dem wir mit einem kleinen Sportflugzeug in Richtung Himalaya schwebten. Unser Ziel waren die hohen Berge. Hier am Fuße – oder genauer gesagt in halber Höhe – der mächtigsten und höchsten Bergriesen der Erde war meine Heimat, mein Zuhause. Hier war ich geboren, hier war ich aufgewachsen, hier hatte ich meine Kindheit und Jugend verbracht. Es war schon ein unwahrscheinlich erhebendes Gefühl, als wir endlich in Kathmandu starteten. "Dort vorne, irgendwo in der Ferne", dachte ich bei mir, "dort muß deine Heimat sein." Wie die Wogen des Ozeans folgten Berg auf Tal und Tal auf Berg. "Dort unten, in einem dieser Täler", dachte ich mir, "dort müssen deine Verwandten wohnen, dort ist dein Heimatdorf." Das Flugzeug mußte ziemlich niedrig fliegen; für große Höhen war es nicht konstruiert. Deshalb flogen wir immer entlang der Täler oder dicht über den Bergkuppen des nepalischen Mittelgebirgsraumes dahin. Der halbstündige Flug kam mir wie eine Ewigkeit vor. Überall unter uns breiteten sich riesige Wälder aus. Unter den schräg einfallenden Sonnenstrahlen wirkte das Ganze wie eine einzige blaugrüne Fläche. Dann endlich landeten wir in Phaphlu auf der kleinen holprigen Piste, die ansonsten als Viehweide benutzt wurde. Ich holte ganz tief Luft, als ich aus dem Flugzeug kletterte. Zum ersten Mal atmete ich wieder die saubere, klare Luft meiner Heimat ein. Das war schon ein erhebendes Gefühl. Endlich war ich wieder zu Hause! Ich hatte im Verlauf der vergangenen sieben Jahre keinen Kontakt zu meinen Verwandten gehabt, ich hatte nichts von ihnen gehört oder gesehen. Zwar hatte ich über Dritte die eine oder andere Information erhalten, aber das waren alles belanglose Dinge gewesen, und die Nachrichten waren sehr selten und spärlich.

Nun gut, ich ließ halt einfach alles auf mich zukommen. Wir begaben uns als erstes von der Landepiste zum Dorf Phaphlu. Es war früher Nachmittag. Am Flugfeld hatte uns eine größere Gruppe von Leuten empfangen. Sie wußten schon, daß ein Flugzeug kommen würde. Es waren Angehörige unterschiedlicher Völkerschaften darunter: Sherpa, Tamang, Kami, tibetische Mönche und Nonnen. Als ich meinen Namen nannte, wußten alle sofort, wer ich war. Ich erkundigte mich als erstes nach dem Befinden meiner Eltern und Geschwister. Man sagte mir, daß es allen gut ginge, daß noch alle gesund und munter wären.

Dort oben im Himalaya feierte man gerade das *tihar*-Fest, es war, glaube ich, der Hundefesttag. Einige Leute zogen von Dorf zu Dorf und bekamen dann etwas Eßbares geschenkt. Vielleicht war dies einer der Gründe, daß wir im Dorf keine Träger bekommen konnten. Die Bevölkerung war zwar sehr arm und konnte jeden noch so geringen Geldbetrag dringend gebrauchen, aber das war nun halt ein Festtag, und da war nichts zu machen. Wir fanden keine Träger. Ich habe mich dann kurzerhand entschlossen, an diesem Tag schon alleine nach meinem Heimatdorf aufzubrechen. Ich konnte jedoch eine Nichte von Ang Dandi Lama und einen Tibeterjungen aus Phaphlu als Begleiter gewinnen. Die beiden unterhielten sich fast den ganzen Weg lang über Amerika; eine Schwester des Tibeterjungen namens Lhakpa war gerade nach vier Jahren aus Amerika zu Besuch gekommen. Wir hatten immerhin eine Entfernung von ca. 25 km, und das bergauf und bergab mitten durch den Wald auf unwegsamen Pfaden, vor uns. Aber ich war derartige Wanderungen, die für mich früher zum Alltag gehört hatten, wohl nicht mehr gewohnt. So hatte ich meine Kräfte doch ein klein wenig überschätzt. Dennoch raffte ich mich immer wieder auf, ich mußte ja weiter. Und mir des noch vor mir liegenden Weges bewußt ging ich dann immer schneller und schneller, quer über kleine Flüsse und über große Felsen hinweg. Ich hatte kaum einen Blick für die schöne Landschaft, die ich ja aus meiner Jugendzeit so gut kannte, für die herrlich blühenden Rhododendronbäume und das mannigfache Gezwitscher der Vögel. Ich ging

einfach nur immer weiter. So gelangten wir dann schließlich nach Taljangma. Auch hier erkundigte ich mich wieder nach dem Befinden meiner Eltern. Doch anders als in Phaphlu teilten mir hier Bekannte mit, daß mein Vater vor zwei Jahren gestorben war. Das war natürlich ein großer Schock für mich. Ich fühlte mich ziemlich bedrückt, aber so recht glauben wollte ich diese Nachricht nicht. Und so eilten wir weiter, meinem Ziel entgegen.

Wiedersehen mit der Familie

Als wir den letzten hohen Paß vor meinem Heimatdorf, den Takshindu-Paß, überquerten, sah ich, daß die Sonne bald untergehen würde. Ich hatte unterwegs ständig Durst, und so trank ich an jeder kleinen Quelle am Wegesrand etwas Wasser. Das schmeckte dort im Himalaya einfach herrlich, natürlich besonders gut, wenn man großen Durst hatte. Ich wußte aus meiner Kindheit, daß das Wasser dort noch vollkommen rein war, daß es noch nicht verschmutzt war durch die Menschen. Als Folge meines vielen Trinkens mußte ich dann bei meinem anstrengenden Fußmarsch auch tüchtig schwitzen. Am Kloster jenseits des Takshindu-Passes angekommen traf ich ein paar Nonnen. Eine von ihnen spann gerade Wolle. Ich sah sie an, sie sah mich ebenfalls an. Ich hatte großen Hunger und wollte sie daher bitten, mir etwas zu essen zu geben. Aber da dachte ich bei mir: "Diese Frauengestalt kennst du doch!" Doch ich bekam kein Wort über die Lippen. Wir starrten uns gegenseitig an und dachten wohl beide, daß wir uns irgendwie kennen mußten. Da kam mir plötzlich in den Sinn, daß diese Frau vor mir vielleicht meine Tante, die jüngere Schwester meines Vaters, wäre. Ich nannte ihren Namen, und siehe da, sie war es. Sie streckte mir ihre Zunge zum Zeichen des Erstaunens heraus, zog mich in ihre Arme und drückte mich an ihr Herz. Sie freute sich sehr, mich endlich wiederzusehen, hatten wir früher doch so viele Dinge gemeinsam unternommen. Doch dann hatte sie weniger gute Nachrichten für mich. Opa und Oma, ihre Eltern, waren gestorben. Darüber war sie noch sehr traurig. Sie bestätigte auch, daß mein Vater gestorben war. Nun war es also gewiß. Das alles zu hören, war natürlich weniger erfreulich für mich. Doch ich konnte mich nicht lange dort im Kloster aufhalten. So entschloß sich meine Tante kurzerhand, mich nach Hause zu begleiten. Unterwegs hatte sie dann unzählige Dinge zu erzählen, die für mich äußerst wichtig waren, deren Inhalt hier jedoch weniger interessieren dürfte. So erzählte sie insbesondere auch über ihr Leben als Nonne. In diesem Zusammenhang meinte sie, ich solle für sie sorgen, sie sei ja nun schon alt.

Die Dämmerung brach schon herein, als wir tief unten in der Schlucht unterhalb meines Heimatdorfes ankamen. In den tief eingeschnittenen Tälern des Himalaya bricht die Dunkelheit natürlich besonders früh und abrupt herein. So war es bereits stockfinstere Nacht, als wir endlich zu Hause ankamen. Als ich zum ersten Mal nach so langer Zeit wieder mein Elternhaus betrat, erhaschte mein erster Blick nichts als kleine Kinder. Mindestens zehn hockten dort in der Stube zusammen. Es waren alles unbekannte Gesichter; niemand war darunter, der mir im entferntesten bekannt vorkam. Umgekehrt war die Lage natürlich nicht besser: es war auch niemand darunter, der mich kannte. Da habe ich dann einfach gefragt, wo Mutter wäre. Ich erhielt zur Antwort, Mutter wäre arbeiten. Dann erkundigte ich mich danach, was das denn alles für Kinder wären, die sich dort im Haus versammelt hatten. Es stellte sich heraus, daß es sich unter

anderem um zwei kleine Schwestern von mir handelte, die während meiner Abwesenheit geboren worden waren, sowie um eine weitere Schwester, die damals, als ich nach Deutschland ging, vielleicht drei Jahre alt gewesen war. Letztere war mittlerweile auch schon groß geworden und sehr hübsch. Die gesamte Kinderbande war gerade dabei, das Abendessen zu kochen. Die drei kleinsten, darunter meine jüngste Schwester und der jüngere Sohn meines Bruders, weinten. Sie waren gerade so groß, daß sie laufen konnten. Ihr Beitrag zum Kochen ging natürlich nicht weit über dieses Weinen hinaus. Die etwas größeren jedoch waren eifrig bei der Arbeit. Sie kochten gerade Kartoffeln und steckten ständig neues Holz in den Ofen.

Ich bin dann mit meiner Tante noch weiter durch das Dorf gegangen, in Richtung auf die Felder meiner Eltern. Da kamen uns unterwegs im Dunkeln drei Frauen entgegen – bezeichnenderweise alles Witwen, wie sich später herausstellte –, nämlich meine Mutter, eine alte Freundin von mir und eine weitere Frau aus dem Dorf. Fast hätte ich meine Mutter nicht wiedererkannt. Dann habe ich mich vorgestellt: "Ich bin deine Tochter Lhakpa!" Für ein paar Sekunden erhielt ich keine Antwort. Sie war wie erstarrt. Das war so überraschend für sie. Schließlich hatte sie mich nicht erwartet; ich hatte ja nie Briefe geschrieben. Doch als sie sich wieder etwas gefaßt hatte, strahlte sie über das ganze Gesicht. Und sie erzählte mir, daß sie vor etwa zwei Monaten einen Traum gehabt habe, und zwar habe sie geträumt, ich sei nach Hause zurückgekehrt. Von diesem Traum habe sie auch anderen Leuten erzählt. Das waren ihre ersten Worte. Sie trug einen riesigen Heuhaufen auf dem Rücken. Ich sagte ihr, sie solle nicht so schwere Lasten schleppen; sie bekäme wegen ihres Kropfes ja sowieso schon schlecht Luft. Meine nächstjüngere Schwester, Passi, war noch bei dem Vieh meiner Mutter. Sie mußte aufpassen, daß nicht nachts ein Leopard oder ein anderes Raubtier kam und ein Tier riß. Ich erklärte, daß ich auch sie gerne sehen wollte. Und so machte ich mich mit meiner Tante dorthin auf den Weg. Als ich bei meiner Schwester ankam, sagte ich zu ihr: "Na, kennst du mich?" "Ja, ja", sagte sie, "ich kenne dich". Sie trug Jungenkleidung. Ich fragte sie nach dem Grund dafür. Ich erinnerte mich nämlich an meine Kindheit. Damals war ja auch ich in Jungenkleidung herumgelaufen, weil mein Vater mich immer als Sohn ausgab. Ich hatte darin ausgesehen wie ein Clown. Passi trug diese Kleidung jedoch nur wegen der Bequemlichkeit.

Es gibt viel zu erzählen

Wir sind noch am gleichen Abend nach Yawa zurückgegangen oder genauer gesagt gekrabbelt – wegen der Dunkelheit konnte man den Weg nämlich kaum noch erkennen –, und Passi nahmen wir mit. Auf einmal überkam mich die Furcht vor irgendwelchen wilden Tieren, die uns hier in der Dunkelheit anfallen könnten, Leoparden, Schlangen, Bären usw. In meiner Kindheit mochte ich vielleicht abergläubig gewesen sein, aber Angst vor der Natur hatte ich nie gekannt. Nun hatte ich vielleicht einiges von dem Aberglauben abgelegt, dafür aber überfiel mich die Angst vor wilden Tieren und ähnlichen Gefahren. Das mag seltsam klingen, spricht aber für sich. Ich schätze, daß der Aberglauben, der vielen Angehörigen meines Volkes nachgesagt wird, die Furcht vor den Gefahren der Natur weitgehend im Keime erstickt. Dazu gehört nicht nur die Angst vor wilden Tieren, sondern auch die vor Krankheiten, Bakterien und dergleichen. Nun brauchte nur ein Frosch zu quaken, schon schoß mir der Schreck in

die Glieder. Ich dachte immer sogleich, es könnte ein Leopard sein. Aber wir sind dann schließlich doch heil und unbelästigt wieder im Dorf angekommen. Dort hatte sich mittlerweile fast die gesamte Verwandtschaft in unserem Haus versammelt. Ich wußte nicht so recht, wie ich mich mit all den Verwandten und Bekannten unterhalten sollte, denn ich war anfangs ein wenig gehemmt. Ich hatte das Gefühl, meine Muttersprache, die Sherpa-Sprache, etwas vergessen zu haben. Aber vielleicht lag das daran, daß sich mein Alltagssprachschatz gewandelt und erweitert hatte, so daß mir nun oft die passenden Sherpa-Worte fehlten. Sieben Jahre waren ja schließlich eine sehr lange Zeit. Ich war gerade gut der Kindheit entwachsen, als ich die Heimat verlassen hatte, und in der ganzen Zeit hatte ich kein einziges Mal die Gelegenheit, mit irgendjemandem ein paar Worte in meiner Muttersprache zu wechseln. Daher versuchte ich nun meistens, Nepali zu sprechen. Diese Sprache war mir etwas geläufiger. Schließlich hatte ich in Kathmandu eine Woche Zeit gehabt, mich wieder an sie zu gewöhnen. Vor allem aber muß ich zugeben, daß ich auch schon in meiner Kindheit lieber Nepali als die Sherpa-Sprache gesprochen habe.

Die Leute waren sehr neugierig. Sie wollten viel darüber erfahren, wie es in Europa aussähe, wie dort das Leben wäre. Anfangs herrschte überall ein riesiger Jubel, weil ich zurückgekommen war. Man betrachtete es geradezu als ein Wunder. Man hatte schon gedacht, ich wäre gestorben oder umgebracht worden. Die meisten Mädchen, die Familie und Dorf verlassen und sich nach Indien begeben hatten, waren nie wieder zurückgekehrt. Sie waren vermutlich längst dort verheiratet oder verstorben. Es wurden Witze gerissen und sehr viel erzählt. Alle Frauen wollten von mir über Empfängnisverhütung informiert werden. Ich entgegnete, daß ich darüber nicht näher Bescheid wisse, ich sei schließlich kein Arzt. Andere wiederum fanden es schön, daß meine Hautfarbe etwas heller geworden war; daß ich so dünn war, das konnte die Leute weniger begeistern. Nach ihrer Meinung waren Körperfülle und helle Haut ein weibliches Schönheitsideal.

Und dann kam die erste Nacht, die ich wieder zu Hause verbringen sollte. Es war für mich schon eine gewaltige Umstellung, mich jetzt wieder an diese einfache Schlafstätte zu gewöhnen. Auf dem Boden wurde ein großes Kuhfell ausgebreitet, darauf legten wir – das waren insgesamt neun Mädchen – uns und deckten uns mit einer einzigen großen Decke zu. Anfangs ekelte ich mich etwas vor dem Schmutz. Vor allem hatte ich Angst, ich könnte dort auf dem Boden zwischen den anderen Mädchen Läuse bekommen. Irgendwann um Mitternacht hat dann zu allem Überfluß auch noch eine meiner kleinen Schwestern gepinkelt, so daß das ganze Kuhfell naß war. Die anderen Leute hockten noch stundenlang um das Feuer herum, unterhielten sich und tranken *chang*. Ich konnte natürlich nicht sagen, sie sollten still sein, das wäre ja unhöflich gewesen. Daher war für mich an Schlaf nicht zu denken, obwohl ich diesen nach dem anstrengenden Tag besonders dringend gebraucht hätte. So lauschte ich gezwungenermaßen noch lange den Erzählungen. Von Zeit zu Zeit kochten sich die Leute noch etwas zu essen auf dem Feuer. Die Fenster waren wegen der Kälte mit Papier, Stroh oder Flechtwerk zugestopft – Fensterscheiben gab es damals im Gebirge noch nicht. Die Tür war ebenfalls fest verschlossen. Kamine waren in Sherpa-Häusern fremd. Somit war es klar, daß sich der ganze Rauch des Feuers in dem kleinen Raum ansammelte. Da diese Situation für alle Sherpa-Häuser gleich zutreffend war, leuchtete es mir ein, warum die Sherpa fast ständig unter Augenentzündungen zu leiden hatten. Besonders hart getroffen schien mein älterer Bruder zu sein. Seine Augen waren dick rot angeschwollen, so daß er kaum noch sehen konnte. Ich forderte ihn daher auf, er solle doch nicht auch noch zusätzlich rauchen. Das sei für seine Augen sicher nicht gut.

Aus Höflichkeit hörte er dann damit auf, aber sobald ich ihm den Rücken zuehrte, qualmte er eifrig weiter.

Passi wollte noch des nachts wieder zurück zu den Tieren auf die Weide gehen, um sie vor wilden Tieren zu schützen. Aber ich sagte ihr, sie solle nicht gehen. Wenn ein Leopard käme und ein Tier risse, so würde ich dasselbe bezahlen. Passi blieb dann auch tatsächlich im Dorf und sagte: "Ich habe ja eine reiche Schwester!"

Ungekannte Konditionsmängel

Am folgenden Morgen brachen wir ganz früh auf. Ich schätze, es wird noch vor sechs Uhr gewesen sein, aber ich bin mir nicht ganz sicher, da ich trotz der langen Zeit in Europa keine Uhr bei mir hatte. Es wurde jedenfalls gerade hell, als wir aufstanden. Zum Frühstück machten wir uns Bohnen warm. Das dauerte eine Ewigkeit. Das Holz war nämlich sehr feucht und wollte nicht brennen. Da kletterte ich einfach auf das Dach und holte von dort ein Stück trockenes Holz, damit es etwas schneller ging. In der Stube sammelte sich schon wieder eine ganze Menge Rauchschwaden an, so daß die Augen brannten. Daher kletterte ich kurzerhand erneut auf das Dach und schob einfach ein paar Bretter zusammen, mit denen das Dach gedeckt war, wodurch im Dach ein großes Loch entstand. So konnte der Rauch schön nach oben abziehen. Ich war mir natürlich bewußt, daß dies keine Dauerlösung sein konnte, vor allem dann nicht, wenn es regnete. Aber für den Augenblick schien es mir sehr angebracht. Man konnte den Rauch in der Wohnung nämlich kaum noch ertragen. Deshalb hatte ich eine solche Wut und ließ mich zu dieser Handlung hinreißen.

Dann war endlich der Hunger gestillt, und wir konnten uns auf den Weg machen. Ich hatte nun ein paar starke Begleiter gefunden, zwei bis drei Vettern, einen Onkel und meinen älteren Bruder. Mein jüngerer Bruder, zu dem ich in der Kindheit und Jugend eine besonders enge Beziehung gehabt hatte, war leider in Indien beim Militär; ich sollte ihn erst vier Jahre später wiedersehen.

So brachen wir auf. Es gesellte sich schließlich noch der eine oder andere hinzu, so daß ich letztlich acht Begleiter hatte, die helfen wollten, das Gepäck zu tragen. Als wir dann endlich oben auf der Paßhöhe ankamen, hatten wir bereits einen Marsch von über drei Stunden hinter uns, waren von 2500 m auf etwa 2000 m hinab- und dann wieder auf 3100 m hinaufgestiegen. Ich fühlte mich bereits jetzt unwahrscheinlich müde, und mir wurde immer bewußter, daß ich die harten Lebensbedingungen in meiner Heimat nicht mehr gewohnt war. Die langen Jahre in Europa hatten mich doch offensichtlich sehr verweichlicht. Hinter dem Paß war der Weg dann wieder etwas angenehmer. Bereits in Taljangma trafen wir auf meine drei deutschen Begleiter, die ich in Phaphlu zurückgelassen hatte. Sie wurden von zwei Jungen geführt, die ein paar Worte Englisch sprachen. Wir konnten uns jedoch nicht lange bei ihnen aufhalten, gingen weiter nach Phaphlu, um das Gepäck zu holen. Wir schafften bis zum Abend den Weg auch wieder zurück bis Ringmo.

Bei mir machten sich jetzt neben meiner Müdigkeit zu allem Überfluß auch noch Halsschmerzen bemerkbar. Sie steigerten sich allmählich ins Unerträgliche. Wir hatten eine Flasche selbstgebrannten Schnaps, *arak*, dabei. Ein paar Schlucke daraus konnten die Schmerzen aber nur geringfügig lindern. Ich gab auch den Trägern etwas

ab; schließlich hatten sie ja schwere Lasten zu schleppen. Das hatte sie aber nicht daran gehindert, während des ganzen Weges ununterbrochen ihre Lieder zu singen. Meist waren es lustige Lieder über Sonne, Sterne, Mond, den Schatten der Bäume, über den Weg der Wolken am Himmel usw.. Ich erinnere mich insbesondere noch an ein Lied, das folgenden Inhalt hatte: Eine Frau hat einen Liebhaber, und dieser Liebhaber kommt immer dann, wenn der Ehemann gerade nicht zu Hause ist. Eines Tages aber kam er an, als der Ehemann noch im Haus war. Da hat die Frau gesungen: "Kindesvater ist zu Hause." Und dabei spielte sie mit dem Kind. Sie sang weiter: "In den Brennesseln ist Schnaps." Er solle denselben trinken und wieder nach Hause gehen.

In Ringmo übernachteten wir auf einem ganz einfachen Holzbrett. Wir hatten schlecht organisiert, und so hatten wir noch nicht einmal ein paar Decken mitgenommen, um uns zuzudecken. Meine Verwandten stellten sich etwas geschickter an. Ihnen waren die Holzbretter zu hart zum Schlafen. Deshalb legten sie sich ins Heu. Das hätte ich besser auch tun sollen, dann hätte ich in der Nacht nämlich nicht so gefroren. So hatte ich nur die Kleidung, die ich auf dem Leibe trug, und das war nicht gerade viel in einer kühlen Himalaya-Nacht. Gegen Mitternacht spürte ich schon, wie meine Halsschmerzen immer schlimmer und schlimmer wurden. Schließlich bekam ich auch noch eine Magen- und Darmverstimmung dazu. Vor der Abreise am nächsten Morgen ging es dann noch ans Bezahlen. Da waren die Wirtsleute jedoch nicht sonderlich kleinlich, sondern verlangten einen unwahrscheinlich hohen Preis. Gegenüber Europäern oder Amerikanern war das so üblich. Und da wir uns in Begleitung von drei Deutschen befanden, fielen auch wir unter den Begriff Europäer und hatten somit den gleichen Wucherpreis zu zahlen wie diese. Für das Essen und Trinken unserer ganzen Mannschaft verlangten sie sage und schreibe 100 Rupien von uns. Da mußte ich daran denken, daß wir früher nicht einmal drei oder vier Rupien besessen hatten, um unsere Steuern zu bezahlen. An diesem Tag liefen wir nur bis zum Kloster jenseits des Passes. Weil sich meine Krankheit derart verschlechtert hatte, wollten wir dort bei meiner Tante zweimal übernachten.

Mir war mittlerweile so elend, daß ich am liebsten geheult hätte. Es kündigte sich nun auch noch ein Wetterumsturz an. Mit dem schönen Ausblick der vergangenen Tage war es vorbei. Sämtliche Berggipfel verkrochen sich hinter dichten Wolkenmassen, und auch in den Tälern machte sich allmählich Nebel bemerkbar. Kurz vor Takshindu begegneten wir einem buddhistischen Mönch, der gerade zusammen mit einer Schar von Helfern damit beschäftigt war, einen *chorten* (*stupa*) mittlerer Größe, der hier am Weg stand, zu restaurieren. Wir kamen mit ihm ins Gespräch, und er bot uns an, in seinem Haus zu übernachten. Dieses Angebot nahmen wir recht gerne an. Für Essen und Trinken sollte ebenfalls gesorgt sein. Doch dieses freundschaftliche Verhältnis wurde etwas getrübt, als der Mönch sah, daß zwei meiner deutschen Reisebegleiter rauchten. Dies war nach Ansicht des Mönches in dem Zimmer, in dem sich sein Hausaltar befand, einfach undenkbar. Er sah es geradezu als eine Beleidigung der Götter an. Selbstverständlich könnten wir bei ihm wohnen bleiben, geraucht werden dürfe jedoch nicht. Damit waren allerdings meine Begleiter nicht einverstanden, so daß wir uns nach einem anderen Quartier umsehen mußten. Wir hätten natürlich auch im Haus meiner Tante übernachten können, doch standen wir dort vor dem gleichen Problem. Sie bot uns zwar an, im Erdgeschoß zu übernachten, doch war das bei der vorherrschenden Witterung ein wenig zu kalt. Überall waren die Schwierigkeiten dieselben. Schließlich fanden wir Unterkunft bei zwei alten Leuten. Sie hatten sich ganz zurückgezogen und füllten die letzten Tage ihres – wie man an den zerfurchten Gesichtern sehen konnte – sicherlich nicht leichten Lebens mit ständigem Gebet aus.

Sie hatten zwar auch einen kleinen Hausaltar, hatten jedoch nichts gegen das Rauchen einzuwenden. Die beiden Alten waren sehr fromm, sie waren aber nicht Mönch oder Nonne. So übten sie neben ihrem Beten auch noch andere Tätigkeiten aus. In den Händen der Frau ruhte die ganze Hausarbeit, während er sein Tagewerk mit Gartenarbeit, Holzhacken und dem Ausbessern der Dorfstraßen ausfüllte. Letzteres hat übrigens einen weitergehenden Sinn. Nach buddhistischer Auffassung erwirbt sich der so Handelnde Verdienste für seine zukünftige Wiedergeburt.

Mit meiner Krankheit wurde es überdies immer schlimmer. Mir war ganz schwindlig im Kopf. Außerdem tat mir der Hals so weh, daß ich kein Wort mehr reden konnte. Die einzige Möglichkeit, mich noch den anderen gegenüber verständlich zu machen, waren Fingerzeichen. Ein ganz besonderer Nachteil war dieser Umstand für die mit mir reisenden Deutschen, da sie kein Wort Sherpa-Sprache oder Nepali verstanden. Aber wenn die Halsschmerzen auch noch so stark waren, so konnten sie mich doch nicht davon abhalten, alle möglichen äußerst scharf gewürzten Speisen zu essen, z.B. trockenes Fleisch und Mehlklumpen. Nach zwei Tagen kam dann mein Onkel, der *minung* (Schamane), um die bösen Geister aus meinem Körper zu vertreiben. Ich mußte während seiner Zeremonie beten. Und so unglaublich es für europäische Ohren auch klingen mag, ich bin danach wieder gesund geworden. Es ist natürlich auch möglich, daß das Penicillin, das ich zuvor genommen hatte, endlich und zuletzt doch noch gewirkt hat, vielleicht aber auch nur mit Hilfe meines Onkels Chechang Che.

Anschließend haben wir uns dann trotz meiner starken Erkrankung wieder auf den Weg gemacht. So ging es dann von Takshindu bergab in Richtung Chulemo. Während der gesamten Wegstrecke wurde ich von meinem Bruder bzw. von meinen Vettern getragen. Sobald wir jedoch in die Nähe einer Ortschaft kamen, mußte ich auf eigenen Füßen laufen, da sich meine Verwandten sonst zu sehr schämten. In Chulemo wohnte die älteste Schwester meiner Mutter, die bereits tags zuvor vor Freude geweint hatte, als sie mich sah. In ihrem Haus bekamen wir Milch, gebackenen jungen Mais und gebratenen Salat. Da meine Tante den Kamin nie sauber gemacht hatte, klebte eine dicke Rußschicht an den Wänden, und davon war beim Kochen einiges in den Topf gefallen, so daß eine richtige Brühe entstand. Früher, in meiner Kindheit, war das auch nie besser gewesen, aber da hatte ich die Milch immer so getrunken, ohne Anstoß daran zu nehmen. Jetzt fiel mir sofort auf, daß so viel Schmutz darin war. Wir haben die Milch aber trotzdem getrunken.

Im Dorf

Wir machten uns dann jedoch sehr bald wieder auf den Weg. Sobald wir die Ortschaft hinter uns gelassen hatten, wurde ich von den Anverwandten wieder getragen. Endlich kamen wir im Tal an. Nachdem wir die Brücke des Yawa Tsangbu überquert hatten, machten wir Rast. Der Fluß floß hier mit starkem Getöse zu Tal. Doch unsere Rast sollte nicht sehr lange dauern; bald ging es wieder weiter auf die schon beschriebene Weise, diesmal jedoch bergauf. Als wir uns dann endlich Yawa näherten, stand am Wegrand eine Tante von mir mit *chang* und tanzte wie bei einer Hochzeit. Man bezeichnet das als *yangdzi* (Begrüßungstrunk). Oben im Dorf wartete schon eine ganze Horde Menschen auf uns. Es hatte sich allmählich in der Umgebung herumgesprochen, daß Lhakpa wieder nach Hause zurückgekehrt war.

Als erstes wurden nun die Sachen verteilt, die ich aus Europa mitgebracht hatte. Es handelte sich dabei in der Hauptsache um gebrauchte Kleidungsstücke; jeder bekam etwas zum Anziehen. Natürlich war längst nicht alles aus Europa. Das war schon allein wegen der Gewichtsbestimmungen des Gepäcks im Flugverkehr nicht möglich, obgleich auch die mit mir reisenden Deutschen Sachen von mir in ihrem Gepäck verstaut hatten. Aber ich hatte dann auch noch eine ganze Menge Kleidungsstücke in Kathmandu gekauft: Hosen, Jacken, Röcke, alles Dinge, die man hier im Gebirge gut gebrauchen konnte. Ich merkte auf einmal, daß die übrigen Verwandten ziemlich böse und verärgert wurden, weil sie nichts bekamen, sondern nur meine Eltern und Geschwister. Ich habe dann einfach so getan, als würde ich nichts verstehen. Es wäre absolut unmöglich gewesen, diesen Leuten die Gründe für mein Verhalten, für die Unmöglichkeit der Erfüllung ihrer Wünsche, zu erklären.

Wir blieben die folgenden beiden Tage in Yawa. Gesundheitlich ging es mir nun von Tag zu Tag auch wieder merklich besser. Das Penicillin und mein Onkel, der *minung*, hatten geradezu Wunder bewirkt. Außer der Kleidung hatte ich auch die verschiedensten Pflanzensamen aus Europa mitgebracht, in der Hauptsache Salat, Möhren und allerlei Kohlsorten. Diese Samen verteilte ich unter den Leuten, und wie ich später von meiner Schwester Passi erfahren sollte, waren diese Samen gut angewachsen und prächtig gediehen. Ich war innerlich richtig stolz, auf diese Weise etwas zur Bereicherung der Gemüsesorten in meinem Heimatdorf beigetragen zu haben.

An den Abenden, an denen ich in Yawa war, gab es natürlich Unmengen zu erzählen. Die Leute gingen daher bis spät in die Nacht hinein nicht nach Hause. Mein Bruder Gyaltsen, der handwerklich recht gut begabt ist, hatte aus ein paar Brettern drei schmale Bettstellen gezimmert, auf denen wir schlafen konnten. Auf dem Boden wurde überall Heu ausgestreut, so daß der ganze Raum noch etwas wärmer wurde. Eigentlich war dieser Raum der Wohnraum meines älteren Bruders und seiner Frau. Da diese jedoch monatelang auf den Sommerweiden oben im Gebirge gewesen waren, hatte man hier drei Ziegen untergebracht, damit diese des Nachts nicht von Leoparden gerissen werden konnten. Es war natürlich klar, daß der Raum nun sehr stark nach Ziegen stank. So wurde der Ziegenstall zu unserem Quartier, in dem die Deutschen und ich übernachteten. Das war sehr vorteilhaft für uns, da dieser Raum durch eine Trennwand vom Wohnraum meiner Mutter getrennt war, wo die engere und weitere Verwandtschaft die ganze Nacht über zusammensaß und sich mehr oder weniger laut unterhielt. Wir jedoch konnten derweil in Ruhe schlafen. Die Mauern des Zimmers waren ungewohnt kalt und kahl. Von nebenan drang manchmal Gesang zu uns herüber. Wir bekamen auch von Zeit zu Zeit etwas zu essen, meist Pellkartoffeln. Nachts bin ich wegen Magenschwierigkeiten ein paarmal vor die Tür gegangen. Während der Nacht hörte ich einige Male das Geschrei von kleinen Kindern. Als sich dann schließlich der Morgen näherte, wurde nach und nach die ganze Tierwelt wach. Hunde bellten, Hähne krächten, Hühner gackerten; für meine empfindsam gewordenen Ohren war das alles ein riesiger Krach.

Ich bin schließlich aufgestanden und zur Quelle hinuntergegangen, um mich zu waschen. Damit waren meine Verwandten jedoch nicht ganz einverstanden. Sie sagten, ich würde auf diese Weise die Quelle verschmutzen. Die *Iu*, die Wassergeister, wären dann verärgert, und mir würden alle möglichen Krankheiten drohen.²⁴ Früher war mir das alles geläufig gewesen, aber ich hatte mittlerweile so viel vergessen Ich durfte mich

²⁴ Meine deutschen Begleiter durften sich übrigens ingehindert an der Quelle waschen.

jedenfalls nicht an der Quelle waschen, sondern lediglich Wasser mit einem Eimer holen und mich abseits der Quelle reinigen. Dazu war ich natürlich etwas zu faul und habe mir daher nur das Gesicht gewaschen. Das Endergebnis war, daß ich mich vierzehn Tage lang überhaupt nicht gewaschen habe. Für europäische Ohren mag das unglaublich klingen, die einheimischen Sherpa jedoch legen nicht so viel Wert auf diese äußere Reinheit. Ich wusch mir lediglich das Gesicht und spülte den Mund kurz aus – das war alles. Mein Verhalten war also in diesem Punkt wieder genauso wie früher in meiner Kindheit.

Es wurde auch am nächsten Tag wieder viel erzählt. Eines der Hauptthemen war der grausame Tod meines Vaters. In jenem Jahr war die Ernte sehr schlecht gewesen. Es herrschte große Trockenheit. Und da es nicht so viel zu essen gab, war alles sehr teuer. Da es aber nun einmal üblich war, beim Ableben ein kostspieliges Totenfest zu veranstalten, hatte meine Mutter eine Menge Schulden machen müssen, teilweise bei meinen Onkeln, teilweise aber auch bei einem reichen Mönch von Takshindu. Diese Schulden hatte sie immer noch nicht zurückzahlen können. Daher habe ich alles Geld, das ich bei mir hatte, dagelassen. Das einzige, was ich noch besaß, war sozusagen das, was ich auf dem Körper trug, Pullover, Hose, Schuhe, Schlafanzug und Anorak. Ansonsten ließ ich alles dort zu Hause. Die Heimreise konnte ich mit leeren Koffern antreten. Dennoch übte Mutter weiterhin einen sehr großen Druck auf mich aus und wollte immer noch mehr von mir haben.

Meine ganz kleine Schwester, Dali, war besonders süß. Sie fragte dauernd: "Wann geht die fremde Frau wieder weg?" Sie wollte ständig mit dem Portemonnaie spielen; das Geld selbst interessierte sie nicht.

Eine Bekannte kam mit ihrem Kind angeschleppt. Dieses war über und über mit Pocken bedeckt und weinte ständig. Wir haben Salbe auf die Pocken getan und einen Verband angelegt. Es kamen natürlich auch noch viele andere Leute, die alle irgendwelche Medikamente haben wollten. Sie erzählten dann, zu Hause hätten Mutter, Vater, Frau, Schwester, Kinder oder wer weiß ich diese oder jene Schmerzen oder Beschwerden. Andere wiederum klagten über irgendwelche Krankheiten ihrer Tiere, z.B. daß eine ihrer Kühe irgendeine Augenkrankheit habe usw. Meine deutschen Reisebegleiter hatten jedenfalls genügend Gelegenheit, sich recht erfolgreich als Krankenpfleger und dergleichen zu betätigen. Das war natürlich eine gute Möglichkeit für sie, die Herzen der Leute zu gewinnen.

Erneuter Abschied

Als dann schließlich die Zeit für den Abschied kam, bat meine Mutter, ich solle doch noch wenigstens einen Tag länger bleiben. Aber das war natürlich unmöglich, da wir sonst das Flugzeug verpaßt hätten. So bin ich gegangen, wie ich gekommen war. Das schöne Wetter war nun auch endgültig vorbei. Es breitete sich immer mehr Nebel aus. Wir gingen auf dem gleichen Wege zurück, den wir auch als Hinweg benutzt hatten. Meine innere Stimmung war nun natürlich etwas seltsam. Ich kann sie gar nicht so recht beschreiben. Meine Gedanken drehten sich wie im Kreise. All die vielen Ereignisse der letzten Tage, die Freude des Wiedersehens, meine Krankheit, der schnelle Abschied, das alles ließ sich nicht in wenigen Minuten verarbeiten. Ich brauchte schon etwas mehr

Zeit dazu. So befand ich mich mit gemischten Gefühlen auf dem Rückweg. Die meist nebelverhüllte Umgebung nahm ich nur so nebenbei, fast im Unterbewußtsein, wahr. Nur manchmal wurde ich in die Gegenwart zurückgerufen, beispielsweise durch das schrille Kreischen der Affenherde, der wir unten im Tal begegneten. Mit Mühe und Anstrengung ging es dann wieder hinauf zum Takshindu-Paß. Unterwegs kauften wir etwas *chang*. In Chulemo aßen wir bei Verwandten ein paar Kartoffeln. Gegen Abend gelangten wir dann wieder in Takshindu an. Hier befanden wir uns mitten in den dichtesten Wolkenschichten. Es war so neblig, daß wir keinen Meter weit sehen konnten. Die ganze Welt schien im Dunst zu ersticken. Wir haben dort in Takshindu übernachtet. Ich habe zusammen mit meiner Schwester Passi auf einer Lagerstatt geschlafen. Sie und unser Bruder Gyaltsen begleiteten uns nämlich bis zum Flughafen in Phaphlu. Bezüglich der Mönche und Nonnen in Takshindu hatte ich den Eindruck, daß sie neuerdings überhaupt nicht mehr beteten. Sie arbeiteten fast ununterbrochen. Wenn ich mich so an meine Kindheit erinnere, so meine ich, daß die Mönche und Nonnen damals das Arbeiten ganz klein schrieben und den Tag fast ausschließlich im Gebet verbrachten. Jetzt aber gab es nur noch wenige, die den ganzen Tag über beteten oder einige Jungen unterrichteten. Zu diesen wenigen frommen Menschen gehörten auch die beiden alten Leute, bei denen wir wieder übernachteten. Diese saßen wirklich fast den ganzen Tag da, mit dem Rosenkranz in der Hand im Gebet versunken. Jede zweite Minute murmelten sie ihr "Om Mani Padme Hum". Es stellte sich jetzt heraus, daß auch die alte Frau gesundheitliche Probleme hatte; sie litt unter Würmern und mußte sich häufig übergeben.

Wir haben auch meiner Tante die Schulden gezahlt für alles, was wir verzehrt hatten. Sie und die Nonne, mit der sie zusammenlebte, wollten beide unbedingt mit uns nach Europa kommen. Sie sagten: "Ach, wenn morgen das Flugzeug kommt, dann könnt ihr uns doch mitnehmen." Wir hatten ziemliche Mühe, ihnen diesen Gedanken auszutreiben. Am nächsten Tag ging es dann weiter nach Phaphlu. Dort übernachteten wir im Haus von Ang Geli Lama. Er war ziemlich reich und hatte mehrere Diener in seinem Haus beschäftigt.

Auch während unseres Aufenthalts in Phaphlu war das Wetter sehr schlecht. Es zeigten sich einfach keine Anzeichen für eine Wetterbesserung. Und am nächsten Tag sollte doch bereits das Flugzeug aus Kathmandu kommen und uns abholen. So standen wir den ganzen Tag über am Rande des kleinen Landeplatzes im kalten Wind und Regen und froren und schnatterten. Aber für den Piloten war es natürlich unmöglich, bei diesen schlechten Witterungsverhältnissen den Weg durch die engen Gebirgstäler des Himalaya zu finden. Gegen Abend sind wir dann wieder ins Dorf zurückgegangen, weil wir uns sagten, daß jetzt doch kein Flugzeug mehr käme. Wir übernachteten dort nun bei Kancha Bahadur Lama und seiner Frau. Zwei ihrer Söhne waren nach Tibet gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Ein dritter Sohn wohnte in Kathmandu. Damit die alten Leute nicht so einsam waren, hatten sie einen Enkel und eine Enkelin, zwei Kinder ihrer Tochter, bei sich aufgenommen. Opa und Oma waren mit den Enkelkindern alleine zu Hause. Auch diese alten Leute waren sehr fromm. Wir kauften ein paar Kartoffeln von ihnen. Nach dem Essen haben meine Geschwister und ich etwas gesungen. Bald stimmten auch die Bewohner des Hauses mit ein. Wir waren nicht die einzigen Gäste. Es befanden sich auch noch ein paar junge Italiener dort. Diese ganze Menschenmenge legte sich dann später kreuz und quer im Zimmer zum Schlafen nieder. Erfreulich an diesem Haus war, daß sich die Leute eine Wasserleitung bis vor die Haustüre gelegt hatten, was damals im Gebirge noch äußerst selten war.

Am nächsten Morgen sind wir gleich wieder hinauf zum Flugfeld gelaufen. Heute war das Wetter etwas besser, und wir brauchten nicht sehr lange zu warten. Nach ein paar Minuten tauchte das Flugzeug auf. Meine Schwester sagte zu mir, ich solle aber ganz bestimmt wiederkommen. Sie umklammerte mich ganz fest, als das Flugzeug kam, ganz entgegen aller Sherpa-Sitten. Ich mußte schnell einsteigen. Der Pilot war sehr unfreundlich. Wir dachten, er würde uns alle mitnehmen, doch da hatten wir uns geirrt; er wollte nur die beiden Frauen mitnehmen, meine deutsche Begleiterin und mich. Da wollte ich dann lieber noch etwas bei meinen Geschwistern bleiben, weil wir ja doch nicht alle mitfliegen konnten, aber der Entschluß des Piloten stand unumstößlich fest. Unser Flug sollte ganz abenteuerlich werden. Als wir starteten, konnte man überhaupt nichts mehr sehen. Nun war der Nebel, der in den frühen Morgenstunden etwas lichter geworden war, wieder ganz dicht. Der Pilot startete sozusagen blind. Sämtliche Versuche, eine Funkverbindung mit Kathmandu herzustellen, blieben vergeblich. Dem Pilot war sichtlich anzumerken, daß es ihm überhaupt nicht paßte, bei diesem Wetter zu fliegen. Er machte aus seinem Ärger kein Hehl und war im Gegensatz zum Kopiloten uns gegenüber sehr unfreundlich. Der Flug ging immer die Täler entlang. Ich dachte die ganze Zeit über, daß dies sicherlich die letzte Stunde meines Lebens sein würde. Jeden Augenblick konnte es einen großen Knall geben und die kleine Maschine irgendwo an einem Felsen zerschellen. Immer folgte der Pilot dem Flußlauf unten im Tale. Ich dachte schon, daß jetzt bald doch das Benzin ausgehen müßte. Doch schließlich landeten wir dennoch heil und unversehrt auf dem Flughafen in Kathmandu. Unten im Flußtal war nicht so viel Nebel gewesen wie oben hoch in der Luft. So konnte man gerade noch den Fluß unten erkennen. Diesem Umstand hatten wir es vermutlich zu verdanken, daß der Flug dennoch gut verlaufen war. Am nächsten Tag hat dann eine schweizer Maschine auf unser mehrmaliges Drängen hin auch die beiden anderen Deutschen in Phaphlu abgeholt.

Pokhara

Von Kathmandu aus machten wir in den nächsten Tagen einen Ausflug nach Pokhara. Dieser Flug ähnelte sehr dem Hinflug vor ein paar Tagen nach Yawa. Ich wurde jedenfalls von dem gleichen inneren Heimatgefühl befallen wie auf jenem Flug. Mir fiel auf, daß alle Stewardessen, obgleich es sich um Hindu-Frauen handelte, tibetisch gekleidet waren, und zwar nach der neuesten tibetischen Mode, was mich ein wenig überraschte. Von unserem Hotel in Pokhara aus machten wir noch am ersten Abend einen Ausflug zu einer Tibetersiedlung dort in der Nähe. Überall bimmelten Glöckchen. Die Tibeter mit ihren langen Zöpfen, die auf dem Kopf zusammengebunden waren, boten ein farbenprächtiges Bild. An ihren Ohren leuchteten Ohringe, meist aus Gold und mit Türkisen besetzt. Sie trugen die traditionelle *chuba*, das tibetische Männergewand. Ehe wir zur eigentlichen Tibetersiedlung gelangten, mußten wir noch einen kleinen Fluß überqueren. Die Mönche des dortigen Klosters waren gerade mit Gebeten und rituellen Handlungen beschäftigt. Herrlich war es, endlich wieder die altvertrauten Klänge ihrer Musikinstrumente in meinen Ohren zu hören. Dieser Klang wurde durch die umliegenden steilen Berghänge noch um ein Vielfaches gesteigert. Viele Tibeter standen unterwegs am Wegesrand und boten uns in englischer Sprache zahlreiche Dinge zum Kauf an, meist Silberwaren verschiedenster Art oder

handgeküpfte Teppiche. Direkt neben dem Kloster befand sich eine Fabrik. Hier war eine Reihe Frauen und Mädchen mit Weben beschäftigt. Während der Arbeit sangen sie religiöse Lieder. Sobald eine ein Lied anstimmte, fielen die anderen sofort wieder mit ein. Es war der reinste Chorgesang. Wir trafen hier unter den Tibetern aber auch einen amerikanischen Lehrer mit kahlgeschorenem Kopf. Er lebte seit längerem in Kathmandu und sprach Nepali wie seine Muttersprache. Er befand sich hier in Pokhara, um auf eigene Faust ein paar Bergtouren zu unternehmen.

Wir wußten gar nicht, wo wir zuerst hinschauen sollten, so viel Sehenswertes gab es hier auf einem Fleck, Es war daher nicht verwunderlich, daß wir schließlich von der hier urplötzlich hereinbrechenden Dunkelheit überrascht wurden. Die Folge war, daß wir uns in dieser wildfremden Gegend ein wenig verirren und den richtigen Weg zum Hotel nicht sogleich fanden. Als wir endlich den Weg über den Fluß zurückgefunden hatten, war es unten im Tal schon stockfinster, während rundherum die höchsten Berggipfel in den letzten Strahlen der tiefstehenden Abendsonne glänzten, als wären sie mit einem Goldmantel überzogen. Die Sherpa nennen so etwas "Bärenmondschein". Es war ein ergreifender Anblick, der durch die krassen Gegensätze noch hinreißender wirkte. Wir sind in der Dunkelheit weitergehastet. Kurze Zeit später kam der Mond hinter den Berggipfeln hervor und beleuchtete wenigstens spärlich unseren Weg. Schließlich gelang es uns, in einem Haus am Wegesrand den Leuten nach einigem Überreden und für einen Preis von zehn Rupien die einzige verfügbare Öllampe abzukaufen, so daß die arme Familie anschließend im Dunkeln saß. Die mehr oder weniger großen Läden am Straßenrand wurden häufiger, und man kam sich fast vor wie in einem Basar. Hier herrschte noch viel Leben. So trafen wir auch ein paar junge Leute, die die Universität besucht hatten und leidlich Englisch sprachen. Sie waren hochofren, ihr Wissen an den Mann bzw. an die Frau zu bringen. Endlich und zuletzt sind wir dann doch heil und gesund, wenn auch vollkommen erschöpft, in unserem Hotel angekommen.

Am nächsten Tag kam ein hoher chinesischer Beamter zu Besuch nach Pokhara. Sein Erscheinen sorgte jedoch nur kurz für Aufruhr. Bald nahm das Leben wieder seinen gewohnten Lauf. Am Abend habe ich mit ein paar Iren, die ich im Hotel kennengelernt hatte, noch einen kurzen Spaziergang durch das Dorf – Pokhara war halt damals noch ein richtiges Dorf – gemacht. Dabei stießen wir auf einem Platz auf ein paar schon recht angetrunkene Männer. Sie tanzten zum Takt ihrer Trommeln und waren sehr lustig und ausgelassen und sangen irgendwelche Lieder, wobei es sich meist um Liebeslieder handelte.

Das Dorf Pokhara hat mir damals sehr gut gefallen. Daher war es nicht verwunderlich, daß ich auch am letzten Tag unseres dortigen Aufenthaltes wieder einen Spaziergang durch die Ortschaft machte. Unterwegs begegnete ich einer etwas seltsam anmutenden Gruppe. Vier Männer trugen eine Frau auf einer einfachen selbstgezimmerter Bahre. Sie waren auf diese Weise schon vier Tage unterwegs. Die Frau schrie und jammerte ununterbrochen. Sie war schwanger, und es waren Komplikationen eingetreten. Da man Angst hatte, sie müsse sterben, hatte man sich entschlossen, sie aus dem Gebirge hierher nach Pokhara ins Hospital zu schaffen. Die Frau klagte ständig über ihre starken Schmerzen. Die Männer schwitzten unter der schweren Last, die auf ihren Schultern ruhte.

Ein paar Schritte weiter lag ein toter Hund auf der Straße. Dieser hatte einen Menschen gebissen und war deshalb von den Leuten mit Steinen totgeschlagen worden. Der Kadaver stank schon abscheulich, doch fand sich niemand, der ihn beiseite geräumt hätte. Es war niemand zuständig.

Am Abend unterhielt ich mich mit einigen Gurung-Studenten. Sie klagten, daß sie nichts besäßen außer sich selbst. In der Nähe befand sich das Zeltlager einer Trekkinggruppe. Ich hörte, daß Mingma, ein alter bekannter aus Khumjung, unter den Sherpa sein sollte, und ging daher zu diesem Lager. Es standen dort eine Menge Zelte. Ich traf aber nur ein Mädchen an, das gerade Zwiebeln schälte. Sie sagte, Mingma sei unterwegs auf einer Bergexpedition. Also ging ich weiter. Am Fluß traf ich ein fröhliches junges Mädchen mit einem blonden Kind. Ich wunderte mich sehr, daß dieses europäische oder amerikanische Kind barfuß laufen durfte.

Am nächsten Tag sollte uns ein Flugzeug nach Kathmandu zurückbringen. Am Flughafen sah ich ein kleines Tibetermädchen, das im sandigen Boden kleine Pilze sammelte. Dann kam auch schon das Flugzeug. Es war eine größere Maschine, die viele Leute aufnehmen konnte. Unter diesen Leute waren auch einige mit gebrochenen und geschienten Armen, die sich gegenseitig mit "Grüß Gott" und "Bonjour" begrüßten. In Kathmandu blieben wir noch einige Tage; dann ging es über Delhi und Agra zurück nach Europa.

*Kolezhu!*²⁵

²⁵ "Auf Wiedersehen"; Grußformel vom Weggehenden zum Zurückbleibenden